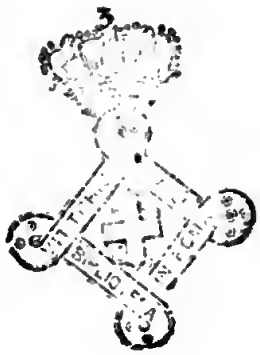
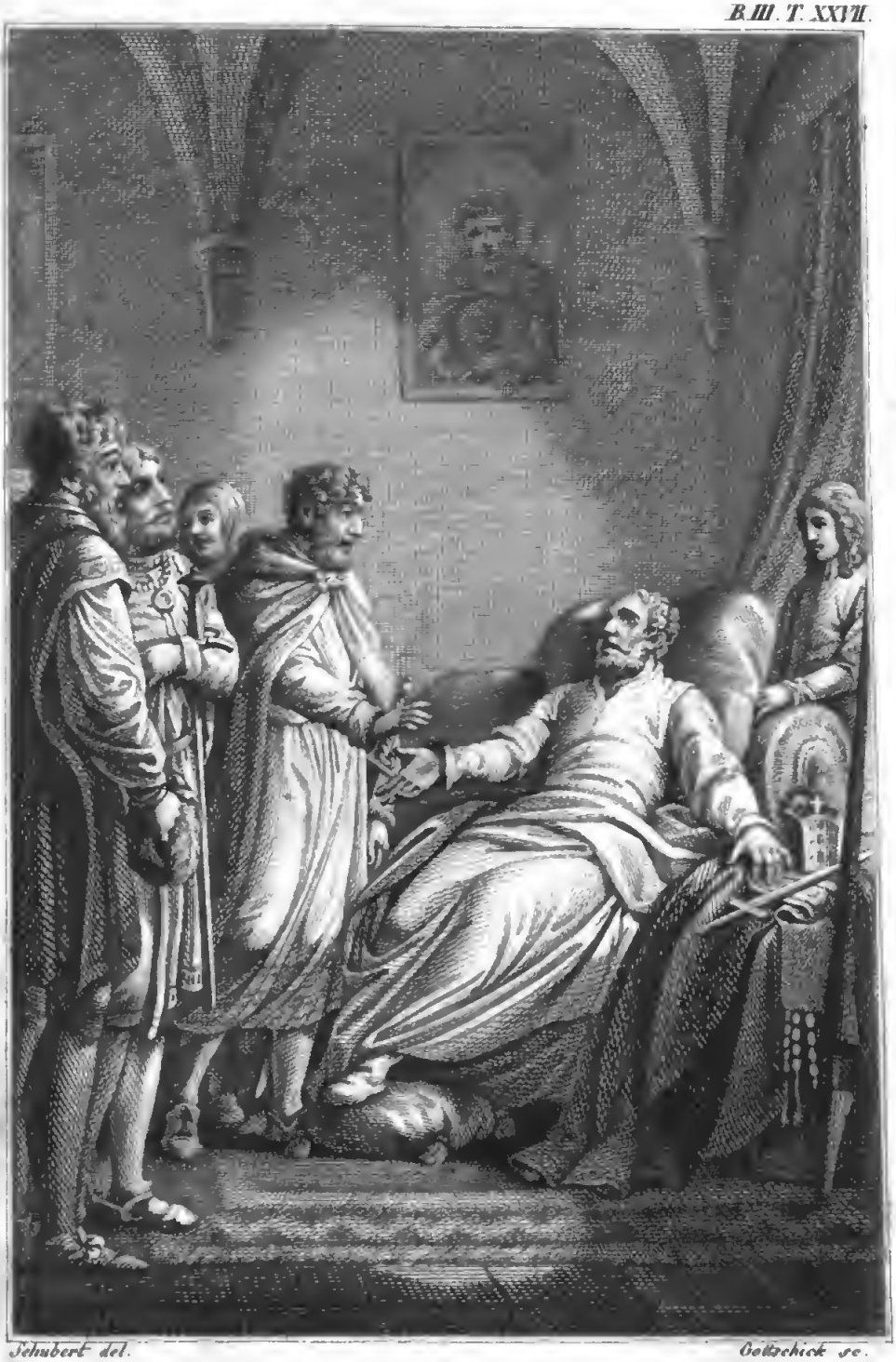
BIBLIOTECA NAZIONALE VITTORIO EMANUELE
201
46 C
11

1525. h.

F. Müller
Ex libr. patr. dil.

Digitized by Google





Schubert del. Geissler sc.

Edelsinn des Königs Konrad I.

Historischer Bildersaal

oder

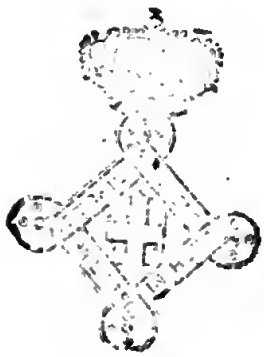
Denkwürdigkeiten

aus der neuern Geschichte.

Ein Lehr- und Lesebuch für gebildete Stände

von

Christian Ferdinand Schulze,
Professor am Gymnasium zu Gotha.



Dritter Band.

Mit zwölf Kupfern
nach Schubert'schen Zeichnungen.

Wohlfeilere Ausgabe. Ladenpreis 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Kr.

Gotha,
bey Justus Perthes. 1817.

Vorrede.

Indem ich diesen dritten Theil des historischen Bildersaales meinen Lesern übergebe, erneuert sich mir das Andenken an meinen verehrten Freund, den Diaconus Lossius in Erfurt, der sich zur Herausgabe dieses Werkes mit mir vereinigt hatte, aber durch langjährige Kränklichkeit von jedem Antheil daran abgehalten, und am 27. März dieses Jahres für immer dieser Erde entrückt wurde.

Dankbare Achtung sey seinem Gedächtnisse geweihet! In ihm verloren die Seinigen einen liebreichen Vater und Freund, seine Gemeinde einen gewissenhaften Lehrer der Religion, seine Vaterstadt einen patriotischen Bürger, die Jugend, die er durch Wort und Beyspiel bildete, einen ver-

verſtändigen, eifrigen und glücklichen Führer, das leſende Publicum einen geachteten Schriftſteller. Sein Gumal und Lina, eine ſanfteindringende Erweckung religiöſer Gefühle und Geſinnungen, ſein Eobanus Heſſe, eine gründliche Schilderung des Anfangs und Fortgangs der Reformation, und ſeine moraliſche Bilderbibel, eine anziehende Darſtellung großer und edler Erſcheinungen aus dem Umkreis der alten Geſchichte, werden gewiß, wie bisher, noch vielen Leſern unterhaltende Belehrung gewähren, und ſchöne Zeugen ſeines Geiſtes und ſeiner Wirkſamkeit bleiben. — Sanft ruhe ſeine Aſche!

Im Bezug auf den gegenwärtigen Theil des hiſtoriſchen Bilderſaales habe ich nur Weniges zu bemerken. Er umfaßt, dem Plane gemäß, den ich gleich anfangs für dieſes Werk vorgezeichnet hatte, die Periode von dem Vergleich zu Verdun bis zum Anfang der Kreuzzüge, und iſt, wie ſeine Vorgänger, in zwey Abſchnitte getheilt. Der erſte derſelben enthält in vier Kapiteln eine kurze

Dar-

Darstellung der Hauptbegebenheiten dieſer Periode, bey deren Auswahl und Anordnung ich den Anſichten gefolgt bin, die ich in der Einleitung hierüber aufgeſtellt habe. Der zweyte Abſchnitt aber enthält ausführliche Schilderungen merkwürdiger Perſonen und Begebenheiten aus dem Umkreis der gegenwärtigen Periode. Geordnet oder zuſammengeſtellt ſind dieſe Schilderungen, nach dem Inhalt der vier Kapitel des erſten Abſchnitts, ſo daß ſich die ſechs erſten auf das erſte, die zehn folgenden auf das zweyte, die ſiebzehnte bis ein und zwanzigſte auf das dritte, und die drey letzten auf das vierte Kapitel beziehen. Daß ich bey deren Ausarbeitung den Quellen und beſten Hülfsmitteln gefolgt bin, werden Kenner der Geſchichte leicht finden.

Am ausführlichſten iſt hier die Geſchichte Deutſchlands behandelt, nicht bloß weil ſie die Geſchichte unſers Vaterlandes iſt, ſondern auch weil gerade in gegenwärtiger Periode Deutſchland an Macht und Anſehn jeden andern Staat Europens überwog. Auch wird es hoffentlich niemand

mand tadeln, daß die Darstellung der Geschichte Deutschlands hier über das Ende der gegenwärtigen Periode, oder über die ersten Anfänge der Kreuzzüge hinausreicht. Denn zweckmäßiger schien es, die Geschichte des fränkischen Regentenstammes und eines großen Streites, des Streites über die Investitur, zu Ende zu erzählen, als, um des angenommenen Endpunkts willen, mitten in diesen Erzählungen abzubrechen.

Der folgende Theil wird die Geschichte von den Kreuzzügen bis zur Reformation enthalten, und es ist des Verfassers, wie des Verlegers, eifrigstes Streben, denselben so bald als möglich erscheinen zu lassen.

Gotha, den 1. Oct. 1817.

Christian Ferdinand Schulze.

Dritte Periode

von dem

Vergleich zu Verdun

bis zum

Anfang der Kreuzzüge,

843 — 1096.

Erſter Abſchnitt.

Darſtellung der Hauptbegebenheiten von dem Vergleich zu Verdun bis zum Anfange der Kreuzzüge, 843 — 1096.

Einleitung.

Wir treten jetzt in einen Zeitraum, der zwar ſeinem Umfange nach kurz und beſchränkt, aber ſeinem Inhalte nach merkwürdig und manchfaltig iſt.

Er umfaßt nur drittehalb Jahrhunderte, der Schauplatz ſeiner Hauptbegebenheiten iſt Europa, und genau genommen nur das weſtliche. Aus dem nördlichen Europa leuchten große Kräfte hervor, aber ſie machen ſich mehr im Auslande, als in der

Heimath bemerkbar. Noch dunkler bleibt uns das nordöſtliche Europa. Das ſüdöſtliche Europa, wo das oſtrömiſche Reich ſein ſchwaches Daſeyn friſtet, hat wenig Anziehendes; Afrika entgeht unſern Blicken; und was in Aſien Türken und Mongolen nach dem Untergange der arabiſchen Macht beginnen, das führt erſt der folgende Zeitraum hervor.

Nur mit Grauen mochte man ſonſt den gegenwärtigen Zeitraum betreten; man nannte ihn einen Zeitraum der Finſterniß, Barbarey und Zerrüttung, und ſchalt ſeine Ergebniſſe unbedeutend, eintönig und unerfreulich. Aber eitel iſt jenes Grauen, einſeitig dieſe Schmähung! Freylich findet man, beſonders im Anfange dieſes Zeitraums, viel Abſchreckendes. Man ſieht Ländergier und Schwäche der Könige, Untreue und Vergrößerungsſucht der Großen, Raubzüge und Gewaltthätigkeiten wilder Völker; Wiſſenſchaften und Künſte ſcheinen dem Aberglauben und der Rohheit, Recht und Geſetze der Gewalt und den Waffen zu unterliegen; jeder Mächtige greift um ſich, und alle Zerrüttungen der Lehnsverfaſſung und alle Bedrückungen der Hierarchie kommen zum Vorſchein. Aber mitten in dem verworrenen Treiben der Rohheit und Selbſtſucht waltet die ordnende Weltregierung, die, ſich ewig gleich in ihrer Güte und Weisheit, kein Zeitalter

verläßt, jedem das giebt, was ihm nützt, und in das gegenwärtige Uebel den Keim zu einem künftigen Guten legt. Auch dieses Zeitalter hat sie nicht verlassen, auch ihm gegeben, was ihm nützt, und durch das Uebel, das sie von ihm nicht abwenden konnte oder wollte, eine bessere Zukunft vorbereitet. So sehen wir hier die Keime sich entfalten, aus denen unsere Zeit hervorgegangen ist; große Charactere entwickeln sich, Männer voll Muth, Kraft und Vaterlandsliebe treten hervor, und wirken zum Segen ihrer Mit- und Nachwelt; immer lebendiger wird das Streben nach gesellschaftlicher Ordnung; Städte blühen auf und heilsame Staatseinrichtungen; der fast endlose Kampf der Freyheitsliebe mit der Herrschsucht bewahrt vor Erschlaffung, übt den Geist und bildet ein gesundes, kraftvolles Geschlecht; und selbst die Macht, die, auf Argliſt und Aberglauben gebaut, über alle Gewalten sich erhebt, die die Geister fesselt und die Staatskräfte lähmt, die Macht des Pabstes, wirkt für diese Zeiten wohlthätig, vielleicht ohne es zu wissen oder zu wollen, als ein Werkzeug der ewigen Vorsehung, die selbst menschliche Leidenschaften zu ihren Zwekken lenket, und unser Geschlecht oft auf dunkeln Wegen, aber gewiß immer mit Weisheit leitet. — Also nicht eine Zeit tiefer Erniedrigung, oder eines allgemeinen Verfalls wollen wir diesen Zeitraum nennen, sondern vielmehr eine Zeit des Aufbauens

und

und der Entwickelung, oder die Vorbereitung einer lichtvollern Zukunft.

Aber nur im Stillen reift das Gute, oft lange im Verborgenen wirksam, ehe es zur Anschaulichkeit gelangt, und Manchfaltiges gehört zum Bau eines großen Ganzen. Darum erscheinen auch die Begebenheiten, die der gegenwärtige Zeitraum enthält, bald so abgerissen und vereinzelt, bald so verschiedenartig und gedrängt, daß es Mühe kostet, sie gehörig zusammen zu fassen und zu behalten. Durch die Manchfaltigkeit des Einzelnen wird der Blick zerstreut, und leicht verliert sich die Aussicht aufs Ganze.

Wichtig ist es daher, die einflußreichsten Begebenheiten aufzusuchen, festzuhalten und in eine leicht übersehbare Ordnung zu stellen. Aber welches sind diese Begebenheiten? und wie sind sie aneinander zu reihen? — Wir versuchen es, sie hier zu bezeichnen, und darnach den Plan zu bestimmen, den wir in der folgenden Darstellung befolgen werden.

Das große Frankenreich, mit dessen Schilderung die vorige Periode schloß, zieht am Anfang der gegenwärtigen zuerst unsere Aufmerksamkeit auf sich. Aber in welcher Lage finden wir dasselbe?

Er

Er besteht nicht mehr, der Koloß, den Karl der Große aufgethürmt hatte: seine Enkel haben ihn zu Verdun in drey Staaten getheilt, die sich bald als verschiedene Reiche betrachten und gegenseitig befehden. Sie besteht nicht mehr, die gewaltige Kraft, mit der Karl der Große überall Ordnung und Ruhe erhielt: seine Enkel sind größtentheils schwache Fürsten, von Herrschsucht und Ländergier geleitet, und, wie sie sich gegen ihren Vater empört haben, so empören sich gegen sie ihre Söhne. Ihre Großen geistlichen und weltlichen Standes folgen diesem verderblichen Beyspiel. Ergriffen von dem Streben nach Unabhängigkeit, Reichthümern und Besitzungen, bezeigen sie sich treulos und unbeständig, und wissen immer mehr Vorrechte und Güter an sich zu bringen. Und während so die Könige in Ohnmacht und ihre Staaten in Zerrüttung versinken, werden auswärtige Feinde um so furchtbarer und gefährlicher. Aus dem Norden bricht der kühne Unternehmungsgeist der Normänner hervor, der die Küsten der Ost- und Nordsee heimsucht, selbst in das mittelländische Meer eindringt, und an vielen Orten Niederlassungen erzwingt; und fast zu gleicher Zeit dringen von Osten her die wilden Ungern in Deutschland und Italien ein, und verheeren das, was innere Kriege verschonten.

Aus dieſer Verwirrung und Schwäche hebt ſich unter allen Staaten, die ehemals zur fränkiſchen Monarchie gehört hatten, zuerſt Deutſchland ruhmwürdig hervor. Reich an wackern und kraftvollen Männern, gewinnt es unter der Leitung trefflicher Fürſten, dergleichen Heinrich I und Otto der Große, Konrad II und Heinrich III ſind, an innerer Feſtigkeit, an Macht und Einfluß nach auſſen, an Cultur des Geiſtes und Bodens. Es bringt die Kaiſerkrone an ſich, und wird mitten unter den Kämpfen, durch welche die Stände ihre Freyheit behaupten, der mächtigſte und angeſehnſte Staat in Europa.

Auſſer Deutſchland ſind Dänemark und die Normandie die einzigen Staaten, die über ihre Grenzen hinausgehen. Ein reger Unternehmungsgeiſt, das Erbe ihrer berühmten Anherren, ruhet auf ihnen. Dieß erfährt namentlich England, das am Ausgange des neunten Jahrhunderts durch ſeinen großen Alfred gegen die Dänen geſchützt und durch weiſe Geſetze erhoben, dann im Anfange des eilften Jahrhunderts eine Beute der Dänen wird, und in der zweyten Hälfte desſelben dem kraftvollen Herzog der Normandie, Wilhelm dem Eroberer, unterliegt. Dagegen ſtehen alle übrigen Staaten Europas vereinzelt da, ohne Zuſammenhang; aber kämpfend mit innern oder äuſ-

sern Feinden, und ihrer jetzigen Verfassung sich annäherend.

Indessen wird die Macht des Pabstes, die schon in der vorigen Periode geistliche und weltliche Herrschaft erstrebt hat, und in der jetzigen über alle Gewalten sich erhebt, ein Band, das die meisten Staaten Europas umschließt, und dadurch nicht nur überhaupt eine Annäherung und Verbindung derselben veranlaßt, sondern auch insbesondere das wichtige Ereigniß, womit die folgende Periode beginnt, die Kreuzzüge, zur Wirklichkeit bringt.

Aus dieser Bezeichnung der einflußreichsten Begebenheiten des gegenwärtigen Zeitraums ergiebt sich von selbst der Plan, den wir bei der Darstellung derselben zu befolgen haben. Wir werden nämlich im ersten Kapitel den Verfall des fränkischen Reichs und was darauf einwirkte, nämlich die Persönlichkeit der späteren Karolinger, die Zerrüttung im Innern und die gewaltigen Unternehmungen der Normänner und Ungern darstellen. Hierauf werden wir im zweyten Kapitel Deutschlands Erhebung, oder dessen Schicksale, seitdem es ein eigener Staat wurde, bis zum Absterben des fränkischen Regentenstammes schildern. Dann soll im dritten Kapitel von den übrigen Staaten Europas gehandelt werden, namentlich

von England, das wegen des Wechsels seiner Schicksale und wegen der Männer, die dazu mitwirkten, besonders merkwürdig ist. Endlich soll im vierten Kapitel eine Schilderung des Ursprungs und Fortgangs der Pabstmacht den Beschluß machen.

Erſtes Kapitel.

Von dem Verfall des fränkiſchen Reiches,

oder

1) von der Herrſchaft der ſpätern Karolinger; 2) von den Zerrüttungen im Innern der fränkiſchen Staaten; und 3) von den Raubzügen der Normänner und Ungern.

I. Von der Herrſchaft der ſpätern Karolinger.

Nachdem das fränkiſche Reich durch den Vergleich zu Verdun unter die Söhne Ludwigs des Frommen alſo vertheilt worden war, daß Lothar Italien ſamt Lothringen, Ludwig der Deutſche Deutſchland, und Karl der Kahle Frankreich erhalten hatte *), ſo dauerte die Herrſchaft der Karolinger überhaupt noch 144 Jahre. In Kraftloſig-

*) S. hiſtor. Bilderſaal, Th. II. S. 131.

losigkeit versunken, verblühete zuerst (875) der Stamm Lothars, dann (911) Ludwigs des Deutschen, und zuletzt (987) Karls des Kahlen. An sich hatten diese Fürsten und ihre Nachkommen wenig Bedeutsames, und nur in so fern das Schicksal der Staaten von der Persönlichkeit ihrer Regenten abhängt, ist es wichtig, sie näher kennen zu lernen.

1) Lothar und dessen Nachkommen, oder die Karolinger in Italien.

Mit dem Vergleich zu Verdun schien Lothars Herrschsucht auf einmal gelähmt. Er kam nicht wieder nach Italien, zog bloß einige Male gegen die Normänner, und blieb meist in Aachen, wo er den Unordnungen in der Kriegsverfassung zu steuern suchte. Doch war er nicht im Stande, sein Reich gegen die Normänner, die es im Norden, und gegen die Griechen und Saracenen, die es im Süden beunruhigten, hinlänglich zu schützen. Auch wurde er der Regierung, um derenwillen er vorher so viele Ungerechtigkeiten begangen hatte, frühzeitig überdrüßig. Italien trat er schon 844 seinem ältesten Sohn Ludwig ab, den er in demselben Jahre nach Rom schickte, um die Römer wegen einer pflichtwidrigen Pabstwahl zu züchtigen *), und

*) Wie dieser Auftrag vollzogen wurde, wird unten im zweyten Abschnitte Num. 22 erzählt.

und dann (850) zum Mitgenoſſen der Kaiſerwürde annahm. Hierauf theilte er (855) ſein Reich unter ſeine drey Söhne, und begab ſich in das Kloſter zu Prüm im Ardennerwald, nahe bey Trier, wo er (am 28. Sept. 855) ſtarb.

Sein älteſter Sohn, Ludwig II, behielt Italien und Rhätien ſamt der Kaiſerwürde, ſein zweyter Sohn, Lothar II, bekam Lothringen (oder die Länder zwiſchen der Nordſee, Schelde, Maas, und dem Rhein bis zum vogeſiſchen Gebirge), und der jüngſte, Karl, Burgund und Provence (den weſtlichen Theil der Schweiz und den ſüdöſtlichen von Frankreich); aber keiner dieſer ruhmloſen Prinzen brachte ſein Reich auf Nachkommen.

Zuerſt ſtarb der jüngſte, Karl (863), nach einer thatenloſen Regierung, und ſeine Brüder theilten ſich in ſeine Länder. Dann ſtarb Lothar II (8. Aug. 869), ein ſchwacher Fürſt, meineidig und unglücklich, und durch nichts bekannt, als durch ſeine Eheſtreitigkeiten *). Er hinterließ keine rechtmäßige Nachkommenſchaft. Seine Länder hätten alſo ſeinem Bruder, dem Kaiſer Ludwig II, gebührt; aber ſein Oheim, Karl der Kahle, eilte aus Frankreich herbey, und ließ ſich (9. Sept. 869)

*) Man ſehe die erſte Erzählung im zweyten Abſchnitte: "Lothar und Waldrade."

869) zum König von Lothringen krönen. Doch mußte er, von Ludwig dem Deutschen genöthigt, (Vertrag zu Merſen, 9. Aug. 870), den öſtlichen Theil (wozu die Städte Utrecht, Aachen, Metz, Cöln, Trier und Straßburg gehörten) wieder herausgeben, und ſeitdem iſt Lothringen auf lange Zeit ein Zankapfel zwiſchen Deutſchland und Frankreich geworden. Endlich ſtarb auch der älteſte Sohn Lothars, Kaiſer Ludwig II (12. Aug. 875), der in Unteritalien an den Saracenen und dem Herzog von Benevent ſehr beſchwerliche Feinde gefunden hatte. Er hinterließ nur eine Tochter Irmengard, die (876) mit Boſo, Herzog von Provence, vermählt wurde, und mit ihm erloſch Lothars männliche Nachkommenſchaft. Italien aber blieb, wie wir weiter unten ſehen werden, noch bis zum Jahr 896, doch unter manchfaltigem Wechſel, bei den Karolingern.

2) Ludwig der Deutſche und deſſen Nachkommen, oder die Karolinger in Deutſchland.

Länger als Lothars Nachkommenſchaft beſtand die Nachkommenſchaft Ludwigs des Deutſchen, des beſten unter den Söhnen Ludwigs des Frommen. Zwar war er wohl eben ſo herrſchſüchtig als ſeine Brüder; aber er handelte offener und kräftiger als ſie, und behauptete während einer

ſechs

sechs und dreyßigjährigen Regierung (840 — 876) die Grenzen seines Reichs und die Würde seiner Regierung. Die damals so fürchterlichen Normänner konnten ihm unter allen fränkischen Königen am wenigsten anhaben; die mächtigen Slaven, vornämlich die Böhmen und Mähren, die sich zu wiederholten Malen seiner Regierung zu entziehen suchten, brachte er immer wieder zur Unterwerfung. Seine Söhne empörten sich gegen ihn, aber es gelang ihm, sie ohne Blutvergießen und ohne Verlust seiner Hoheit zu beruhigen. Die meisten Händel hatte er mit seinem Bruder Karl dem Kahlen. Bald lebte er mit demselben in Bündniß, bald in Feindschaft. Unrecht von ihm war es, daß er (853) die aufrührischen Unterthanen desselben unterstützte, und (858) dessen Krone auf sein Haupt zu setzen suchte; aber Unrecht war es auch von Karln, daß dieser, allen bestehenden Verträgen zuwider, erst Lothringen (869), dann (875) die Kaiserwürde samt der ganzen Hinterlassenschaft Kaisers Ludwig II an sich riß. Um diese letzte Unbilde zu rächen, rüstete sich Ludwig der Deutsche zum Krieg; aber der Tod kam ihm zuvor. Er starb zu Frankfurt am Main, den 28. Aug. 876.

Noch bey seinem Leben hatte er auf dem Reichstag zu Forchheim 872 sein Reich unter seine drey

drey Söhne getheilt, und bey dieser Theilung verblieb es auch nach seinem Tode. Der älteste, Karlmann, erhielt das östliche Deutschland, nämlich Baiern mit den zinsbaren slavischen Völkern in Böhmen, Mähren, Oesterreich und Kärnthen; der zweyte, Ludwig III oder der Jüngere, erhielt den nördlichen und westlichen Theil Deutschlands, oder Franken, Thüringen, Sachsen, Friesland, den östlichen Theil von Lothringen, und die Hoheit über die nördlichen Slaven von Böhmen bis an die Ostsee; der jüngste endlich, Karl der Dicke, bekam das südwestliche Deutschland, oder das damalige Schwaben vom Main bis zu den Alpen, nebst einem District von Lothringen, nämlich das Elsaß. Unter sich lebten diese Brüder in guter Eintracht, aber mit auswärtigen Feinden hatten sie beständig zu kämpfen.

Zuerst von ihnen starb Karlmann (22. März 880), nachdem er nicht lange zuvor Italien an sich gebracht hatte. Er hinterließ nur einen natürlichen Sohn, Arnulf, der das Herzogthum Kärnthen bekam; Baiern aber fiel an Ludwig den Jüngern, und Italien an seinen jüngern Bruder Karl den Dicken. — Hierauf starb (20. Jan. 882) Ludwig der Jüngere, merkwürdig durch seinen Sieg bey Andernach über seinen Oheim Karl den Kahlen (876), wodurch er

sich

sich und seinen Brüdern die Hinterlassenschaft seines Vaters sicherte, und das französische Lothringen erwarb. Da er keinen männlichen Nachkommen hinterließ, so fielen seine Staaten an Karl den Dicken, der, seit 880 König von Italien und Kaiser, jetzt (882) Herr von ganz Deutschland, dann (885) auch König von Frankreich wurde, und so die ganze Monarchie Karls des Großen bis auf wenige Ausnahmen wieder vereinigte. Aber er, der schwächste und untauglichste unter allen Karolingern, war nicht im Stande, dieß große Besitzthum zu behaupten. Statt Liebe und Ehrfurcht zog er sich Haß und Verachtung zu, und schneller, als er sie erhalten hatte, verlor er alle seine Kronen. Auf dem Reichstag zu Tribur wurde er (Nov. 887) abgesetzt, worauf er (im Jan. 888) starb *). Die Staaten aber, die ihm das Glück zugewendet hatte, kamen nicht wieder unter Einen Herrn. Um Italien stritten sich Berengar, Herzog von Friaul, und Guido, Herzog von Spoleto; in Helvetien stiftete Graf Rudolf das Königreich Oberburgund; Odo, Graf von Paris, riß Frankreich an sich; Deutschland aber samt Lothringen fiel an Arnulf, Karlmanns natürlichen Sohn, bis-

*) Mehreres über ihn findet man unten in der zweyten Erzählung im zweyten Abschnitt.

bisher Herzog von Kärnthen, der vorzüglich die Absetzung Karls des Dicken bewirkt hatte.

Arnulf, der beste unter den spätern Karolingern, war der Krone würdig, die er auf dem Reichstage zu Tribur erhielt (887). Er regierte mit Nachdruck und erhielt Ruhe im Innern. Doch hätte er Deutschland noch viel nützlicher werden können, wenn er nicht, befangen von dem Streben, alle Kronen Karls des Dicken an sich zu bringen, seine Kräfte allzusehr zersplittert hätte. Indessen gewann er hohes Ansehn. Er brachte den Normännern an der Dyle, unweit Löwen, eine harte Niederlage bey (891), und nöthigte die Könige von Burgund, Frankreich und Italien seine Oberhoheit anzuerkennen. Der mächtige König der Mähren Swentebold (oder Swatopluck), vorher sein Freund, dem er selbst Böhmen zugetheilt hatte (890), wollte sich der deutschen Oberherrschaft entziehen (891); aber er besiegte ihn mit Hülfe der Ungern (893), und zwang ihn Tribut zu versprechen. Indessen trifft Arnulf'n der Vorwurf, daß er hierbei mehr seinem Unwillen als den Gesetzen der Klugheit folgte, indem er eben dadurch Deutschland einer schützenden Vormauer beraubte, und die Ungern herbeylockte. Nach Italien zog Arnulf zweymal (893 und 895), und es glückte ihm bey seinem zweyten Zuge nach Italien

lien Rom zu erobern, und die Kaiſerwürde zu erlangen (896). Aber er gewann dadurch keine bleibenden Vortheile *). Alles, was er in Italien angeordnet hatte, ward gleich nach ſeinem Wegzug wieder umgeſtoßen, und ſelbſt in Deutſchland gerieth ſein Anſehn ins Sinken. Er ließ ſich daher (897) den Eid der Treue von den Ständen erneuern. Nicht lange darauf ſtarb er (8. Dec. 899), ohne einen Nachkommen zu hinterlaſſen, der, was er angefangen hatte, weiter fortführen konnte. Seinen natürlichen Sohn, Swentebold (den Taufpathen des gleichnamigen Königs von Mähren), hatte er (894) zum König von Lothringen erhoben; aber die Lothringer waren mit ihm unzufrieden, und er ſtarb gegen ſie im Kampfe (900); ſein andrer Sohn, aus rechtmäßiger Ehe, Ludwig das Kind, war erſt ſechs Jahre alt. Dieſer Unmündige wurde, nach langen Zweifeln über die Thronbeſetzung, im Januar 900, zu Forchheim auf den deutſchen Thron erhoben, die Vormundſchaft aber dem Erzbiſchof Hatto von Mainz und dem ſächſiſchen Herzog Otto dem Erlauchten übergeben.

Doch bald merkte man, daß der König ein Kind war! Zwar wählten ihn auch die Lothringer nach

*) Man leſe die dritte Erzählung im zweyten Abſchnitt, unter der Aufſchrift: "Arnulfs Kaiſerwürde".

nach Swentebolds-Tode zu ihrem König; aber im Innern von Deutschland brachen gefährliche Fehden aus, namentlich zwischen Graf Adelbert von Bamberg und dem Bischof Rudolf von Würzburg (902 — 905), die nur durch schändliche Arglist beseitigt wurden *); die Böhmen und Mähren geriethen mit einander in Krieg, und die Ungern fielen seit 900 zu wiederholten Malen und an verschiedenen Orten in Deutschland ein, und wütheten um so frecher, je weniger die Deutschen, nicht aus Mangel an Muth, wohl aber aus Mangel an Einigkeit und an Reiterey, nachdrücklichen Widerstand ihnen entgegensetzen konnten. Glücklicherweise lebte der schwache Ludwig nur kurze Zeit. Er starb siebzehn Jahre alt, den 20. Jun. 911, und mit ihm endigte sich der Mannsstamm der Karolinger in Deutschland.

3) Karl der Kahle und dessen Nachkommen, oder die Karolinger in Frankreich.

Am längsten behaupteten sich die Karolinger in Frankreich; aber nicht zum Segen dieses Landes. Denn gerade hier gab es auch nicht einen unter ihnen, der Kraft und Regentenweisheit gezeigt hätte, und nur die gegenseitige Eifersucht der Großen,

*) Man lese die vierte Erzählung im zweyten Abschnitt: "Adelbert und Hatto".

ßen, die sich über die Wahl eines andern Herrn nicht vereinigen konnten, fristete ihr ruhmloses Daseyn.

Schon Karl dem Kahlen fehlte es ganz an dem männlichen Muthe und dem umfassenden Blick seines großen Anherrn; dagegen zeigte er Prachtliebe, Ländersucht und Treulosigkeit. Zuerst unterdrückte er die Söhne seines Halbbruders Pipin in Aquitanien (845 — 848), und brachte dieses Land an sich; aber fast um dieselbe Zeit machte sich Bretagne von ihm unabhängig (849), und die Normänner liefen (845) in die Seine und kamen bis Paris. Karl erkaufte ihren Rückzug mit siebentausend Pfund Silber, ohne sich dadurch ihrer zu entledigen; denn fast mit jedem Jahre fielen sie raubend und verwüstend Frankreich von neuem an. Dieß Ungemach empörte Karls Unterthanen. Wie schon früher die Aquitanier (853) von Ludwig dem Deutschen Hülfe erbaten und (doch vergebens) erhielten, so wendeten sich jetzt (858) die meisten der Stände Frankreichs an denselben Fürsten, und baten ihn, nach Frankreich zu kommen, die Regierung zu übernehmen, und die Normänner zurückzutreiben. Ludwig der Deutsche folgte dieser Einladung, und zu Attigny ward Karl abgesetzt und Ludwig zum König von Frankreich gekrönt (858). Doch Karl, der

BIBLIOTECA NAZIONALE VE ROMA

der nach Burgund entflohen war, schwang sich durch Nachgiebigkeit gegen die Stände bald wieder empor. Von Argliſt umſtrickt, mußte ſich Ludwig zurückziehen (859), und (Vertrag zu Coblenz, 859) zugeben, daß alles wieder auf den alten Fuß hergeſtellt wurde. Doch Karl erhielt keine Ruhe! Die Normänner ſetzten ihre Befehdungen fort, die Großen ſeines Reichs errangen ſich ein Vorrecht um das andre, ja ſein eigener Sohn Karlmann empörte ſich gegen ihn (873). Und doch trachtete er unabläſſig nach neuen Beſitzungen. Als ſein Neffe Lothar II geſtorben war (869), bemächtigte er ſich Lothringens und behauptete den weſtlichen Theil dieſes Landes. Als ſein ältrer Neffe, der Kaiſer Ludwig II geſtorben war (875), brachte er die Kaiſerwürde (25. Dec. 875) und Italien (876) an ſich. Als endlich ſein Bruder Ludwig der Deutſche geſtorben war (876), ſuchte er deſſen Söhne zu unterdrücken, und wenigſtens auch den öſtlichen Theil von Lothringen an ſich zu reißen. Doch dieß mißlang. Er wurde bey Andernach unweit Coblenz von Ludwig dem Jüngern geſchlagen (8. Oct. 876). Bald nachher zog er auf wiederholte Bitten des Pabſtes nach Italien (877), um die Saracenen zu verjagen; aber er kam nicht weiter als Pavia. Hier erſchreckte ihn die Nachricht, daß der deutſche Karlmann, der Bruder Ludwigs des Jüngern, in Anmarſch ſey.

Er

Er eilte daher nach Frankreich zurück, und starb unterwegs in einer Bauernhütte (6. Oct. 877).

Sein Sohn, Ludwig II (der Stammler), den er schon zum Thronfolger erklärt hatte, konnte nur durch neue Nachgiebigkeit gegen die Großen es dahin bringen, daß er als König anerkannt und gekrönt ward (8. Dec. 877). Aber Italien samt der Kaiserwürde konnte er nicht erlangen, und ein baldiger Tod machte seinem ruhmlosen Leben ein Ende (10. Apr. 879).

Ihm folgten seine beyden Söhne, Ludwig III und Karlmann, die gemeinschaftlich regierten, aber ohne Ansehn. Sie mußten den westlichen Theil von Lothringen an Ludwig den Jüngern abtreten, und zugeben, daß einer der Großen, Herzog Boso, Schwager Karls des Kahlen, die südlichen Provinzen (Provence, Dauphiné und Franche Comté) von dem französischen Reiche losriß, und daraus (Oct. 879) ein eigenes Königreich bildete, das das niederburgundische, oder das cisjuranische oder arelatische genannt wurde, weil es einen Theil des alten Burgunds *) umfaßte, von der westlichen Seite des Jura bis zur Saonne und Rhone sich erstreckte, und Arles zur

*) Ueber das alte Burgund s. histor. Bilders. Th. II, S. 87 u. 92.

zur Hauptstadt hatte. Ueberdieß brachen auch die Normänner zu wiederholten Malen in Frankreich ein. Nicht lange dauerte die Regierung beyder Brüder. Sie starben kurz hinter einander, Ludwig III im Jahre 882, Karlmann 884, und beide ohne männliche Erben zu hinterlassen.

Schon damals konnte man sich über die Wahl eines neuen Königs nicht vereinigen. Mehrere Monate lang blieb der Thron unbesetzt. Endlich nahm man seine Zuflucht zum Kaiser Karl dem Dicken, hoffend, er werde mittelst der Macht, die er in Händen hatte, Frankreich von den Normännern befreyen und im Innern Ruhe schaffen. Aber diese Hoffnung schlug fehl! Karl der Dicke richtete nirgends etwas aus. Er erkaufte von den Normännern, die 886 Paris belagerten, den Frieden, ließ sie dann in Burgund hausen, und verlor mit seiner Absetzung in Deutschland (887) auch den Thron von Frankreich.

Jetzt schwang sich der tapfre und kluge Odo, Graf von Paris und Orleans, ein Verwandter des karolingischen Hauses, auf den Thron; aber er hatte eine sehr unruhige Regierung. Schon die Normänner gaben ihm genug zu schaffen, und noch mehr die Großen, die ihm die Regierung streitig machten. Er suchte daher Schutz bei dem deutschen

schen König Arnulf, und erkannte dessen Oberhoheit an. Dennoch geschah es, daß Herzog Rudolf, seither Statthalter in Oberburgund (oder in den Provinzen zwischen dem Jura und den Penninischen Alpen, die jetzt einen Theil der Schweiz und Savoyens ausmachen) ein eigenes Königreich stiftete (888), das den Namen des oberburgundischen oder transjuranischen erhielt, und bald (930) mit dem niederburgundischen vereinigt wurde. Endlich ward sogar Karl der Einfältige, ein dritter Sohn Ludwigs des Stammlers, erst nach dessen Tode geboren, von der Gegenparthey zum König von Frankreich erhoben (893). Mit diesem mußte Odo nach langwierigem Kampfe theilen (897), und sterbend (Jan. 898) ihm das Ganze überlassen.

Karl, nun allein König (898 — 929), war schwachen Verstandes. Um Friede von den Normännern zu haben, gab er dem normännischen Heerführer Rollo nicht nur seine Tochter Gisela zur Ehe, sondern überließ ihm auch das Stück des nordwestlichen Frankreichs, das seitdem die Normandie hieß, und die Bretagne *). Andrerseits aber

*) Mehreres hierüber findet sich in der sechsten Erzählung des zweyten Abschnitts, mit der Aufschrift: "Rollo, erster Herzog der Normandie".

aber gewann er nach dem Tode des deutschen Königs Ludwigs des Kindes die Herrschaft über Lothringen (912). Doch was half ihm dieser Erwerb? Er mußte 924 Lothringen an Deutschland zurückgeben, und konnte nicht einmal sein Erbe behaupten. Ein Theil der Stände ergriff gegen ihn die Waffen, und wählte erst Odo's Bruder Robert (922) und nach dessen Tode (er verlor im Kampfe gegen Karln das Leben) den Herzog Rudolf zum König (923). Karl ward gefangen genommen, und starb im Gefängniß zu Peronne (9. Oct. 929); Rudolf aber behauptete sich im Besitz seiner Würde, ohne doch das tiefgesunkene Ansehn derselben wiederherstellen zu können.

Nach seinem Tode (er starb nach dreyzehnjähriger Regierung, Jan. 936) konnten sich die Großen wiederum nicht vereinigen, wer von ihnen König seyn sollte. Man rief daher nach fünfmonatlicher Erledigung des Thrones den Sohn Karls des Einfältigen, Ludwig IV, aus England zurück, der wegen seines langen Aufenthalts daselbst Ultramarinus (der über's Meer herbeygekommene) genannt wurde. Diesem (er regierte von 936 — 954) folgte sein Sohn Lothar (954 — 986) und diesem Ludwig V oder der Faule, der nur vierzehn Monate lang regierte (er starb 987). Aber diese Könige, den letzten Merovingern gleich, leb-

lebten wie nichtige Schattenbilder auf dem Thron, ohne Talente, ohne Macht, ohne Ansehen, ganz abhängig von ihren Vasallen.

Unter diesen behauptete die meiste Macht der Graf von Paris und Orleans, Herzog Hugo der Große, Sohn des Herzogs Robert, der 922 König gewesen war. Ohne selbst König zu heißen, hatte er drey und zwanzig Jahre lang (933 — 956) die größte Gewalt geübt. Er vorzüglich hatte die Absetzung Karls des Einfältigen bewirkt (923); er war dann bald die kräftigste Stütze, bald der furchtbarste Feind Ludwigs IV gewesen, und auf seine Empfehlung hatte Lothar den Thron erlangt. Hierdurch hatten sich die Franzosen allmählich an die Macht seines Hauses gewöhnt; und so geschah es, daß sein wackrer Sohn Hugo Capet nach dem Tode Ludwigs des Faulen (987) den Thron an sich und seine Nachkommen brachte. Demnach endigt sich mit Ludwig dem Faulen die Reihe der Karolinger in Frankreich, an deren Stelle von nun an die Capetinger regierten.

II. Von den Zerrüttungen im Innern der fränkischen Staaten.

Faßt man, was bis jetzt von den spätern Karolingern erzählt worden ist, zusammen, so läßt sich

sich leicht vermuthen, daß während ihrer Regierung die Verfassung ihrer Staaten große und nachtheilige Veränderungen erleiden mußte. Wirklich war dieß auch der Fall.

Karl der Große hatte das Ganze seines ausgedehnten Reichs mit Kraft zusammen gefaßt; er hatte die königliche Macht in Ansehn, die Vasallen in Gehorsam, die Geistlichkeit in Schranken, die Provinzen in Aufsicht erhalten; er hatte Uebermüthige gedemüthigt, große Herzogthümer unter Grafen vertheilt, und Sicherheit, Ordnung und Ruhe über seine Staaten verbreitet. Dieß alles änderte sich unter seinen Nachkommen: diese blieben hinter seinem Beyspiel wie hinter seiner Kraft zurück.

Um sich zu behaupten oder zu vergrößern, bedurften sie des Beystandes ihrer Vasallen. Diese aber, nach Vergrößerung und Unabhängigkeit strebend, benutzten die Schwäche, Länderſucht und Uneinigkeit der Könige zu ihrer Erhebung, und wurden übermüthig und treulos. Ergriffen von dem Gedanken, daß es nur von ihnen abhänge, wem und wie sie gehorchen wollten, thaten sie, was ihnen gutdünkte. Bald widersetzten sie sich den Königen, bald traten sie auf deren Seite und in beyderley Fällen trotzten sie ihnen Geschenke und

Vor-

Vorrechte ab. Auf dieſe Art gewannen ſie immer mehr Lehngüter, die ſie, ſo wie auch Ehrenſtellen und Aemter, in ihren Familien erblich machten. Dann eigneten ſie ſich in ihren Gebieten alle Hoheitsrechte zu, als das Recht des Kriegs und Friedens, der Geſetzgebung und Beſteuerung, der Münzen und Zölle, und endlich machten ſie auch durch Liſt und Gewalt die kleinern Allodialbeſitzer von ſich abhängig.

Aber auch die Geiſtlichkeit benutzte die Schwäche der Könige, um Reichthum und Anſehn zu erlangen. Sie brachte Güter und Schätze an ſich, indem ſie vorſpiegelte, wie verdienſtlich es ſey, Kirchen und Klöſter zu beſchenken; ſie riß ſich von dem weltlichen Gerichtszwang los, indem ſie ſich darauf berief, daß nach altgermaniſcher Sitte jeder von ſeines Gleichen gerichtet werden müſſe; ſie eignete ſich die Gerichtsbarkeit über alle Laien auf dem Gebiet der Kirche zu, indem ſie alles, was auf dieſem Gebiete war, als ihr Eigenthum darſtellte; und ſie entzog endlich auch andre Unterthanen der weltlichen Obrigkeit, indem ſie behauptete, daß ſie, begabt mit dem Amte der Schlüſſel, befugt ſey über alles, was Sünde heiße, Gericht zu halten, und daß namentlich die Entſcheidung über Eheſachen, Teſtamente, Eide und die Angelegenheiten der Witwen und Waiſen ihr zukomme.

Das

Das Nachtheilige aller dieser Neuerungen zeigte sich deutlich. Die Majestät der Könige verlor den nöthigen Glanz, ihr Titel wurde ein leerer Name, sie wurden ärmer als ihre Vasallen, konnten nicht mehr Zucht und Ordnung erhalten, mußten zusehen, wie sich ihre Großen unter einander befehdeten; die Staaten selbst löseten sich in viele einzelne Gebiete auf, und wurden dadurch zu schwach, um auswärtigen Feinden sattsamen Widerstand zu leisten; die Gesetze verloren ihre bindende Kraft; das Kriegswesen, die Gerechtigkeitspflege und alle guten Anstalten, die Karl der Große zur Aufklärung des Volkes getroffen hatte, geriethen in Verfall; fast alle rechtliche Verfassung verschwand; Verwirrung und Fehden kamen zum Vorschein; die Unterthanen, vornehmlich die Bauern, wurden hart bedrückt; Treulosigkeit, Verrath, Meineid, kurz alle Uebel, die einst in den Tagen der Merovinger geherrscht hatten, erneuerten sich.

Solche Zerrüttungen trafen am frühesten und nachtheiligsten Frankreich; aber auch Deutschland und Italien ward von ihnen heimgesucht.

1) Zerrüttungen in Frankreich.

Schon unter Karl dem Kahlen wurde die königliche Macht in Frankreich so gut als vernichtet. Denn Karl, feig und länderſüchtig, verwilligte

den

den Großen, vor denen er sich fürchtete, und deren er zur Ausführung seiner eigennützigen Plane bedurfte, ein Vorrecht nach dem andern. Im Jahr 843 mußte er ihnen versprechen, keinem anders als nach Urtheil und Recht seine Stelle zu nehmen. Im Jahre 847 mußte er die Erblichkeit aller Lehen anerkennen; auch zugestehen, daß jeder freie Mann eben so gut von den Großen als von dem König Lehen empfangen könnte, und sich des Rechts begeben, ein Heer aufzubiethen, ausser wenn ein auswärtiger Feind ins Land einfiel. Hierauf drangen ihm die Stände im Jahre 851 das Versprechen ab, in Reichssachen nichts ohne ihre Einwilligung zu verfügen. Als er dann im Jahr 858 die zum König Ludwig dem Deutschen abgefallenen Stände wieder an sich zu ketten suchte, entäusserte er sich des Strafrechts. Er versprach nämlich, jede Kränkung, die er den Ständen zufügen möchte, sogleich wieder gut zu machen, und entband sie, wofern er diesem Versprechen nicht nachkäme, des Gehorsams; ja er ertheilte ihnen sogar das Recht, sich dem Könige, falls er etwas Unrechtes von ihnen verlangen sollte, mit Gewalt der Waffen zu widersetzen. Endlich mußte er sogar die großen Amtsstellen der Herzoge und Grafen erblich machen. Und so ward eine drükkende Lehns-Aristokratie für viele Jahrhunderte in Frankreich begründet.

Der

Der Sohn Karls des Kahlen, Ludwig der Stammler, konnte nicht anders auf den Thron gelangen (877), als daß er den Großen zugestand, was sie verlangten. Da bedungen sich die weltlichen Fürsten neue Titel, Lehen und Freyheiten aus; die Geistlichen aber ließen sich versprechen, daß der König sie bey dem schützen sollte, was sie ihre kanonischen Vorrechte nannten.

Auch die Nachfolger Ludwigs des Stammlers mußten immer mehr Güter aufopfern, wodurch sie in solche Ohnmacht und Armuth geriethen, daß man von Ludwig IV erzählt, er habe von dem ganzen Reiche nichts weiter besessen als Laon. Frankreich aber ward dadurch immer mehr zerstükkelt und geschwächt, und als die Karolinger ausstarben, bestanden daselbst, ausser vielen kleinen, sieben große Kronlehen (Isle de France, Normandie, Flandern, Vermandois, Toulouse, Gascogne und Aquitanien), die nur durch den Namen eines Staates mit einander verbunden waren. Ganz Lothringen war an Deutschland gekommen, und in dem südwestlichen Frankreich hatten sich, wie schon erwähnt, zwey Königreiche gebildet, nämlich Niederburgund (879) und Oberburgund (888), die 930 miteinander vereinigt wurden, und 1032 an Deutschland fielen.

2) Zerrüttungen in Deutschland.

Auch Deutschland wurde unter den spätern Karolingern in seinem Innern zerrüttet, doch, wenigstens anfangs, nicht so sehr als Frankreich, weil es unter den deutschen Karolingern einige wackere Fürsten gab.

Ludwig der Deutsche, keineswegs so schwach und nachgebend als sein Halbbruder Karl der Kahle, ließ zwar den Ständen ihre gegründeten Rechte, und nahm in wichtigen Sachen nichts ohne ihre Einwilligung vor; aber er war doch weit entfernt, ihre Macht zu erweitern, vielmehr zog er pflichtvergessene Große vor die Reichsgerichte, und, statt Lehngüter erblich zu machen, zog er die ein, die von ihren Besitzern als erbliche Güter waren behandelt worden. Erst unter der schlaffen Regierung Karls des Dicken erhob sich die Macht der deutschen Großen zum Nachtheil des königlichen Ansehns und des deutschen Reiches überhaupt. Fast in jeder Provinz, wo, nach Karls des Großen Verfügung, nur Grafen seyn sollten, erhoben sich wieder mächtige Herzoge zur Abwehr, wie es hieß, auswärtiger Feinde. Zugleich fiengen auch andere Große an, da auf die Hülfe des Staates wenig zu rechnen war, für sich selbst zu sorgen, oder sich Bergschlösser zu erbauen, und mit streitbaren Vasallen sich zu umgeben. Aber eben

das, was ein Beförderungsmittel der Sicherheit seyn sollte, wurde Anlaß zur Unsicherheit. Es entstanden daraus innere Fehden und das Unwesen des Faustrechts, wovon Deutschland so lange und so nachtheilig heimgesucht worden ist.

König Arnulf durfte es nicht wagen, diese Neuerungen abzustellen; denn er bedurfte des Beystandes der Stände, um sich und seinem Hause den Thron zu erhalten. Doch vergab er dem königlichen Ansehn nichts, vielmehr entsetzte er die Großen, die pflichtwidrig handelten, ihrer Stellen. Aber bey der Jugend und Schwäche seines Sohnes, Ludwigs des Kindes, sank die königliche Hoheit ganz dahin. Geistliche und weltliche Stände griffen um sich. Jene brachten Befreyungen und Schenkungen aller Art an sich, und diese regierten in ihren Besitzungen, als gäbe es keinen Oberherrn. Ganz Deutschland fehlte es an Einheit, und der Reichsverband, der die Nationen der Sachsen, Thüringer, Franken, Baiern, Schwaben und Lothringer, zusammen hielt, erschien wie aufgelöst.

3) Zerrüttungen in Italien.

In Italien regten sich schon unter den ersten Karolingern von Zeit zu Zeit bedenkliche Unruhen; aber anhaltender und zerrüttender wurden diese

dieſe nach Abſetzung Karls des Dicken. Jetzt ſtritten ſich zwey mächtige Herzoge, Berengar von Friaul und Guido von Spoleto, weiblicherſeits Verwandte des karolingiſchen Hauſes, um die italieniſche Krone, die ſie abwechſelnd errangen und verloren *). Am längſten behauptete ſie Berengar, aber freylich unter vielen Schwierigkeiten. Er wurde zweymal von ſeinem Gegner Guido und deſſen Sohn Lambert verdrängt, gerieth in Abhängigkeit von dem deutſchen König Arnulf, und fand dann an dem König von Niederburgund, Ludwig, Boſo's Sohn, einen beſchwerlichen Nebenbuhler. Als aber (894) Guido geſtorben, und deſſen Sohn Lambert (898) ermordet war; Arnulf nur ſo lange, als er in Italien war, die Kaiſerkrone behauptet hatte; und König Ludwig von Berengar'n gefangen und geblendet worden war (905): ſo regierte dieſer eine geraume Zeit (905 — 921) ohne Nebenbuhler, ja er gewann ſogar die Kaiſerkrone (916), die vorher Guido, Lambert und Arnulf getragen hatten. Aber auch er mußte ein Leben voll Ehrſucht und Unruhe mit einem gewaltſamen Tode endigen. Die Spoletiniſche Parthey rief den König von Oberburgund Ru-

*) Mehreres über dieſe Kronſtreitigkeiten findet ſich in der dritten Erzählung des zweyten Abſchnitts, überſchrieben: "Arnulfs Kaiſerwürde".

Rudolf II herbey (921), und Berengar ward überwunden (923), gefangen und hingerichtet (924). Doch wurde nicht Rudolf König von Italien, sondern (durch die Ränke Irmengards, seiner Schwester) Hugo, König von Niederburgund, Ludwigs Nachfolger (926). Eine Zeitlang behauptete er die italienische Krone; auch nahm er (931) seinen Sohn Lothar II zum Mitregenten, und vermählte ihn mit Adelheiden, der Tochter Rudolfs von Oberburgund. Allein im Jahr 947 erhob sich Berengar II, Markgraf von Ivrea, mütterlicherseits ein Enkel Berengars I. Er bekam, weil Hugo verhaßt war, großen Anhang. Nun mußte Hugo nach Burgund entweichen, sein Sohn Lothar II ward (950) vergiftet, und Berengar II ward König von Italien. Doch nur auf kurze Zeit! Ihn stürzte seine Tyranney, sein Verfahren gegen die schöne Adelheide, und der durch beydes herbeygerufene deutsche König Otto I (951), mit dem einige Ruhe zurückkehrte, weil seine große Macht das Aufkommen ehrgeiziger Nebenbuhler zurückhielt.

Indessen hatten diese vielfachen Kronstreitigkeiten die zerrüttendste Verwirrung erzeugt. Ordnung und Unterwürfigkeit war verschwunden, und das Land in eine Menge größerer und kleinerer Herrschaften zerfallen. Die weltlichen Großen nämlich,

von

von den Königen mit Gütern und Titeln beschenkt, um ihnen desto treuer anzuhängen, hatten sich zu Herren erhoben, die wenig auf das königliche Ansehn achteten. Auch die Geistlichkeit und namentlich die Bischöfe hatten so große Besitzungen an sich gerissen, daß sie darin mit den weltlichen Herren wetteiferten, oft ihnen überlegen waren. Dagegen erlitten die Bewohner der Städte und die kleinern Güterbesitzer, bey den Kriegen der Könige und den Vergrößerungen der geistlichen und weltlichen Großen, die härtesten Drangsale.

III. Von den Raubzügen der Normänner und Ungern und den Ansiedlungen der erstern.

Zu allen den Zerrüttungen aber, die theils durch die Schwäche und Uneinigkeit der Fürsten, theils durch die Ehr- und Ländersucht der Großen im Innern der fränkischen Staaten entstanden, kamen endlich auch von aussen her die Anfälle fremder Völker, die, kräftig hervorstrebend und begünstigt durch die Schwäche der Staaten, tief in denselben eindrangen, und entweder bleibende Stätte daselbst errangen oder das verheerten, was bey jenen Zerrüttungen verschont geblieben war. Diese Völker waren die Normänner, Ungern, Slaven und Saracenen; und unter diesen sind die beyden erstern durch die Gewalt, Ausdehnung und Erfolge

folge ihrer Angriffe am merkwürdigsten, weshalb jetzt weiter von ihnen gehandelt werden soll.

1) Die Normänner.

In Scandinavien, oder dem heutigen Dänemark und den südwestlichen Gegenden Schwedens und Norwegens, wohnten Völker germanischen Ursprungs, von den Franken Normänner, von den Britten Dänen, in Rußland Waräger oder Wäringer genannt, die sich frühzeitig als kühne Seefahrer hervorthaten *). Wild und frisch wie das Element, auf welchem sie einheimisch waren, schweiften sie überall umher. Seeraub galt ihnen, wie vielen Völkern der alten Welt, für ein erlaubtes, ja für ein ehrenvolles Gewerbe. Schon im sechsten Jahrhundert hört man von ihren Raubzügen, und mit dem Ausgang des achten Jahrhunderts wurden selbige so kühn und häufig, daß selbst Karl der Große ihretwegen besorgt war **). Aber ihre furchtbarste oder glänzendste Periode fällt in

*) s. histor. Bildersaal Th. II, S. 17.

**) Auf einer Reise durch die nördlichen Seeprovinzen (erzählt der Mönch von St. Gallen) saß Karl eben zum Mittagsessen in einem Zimmer, wo man eine Aussicht über den Hafen in die See hatte. Von weitem wurden Schiffe bemerkt, die einige für afrikanische, andre für englische Kauffartheyschiffe hielten. Karl aber scharfen Blicks

in das neunte und zehnte Jahrhundert, oder in die Zeiten des Verfalls der fränkiſchen Monarchie. Damals ſtreiften ſie in größern und kleinern Schwärmen auf der Oſt- und Nordſee, auf dem atlantiſchen Ocean, ja ſelbſt auf dem mittelländiſchen Meere herum. Anfangs war es ihnen nur um Krieg und Beute zu thun; aber bald ſuchten ſie auch feſte Wohnſitze zu gewinnen. Und dieß gelang ihnen nicht bloß in den Staaten, die einſt zur fränkiſchen Monarchie gehört hatten, ſondern auch auſſerhalb derſelben.

Am hartnäckigſten wurde Frankreich von ihnen heimgeſucht, vorzüglich ſeit dem Vergleich von Verdun. Karl der Große hatte gute Anſtalten gegen ſie getroffen. Er hatte die Mündungen der Flüſſe mit Kaſtellen, die Küſten mit Flotten verſehen, und die Anordnung getroffen, daß bey der

Blicks erkannte ſie an ihrer Bauart und ſchnellen Bewegung für normänniſche und ſprach: "Sie führen nicht Waaren an Bord, ſondern einen ſehr kühnen Feind". Sogleich wurden Anſtalten getroffen, um den Räubern das Landen zu verwehren; aber ſie ſtanden davon ab, ſobald ſie Karls furchtbare Nähe erfuhren. Während man noch zu ihrem Empfang ſich anſchickte, ſtand Karl am Fenſter, und ſah ſchweigend und mit Thränen im Auge in die weite See. Niemand getraute ſich, ihn um die Urſache ſeines Kummers zu fragen. Endlich erhub er ſeine Stimme und redete von den Drangſalen, die ſeine Nachkommen von der immer mehr zunehmenden Kühnheit dieſer Normänner würden zu leiden haben.

der ersten Nachricht von ihrem Erscheinen eine hinlängliche Anzahl Kriegsvölker sich versammeln mußte, um den Landenden entgegen zu gehen; aber bey den Zerrüttungen im Innern geriethen diese Anstalten in Verfall. Die Küsten wurden nicht mehr bewacht, die Großen selbst öffneten, wenn sie sich zum Widerstand gegen ihre Könige zu schwach fühlten, jenen fremden Seeräubern den Zugang. So wird erzählt, daß im Jahr 843 ein Graf Lambert sie herbeyrief, um Hülfe gegen Karl den Kahlen zu haben. Sie kamen, und seit dieser Zeit wiederholten sie fast in jedem Jahre ihre Angriffe auf Frankreich, weil daselbst wenig Widerstand und große Beute, besonders in den reichen Klöstern und Domkirchen, zu finden war. Auf den großen Strömen, der Seine, Loire, Garonne, drangen sie tief in das Herz von Frankreich, eroberten und plünderten die wichtigsten Städte, und belagerten mehr als einmal Paris. Die Franken, einst Ueberwinder der Allemannen, Westgothen, Longobarden und Sachsen, waren jetzt nicht mehr im Stande, ihren Angriffen mit Nachdruck und Erfolg zu begegnen. Denn war auch ein Haufen derselben zurückgeschlagen, oder durch Geld und Versprechungen zum Rückzug bewogen worden, so kam bald darauf ein andrer, noch stärkrer Schwarm, der die vorigen Verwüstungen erneuerte und vermehrte. Um Ruhe vor ihnen zu haben, mußten

sich

ſich die Franken entſchließen, ihnen große Landſchaften abzutreten. So erhielt ihr tapfrer Rollo nach ſechs und dreyßigjährigen Anfällen auf Frankreich (876 — 911) den Beſitz der Normandie und Bretagne *).

Auch Deutſchland nebſt Lothringen und Friesland ward, wie ſchon beyläufig erwähnt worden iſt, ſeit dem Vergleich zu Verdun oft und wild von den Normännern heimgeſucht. Doch gelang es ihnen nicht, daſelbſt feſte Wohnſitze zu behaupten. Sie fanden hier mehr Widerſtand als in Frankreich, beſonders durch Kaiſer Arnulf, der ſie 891 nachdrücklich an der Dyle unweit Löwen ſchlug. Und obſchon ſie ſich unter deſſen Nachfolgern, Ludwig dem Kinde und Konrad I, wieder erhoben, ſo wurden ſie doch von Heinrich I zurückgetrieben, und von deſſen Sohn Otto I, der ihnen das Chriſtenthum aufdrang (948), gebändigt.

Dagegen ſiedelten ſie ſich in Unteritalien und Sicilien an, und zwar auf folgende Art. Seit dem Jahre 1000 kamen Normänner aus der Normandie als Pilgrime nach Unteritalien. Ihre Ge-

*) Eine ausführliche Schilderung der Thaten und Schickſale dieſes merkwürdigen Normannen, der in der Taufe den Namen Robert empfieng, findet der Leſer im zweyten Abſchnitt, Num. 6.

Gewandtheit, Stärke und Tapferkeit erregte Aufsehn und Bewunderung, und die lombardischen Fürsten zu Salerno, Benevent und Capua gedachten mit ihrer Hülfe, die Griechen gänzlich aus Italien zu treiben. Sie nahmen sie daher in Kriegsdienste, und räumten ihnen einen Strich Landes zwischen Capua und Neapel ein (1022), wo Graf Reinolf Aversa baute. Von nun an kamen immer mehrere Haufen der Normänner nach Unteritalien. Wirklich vertrieben sie auch die Griechen und Saracenen nach und nach aus dieser Gegend; aber sie eroberten nur für sich, nicht für die lombardischen Fürsten. Ums Jahr 1039 bemächtigten sie sich Apuliens; dann begünstigt, erst vom Kaiser Heinrich III, spaterhin vom Pabst Nicolaus II, dessen Lehnsherrschaft sie anerkannten (1059), nahmen sie Calabrien ein, ferner eroberten sie (1061 — 1072) ganz Sicilien, und ihr Graf Roger I, ein Sohn Tankreds, vereinigte alle diese Länder unter sich (1098). Sein Sohn Roger II, der sich endlich auch Neapels bemeisterte, ward 1130 vom Pabste Anaklet II mit Neapel und Sicilien belehnt, und zum "König beyder Sicilien" gekrönt.

Ausser diesen Niederlassungen in den Staaten der ehemaligen fränkischen Monarchie gewannen die Nor-

Normänner auch andre im Osten, Norden und Westen von Europa.

Ostwärts kamen sie unter dem Namen Waräger im achten Jahrhundert nach Rußland, das damals von Slaven besetzt war. Anfangs trieben sie sich am Newa- und Wolchow-Strom herum; aber mit wenig Glück: sie wurden verjagt. Erst seit dem Jahr 862 befestigten sie sich in Rußland. Einer ihrer Anführer Rurik gründete den Staat von Nowgorod. Zwey andre Waräger, Oskold und Dir, zogen weiter, unterjochten die Slaven am Dniepr, und stiftete daselbst (wo Kiew schon erbaut war) den Staat von Kiew (866). Dieser zweyte warägische Staat wurde bald (882) mit dem von Nowgorod vereinigt, und Ruriks Nachkommen regierten über siebenhundert Jahre in Rußland. — Auch an der Düna siedelten sich (um 990) die Normänner an, namentlich zu Polotzk, unter ihrem Anführer Ragnwald; und wie sie an der Newa und Dniepr den Grund zum heutigen Rußland legten, so legten sie hier an der Düna den Grund zum Großherzogthum Litthauen.

Nordwärts wurde von ihnen Island (815) entdeckt, angebaut und zu einem Wohlstand erhoben, der, jetzt von diesem kalten und ärmlichen Eiland

land entflohen, nur noch in den Liedern der Edda und den isländiſchen Sagen ſich ſpiegelt. Eben dieſe Anſiedelung in Island veranlaßte auch die Entdeckung Grönlands (982) und des öſtlichen Nordamerica (1000), wahrſcheinlich des heutigen Neufundland und Canada, das von ihnen Winland genannt wurde *).

Weſtwärts endlich ließen ſich die Normänner nicht nur auf den Faröer-, Orkneys- und Schettländiſchen Inſeln nieder, ſondern auch in England. Schon in den Zeiten Karls des Großen (um 787) fiengen ſie an, das ihnen nahe England heimzuſuchen. Als Ethelred I daſelbſt regierte (870), ſaßen ſie feſt in Nordhumberland, Oſtangeln und Mercien; und obſchon Alfred der Große (871 — 901) nach wunderſamen Schickſalswechſel ſie theils bezwang, theils vertrieb, ſo kehrten ſie doch unter deſſen Nachfolgern zurück, ertrotzten (992) einen jährlichen Tribut, das Danengeld, und hoben ſich ſo empor, daß ihre Könige Swen und Knut der Große zur Herrſchaft über England gelangten (1002 — 1036). Endlich drang ein kühner Normann, Wilhelm der Eroberer, von der Nor-

*) Ueber dieſe Entdeckung, ſo wie überhaupt über die merkwürdige Anſiedelung in Island und deſſen Cultur, ſehe man im zweyten Abſchnitt die fünfte Abhandlung: "Islands Blüthe und Verfall".

Normandie aus daselbst ein, unterwarf sich durch die einzige Schlacht bey Hastings (1066) das ganze England, und gründete dort einen neuen Königsstamm *).

Aber so kühn auch und weitverbreitet das Umherstreifen und Ansiedeln der Normänner war, so fand es doch, vornehmlich seit dem Ausgang des zehnten Jahrhunderts, sein Ende. Die Ursachen hiervon lassen sich leicht auffinden. Jeder Enthusiasmus und also auch der kriegerische kann nicht auf die Dauer bestehen: er verfliegt, so wie die Umstände und Zeiten sich ändern, die ihn hervorriefen. Und so mußte auch unter den Normännern, als sie feste Niederlassungen gewonnen, in denselben Familienverbindungen angeknüpft, und in ihrer Heimath selbst eine geregeltere Verfassung eingeführt hatten, die Liebe zu einem unsteten und herumschweifenden Leben verlöschen. Ferner trug hierzu das Christenthum bey, das durch angelsächsische und fränkische Glaubensboten in ihre Heimath gebracht und da, wo sie sich niederließen, ihnen aufgedrungen wurde. Als Christen konnten sie mitten unter christlichen Nationen Seeräubereyen nicht länger treiben. — Endlich mußte auch durch das Aufkommen großer Staaten (wie des deutschen Reichs)

*) Wie dieß alles geschah wird unten in der Geschichte Englands weiter gezeigt werden.

Reichs) oder durch die erneuerte Erhebung und Befestigung derselben ihr wildes Umherstreifen gebändigt werden. — Die letzten Funken ihres Unternehmungsgeistes sprüheten in den Zeiten der Kreuzzüge auf, die vorzüglich durch sie gefördert und durch ihre Niederlassungen in Unteritalien und Sicilien begünstigt wurden. Als ein Nachbild aber ihres Umherstreifens läßt sich die Periode der irrenden Ritter betrachten, in denen sich das Charakteristische wiederfindet, das einst die Normänner und besonders diejenigen von ihnen, die sich in der Normandie niedergelassen hatten, bezeichnete.

2) Die Ungern.

So furchtbar, wie die Normänner zur See, waren die Ungern zu Lande, und wie jene von Norden her, so fielen diese von Osten her über die ehemals zur fränkischen Monarchie gehörenden Staaten.

Die Ungern oder Madscharen, entweder finnischer oder hunnischer Abkunft, waren aus ihren asiatischen Wohnungen in den Gegenden des kaspischen Meeres allmählich nach Europa gezogen *). Hier hatten sie sich zuerst in der Moldau und Wallachey niedergelassen, dann, von andern Völkern,

*) S. histor. Bildersaal, Th. II, S. 14.

kern, als Petschenegern und Chazaren, gedrängt, in Siebenbürgen und Pannonien. Als sie eben in Pannonien, wo vor ihnen die Avaren herrschten, unter ihrem Anführer Arpad eingerückt waren (ums Jahr 890), rief sie der deutsche König Arnulf zu Hülfe (893) gegen Swentebold, König des mährischen Reiches, das ausser Mähren und Böhmen den größten Theil von Oberungern in sich begriff. Sie folgten dem Rufe, leisteten die erbetene Hülfe und halfen das mährische Reich bezwingen (894). Kurze Zeit darauf (906) zerstörten sie dasselbe, aber für sich. Sie bemächtigten sich eines Theils desselben. und drangen bis zur Ens vor, so daß sie seit 906 das heutige Ungern samt einem Theil von Oesterreich inne hatten.

Noch waren sie damals ein wildes Volk, den Hunnen ähnlich an kleiner, häßlicher Gestalt und an Rohheit der Sitten. Wie diese waren sie in Horden getheilt, führten ein rohes Nomadenleben, größtentheils auf ihren Pferden oder in Feldlagern, und standen unter Hordenhäuptern, auf deren Befehl sie in benachbarte Länder einbrachen, um zu plündern und Menschen zu rauben. Ihre Hauptstärke lag in ihrer leichten Reiterey und in ihrer Geschicklichkeit mit Pfeilen zu schießen. In Schlachtordnung zu fechten, oder Städte zu belagern, verstanden sie nicht: schnell griffen sie an, schnell zo-

gen

gen sie sich zurück, und kehrten dann wieder um, wenn es der Feind am wenigsten vermuthete. An dauernden Eroberungen lag ihnen wenig, alles an Raub und Beute. — An den Grenzen Deutschlands hausend und in der Nähe von Italien wurden sie bald die Geißel beyder Länder, und hätte auch König Arnulf sie nicht zur Hülfe gegen die Mähren gerufen, so würden sie doch, durch eigne Unternehmungslust und Raubgier getrieben, den Weg nach Deutschland und Italien gefunden haben.

Nach Italien kamen sie gleich nach Arnulfs Tode. Sie brachen nämlich im Jahr 900 ins Venetianische ein, verschanzten sich an der Brenta, und schlugen die Angriffe, die auf ihr Lager geschahen, blutig zurück. Dann drangen sie weiter ins Gebiet von Modena, und plünderten geistliche und weltliche Besitzungen. Berenger, um diese Zeit König von Italien, suchte sie wieder zu vertreiben. Er zog daher ein großes Heer zusammen, und jagte sie bis zur Brenta zurück. Hier, abermals gelagert, baten sie um freyen Abzug, und versprachen dagegen, alle Kriegsgefangene samt aller Beute herauszugeben und nicht wieder nach Italien zu kommen. Allein Berengar, stolz auf die erlangten Vortheile und wähnend, daß ihm der glänzendste Sieg nicht entgehen könne, schlug ihre Bitte ab. Dieß trieb sie zur Verzweifelung.

Ent-

Entschlossen zu siegen oder zu sterben, überfielen sie das Lager der Italiener, eroberten es, und machten alles nieder, was ihnen vorkam. Nun drangen sie unaufhaltsam vor, plünderten auf der einen Seite Vizenza und Padua, auf der andern das Venetianische, und konnten nicht durch Waffen, sondern nur durch Geldgeschenke zum Rückzug bewogen werden. Allein bald kamen sie wieder, und über funfzig Jahre (902 — 955) wiederholten sie ihre Raub- und Verheerungszüge, bis endlich Otto der Große denselben ein Ende machte.

In Deutschland fingen ihre Raubzüge unter Ludwig dem Kinde, dem Sohn und Nachfolger Arnulfs, an. Sie kamen nämlich im Jahr 900 über die Ens nach Baiern, und wütheten daselbst mit Sengen und Brennen, Rauben und Morden. Doch der dasige Herzog, der tapfere Luitpold, trieb sie wieder über die Ens zurück. So ging es auch in den Jahren 901 und 902. Allein im Jahr 907 erfochten sie in einem hitzigen Treffen den Sieg über die Baiern, erschlugen den Herzog Luitpold samt einer großen Menge von Grafen und Edeln, und verwüsteten das ganze Land. Darauf fielen sie im folgenden Jahre (908) durch Mähren und Böhmen (die Slaven öffneten ihnen den Weg) in Thüringen und Sachsen ein, und schlugen und tödteten nicht weit von Eisenach, wie es heißt, den

thüringiſchen Herzog Burkhard. Dann geriethen ſie im Jahr 909 nach Schwaben, und im Jahr 910 nach Franken. Die Deutſchen mußten ſich bequemen, dieſen Räubern Tribut zu erlegen; Doch ließen ſie darum nicht von ihren Raubzügen ab. Wenige Jahre vergingen, in denen ſie nicht bald Sachſen und Thüringen, bald Baiern, Franken und Schwaben durchtobten. Häufig drangen ſie bis nach Lothringen, ja bis in das Innere von Frankreich, und größtentheils kehrten ſie unangefochten und mit Beute beladen in ihre Heimath zurück. Die Furcht vor ihnen war ſo groß, daß einſt die Nachricht von ihrem Anrücken, die überdieß falſch war, ganz Lothringen in Schrecken und Flucht verſetzte, und daß die von ihnen gemißhandelten Deutſchen lange Zeit kein dringenderes Gebet kannten, als das Gebet um Rettung vor ihren Wurfſpießen.

Dieſe Rettung erfolgte, als Deutſchland in ſeinem Heinrich I und deſſen Sohn, Otto dem Großen, Regenten bekam, die das Ruder des Staates mit Nachdruck und Beſonnenheit führten. Denn nun wurden die vorher vereinzelten Kräfte der Deutſchen kräftig verbunden, ihre vorher unbeholfenen Haufen zu behenden und ſchlagfertigen Kriegsſchaaren gebildet, und die vorher offenen

Plätze

Plätze durch Mauern und Graben befestiget *). Aber eben dadurch wurden nicht bloß die Einfälle der Ungern zurückgewiesen, sondern auch Deutschland zum ersten Staat des christlichen Europa erhoben.

Zweytes Kapitel.

Deutschlands Erhebung.

I. Kurze Uebersicht der Geschichte Deutschlands von den ältesten Zeiten bis zu dem Aussterben der Karolinger.

Indem wir jetzt zu den Zeiten übergehen, in denen Deutschland zu dem ersten Staate von Europa erhoben wurde, scheint es nützlich, die Hauptpunkte seiner frühern Geschichte zusammen zu fassen, oder kürzlich zu wiederholen, was bey verschiedenen Veranlassungen in diesem Werke hierüber gesagt worden ist.

Im

*) Mehreres hierüber findet sich im zweyten Abschnitt, Num. 11, unter der Aufschrift: "Deutschlands Befreyung von den Ungern".

Im Kampfe mit den Römern war Deutschland zuerst auf dem Schauplatz der Geschichte erschienen, als ein rauhes, waldiges und morastiges Land, und bewohnt von verschiedenen Völkerschaften, die, zwar noch roh, aber keineswegs Barbaren, von einander unabhängig, und ohne Verbindung und Einheit lebten *). Zuerst hört man von Cimbern und Teutonen, die (113 vor Chr. Geb.) von dem heutigen Holstein her gegen die römischen Grenzen losstürmten, aber geschlagen und aufgerieben wurden. Späterhin werden Cherusker, Catten, Friesen, Chaucen, Quaden, Sueven u. s. w. genannt, die sich eben sowohl durch Einfachheit der Sitten und Bedürfnisse als durch lebendige Liebe zur Freyheit auszeichneten. Rom strebte, sie zu unterjochen; allein durch dieses Streben ward wohl römische Cultur unter sie gebracht, aber nicht das römische Joch über sie **). Muthvoll vertheidigten sie ihre Freyheit unter ihrem großen Hermann und andern Helden, und weislich traten sie, um selbige zu sichern, mit einander in Verbindungen. So verschwanden allmählich die meisten der alten Völkernamen, und die Vereine der Allemannen, Franken, Sachsen und Gothen kamen zum Vorschein. Rom empfand die nachtheiligsten Folgen hier-

*) S. histor. Bildersaal, Th. I, S. 5.

**) S. histor. Bildersaal, Th. I, S. 18 und 125.

hiervon. Die Deutschen wurden nun Angreifende aus Angegriffenen; sie giengen über den Rhein und die Donau, ihre alten Grenzen, ließen sich in den römischen Provinzen nieder, und machten zuletzt dem längst wankenden Römerreiche ein Ende *).

Aber auch für Deutschland hatte diese stürmische Zeit, bekannt unter dem Namen der großen Völkerwanderung, große und wichtige Veränderungen hervorgebracht. Die von den Römern angeregte Cultur war in Verfall gerathen; viele der ehemaligen Einwohner hatten auswärts Wohnsitze gefunden; in die dadurch verödeten Gegenden (von der Saale und Elbe bis zur Weichsel) waren slavische Völker eingerückt, die an verschiedenen Orten unter verschiedenen Namen erschienen. Deutschland selbst war jetzt auf folgende Art besetzt. Am Oberrhein wohnten die Allemannen, am Niederrhein die Franken, nördlich über ihnen an der Seeküste die Friesen, nordöstlich von diesen bis zum Harz hin die Sachsen, im Innern Deutschlands die Thüringer, und in den südöstlichen Gegenden die Baiern **).

Unter allen diesen Völkern wurden die Franken auf lange Zeit das vorherrschende. Denn wie ganz

*) S. histor. Bildersaal, Th. I, S. 65, 93 u. 113.

**) S. histor. Bildersaal, Th. II, 6.

ganz Gallien, so kam auch ganz Deutschland in ihre Gewalt. Schon Chlodwig bezwang die Allemannen und gründete in den Gegenden vom Rhein bis zu den Quellen des Main eine fränkische Colonie *); seine Söhne machten dem Königreich Thüringen ein Ende (531); Karl Martell brachte ganz Friesland unter die Botmäßigkeit der Franken (734), und Karl der Große, der sich die Sachsen und Baiern unterwarf, die Avaren in Oesterreich und dem westlichen Ungern bezähmte, und die Slaven an der Oberelbe zinsbar machte, vollendete die Vereinigung der Völkermassen Deutschlands unter einem gemeinschaftlichen Monarchen **). Ersprieslich war seine Herrschaft für Deutschland, wie für alle Theile seines weitausgebreiteten Reichs. Denn er sorgte für gute Verwaltung, steuerte Gewaltthätigkeiten, beförderte den Gewerbfleiß und Handel, und suchte durch mancherley nützliche Anstalten den Geist der Nation zu heben und zu bilden. Das Christenthum, schon früher dem südlichen und westlichen Deutschland bekannt, dann unter Mitwirkung der fränkischen Großhofmeister, besonders durch den heiligen Bonifacius in Hessen und Thüringen verkündigt, — womit zugleich eine Verbindung Deutschlands mit dem

*) Das rheinische Franken, 496; s. histor. Bildersaal, Th. II, S. 87.

**) S. histor. Bildersaal, Th. II, S. 91, 99, 122.

dem römischen Pabst entstanden war — wurde nun über ganz Deutschland verbreitet, da es Karln gelang, auch die widerstrebenden Sachsen zur Annahme desselben zu nöthigen.

Indessen war Deutschland unter ihm und seinem Sohne, Ludwig dem Frommen, nur als eine Provinz des großen Frankenreichs anzusehen; es diente demselben als ein Ueberwundener, war noch kein für sich bestehender Staat. Dazu wurde es erst durch den Vergleich zu Verdun erhoben (843), indem es durch denselben seine eigene Könige bekam. Der erste derselben war Ludwig der Deutsche. Wie dieser und seine Nachkommen — Karlmann, Ludwig der Jüngere Karl der Dicke, Arnulf und Ludwig das Kind — regierten, und in welche Zerrüttungen Deutschland vornehmlich durch Karl den Dicken und Ludwig das Kind gestürzt wurde, ist in dem vorigen Kapitel erörtert worden. Wir gehen daher sogleich zu den folgenden Zeiten fort, in denen Deutschland der mächtigste und angesehenste Staat Europens wurde.

II. Deutschland unter dem sächsischen Regentenstamm, 911 — 1024.

Nach dem Tode Ludwigs des Kindes schien der Reichsverband, der bis dahin bestanden hatte, sich

ſich wiederum aufzulöſen. Deutſchland war in ſechs Nationen getheilt, nämlich in Sachſen und Thüringer (beyde waren ſeit 909 vereinigt), in Baiern, Franken, Schwaben und Lothringer; mächtige Herzoge ſtanden an der Spitze derſelben, und dieſe ſehnten ſich nicht nach einem König: es gefiel ihnen ganz frey und unabhängig zu bleiben. Aber die Furcht vor auswärtigen Feinden, von denen Deutſchland allenthalben bedroht war, namentlich vor Normännern, Slaven, Ungern und Weſtfranken, und das Betreiben der Geiſtlichkeit, die unter königlicher Regierung viel zu gewinnen hoffte, bewirkte die Wahl eines neuen Königs. Dieſe Wahl fiel zuerſt auf den Herzog der Sachſen und Thüringer, Otto den Erlauchten. Aber Otto, ſchon mächtig, angeſehn und hochbejahrt, verlangte nicht nach der tief herabgewürdigten Krone. Er ſchlug ſie aus, und empfahl den fränkiſchen Grafen oder Herzog Konrad I, einen Seitenverwandten des karolingiſchen Hauſes. Sein Vorſchlag fand Beyfall; denn nicht nur genoß die fränkiſche Nation aus langer Gewohnheit hohes Anſehn in Deutſchland (weshalb auch der Erzbiſchof von Mainz, als der erſte Biſchof von Franken, an der Spitze der deutſchen Geiſtlichen ſtand), ſondern auch Konrad ward wegen ſeiner guten Eigenſchaften von vielen geachtet. Er ward daher (912) zum König gewählt.

Konrad I (912 — 918), ein thätiger und hochsinniger Herr, suchte seine Würde zu behaupten; aber seine Kräfte kamen seinem guten Wollen nicht gleich. Lothringen fiel (912) an Frankreich ab, und Konrad konnte es nicht wieder gewinnen; der Herzog von Baiern, Arnulf der Böse, verweigerte den Gehorsam, und fand Schutz bey den Ungern, die während Konrads Regierung viermal in Deutschland einfielen; in Sachsen und Thüringen wollte Herzog Heinrich, nach dem Tode seines Vaters, Otto des Erlauchten (912), ganz unabhängig regieren, und keine seiner großen Lehen herausgeben, und Konrad konnte auch mit Gewalt der Waffen nichts gegen ihn ausrichten. Nur in dem minder mächtigen Schwaben gelang es ihm, sein Ansehn aufrecht zu erhalten, die Aufrührer zu strafen, und einen Herzog seiner Wahl einzusetzen. Dennoch gebührt ihm der Ruhm, daß er das deutsche Reich, so viel in seinen Kräften stand, zusammenhielt, und sterbend noch (er starb im Dec. 918) für die Wohlfahrt desselben sorgte, indem er mit seltnem Edelmuth die Krone an seinen Feind, Heinrich, Herzog von Sachsen und Thüringen, brachte *).

Hein-

*) Man lese hierüber die siebente Erzählung im zweyten Abschnitt: "Edelsinn Konrads I".

Heinrich I, auch der Finkler oder Vogelsteller genannt, mit dem die Reihe der sächsischen Könige (919 — 1024) beginnt, war ganz der Regent, wie ihn Deutschland in damaliger Lage bedurfte; er war mächtig, tapfer, unermüdet thätig, verständig und gottesfürchtig, und wie er Deutschland vor drohender Zerrüttung rettete, so legte er auch den Grund zu dessen Erhebung *). Zuerst unterwarf er sich die widerspenstigen Herzoge von Schwaben und Baiern; Lothringen wurde an das deutsche Reich zurückgebracht, und dem überhand genommenen Rauben und Morden Einhalt gethan. Am schwierigsten und erfolgreichsten war sein Kampf gegen die Ungern. Wenige Jahre nach seinem Regierungsantritt waren sie abermals in Deutschland eingefallen (925); er aber bewog sie zu einem neunjährigen Waffenstillstand. Während desselben baute er nicht nur feste Städte, sondern gewöhnte auch seine Deutschen zum Reiterdienst, und übte sie im Kampfe mit Slaven und Normännern, wobey er die Grenzen Deutschlands durch die Markgrafschaften Lausitz, Meißen, Nordsachsen (oder Altmark) und Schleswig sicherte. Als dann nach Ablauf der Waffenstillstandsjahre die Ungern abermals in Deutschland einfielen, so errang er in der Rettungsschlacht bey Merseburg (933) einen herr-

*) Man sehe im zweyten Abschnitt Num. 8 die "Charakterschilderung Heinrich des Ersten".

herrlichen Sieg über sie *). Drey Jahre nach diesem Siege starb er, einer der trefflichsten Regenten Deutschlands, sechzig Jahre alt, zu Memleben an der Unstrut (936), und ward zu Quedlinburg begraben.

Von seinen drey Söhnen, Otto, Heinrich und Bruno, die ihm seine zweyte Gamahlin, die ehrwürdige und holdselige Mathilde **) geboren hatte, folgte ihm, wie er es gewünscht hatte, der der älteste, der zu Aachen gewählt und gekrönt wurde ***).

Dieser, Otto I (936 — 973), ging auf der von seinem Vater vorgezeichneten Bahn weiter fort, und erlangte ein so hohes Ansehn, daß er nicht nur Karln dem Großen zur Seite gestellt, sondern selbst auch der Große genannt wurde. Indessen kam er seinem erhabenen Vorbild nicht völlig gleich; ihm fehlte Karls Scharfblick und Geschicklichkeit Gemüther an sich zu ketten, und seine

*) S. die eilfte Erzählung im zweyten Abschnitt: "Deutschlands Befreyung von den Ungern".

**) Eine Schilderung dieser edeln Frau liefert die neunte Erzählung im zweyten Abschnitt.

***) Das Merkwürdige dieser Wahl und Krönung Otto's I wird in der zehnten Erzählung des zweyten Abschnitts geschildert.

seine Regierung war, wenigstens anfangs, eben so unruhig als glänzend.

In Deutschland hatte er lange Zeit (937 — 953) die gefährlichsten Unruhen zu bekämpfen. Die Lothringer zeigten sich, wie immer, wankelmüthig; die Franken, Schwaben und Baiern waren eifersüchtig auf die Vorzüge der Sachsen, die unter Königen aus sächsischem Stamme die vorherrschende Nation zu werden schienen, und Ottos nächste Verwandte, — seine Brüder Heinrich und Thankmar *), sein Sohn erster Ehe Ludolf und sein wackrer Eidam Konrad — ergriffen nach einander gegen ihn die Waffen, und er kam dabey mehr als einmal in sehr große Gefahr. Doch seine Tapferkeit, Beharrlichkeit und Großmuth ward vom Glück unterstützt! Er unterwarf sich alle seine Feinde, und schaffte Ruhe und Ordnung im Innern seines Reichs. Zwar konnte er die großen Herzogthümer nicht aufheben; aber er wußte sie von sich abhängig zu machen. Er schaltete damit nach eigenem Gutdünken, und verlieh sie seinen nächsten Verwandten, oder seinen verdienstvollsten Kriegern. Lothringen vertheilte er, um dessen gefähr-

*) Thankmar war Ottos Halbbruder, ein Sohn Heinrichs I und dessen erster Gemahlin Hatburg, deren Ehe für ungültig angesehen wurde, weil Hatburg vorher Nonne gewesen war.

fährliche Macht zu brechen, in zwey Herzogthümer, in Oberlothringen, an der Mosel, (das auch den Namen Lothringen behalten hat) und in Niederlothringen, an der Maas, und über beyde Herzogthümer erhielt sein Bruder Bruno, Erzbischof von Cöln, die Aufsicht. Das Herzogthum Sachsen, sein Stammland, das wegen der wiederholten Angriffe der Slaven besondrer Aufsicht bedurfte, übertrug er dem tapfern Sachsen, Hermann Billings Sohn. Auch stellte er den Herzogen (um ihre Macht zu schwächen), ausser den Bischöfen, Pfalzgrafen zur Seite, die, als königliche Landrichter, über die königlichen Vorrechte wachen, die Stelle der Herzoge in deren Abwesenheit vertreten, und ohne deren Beystimmung letztre in wichtigen Dingen nichts vornehmen sollten.

Während Otto auf diese Art das königliche Ansehn im Innern Deutschlands vermehrte, kämpfte er auch glücklich gegen auswärtige Feinde. Die Slaven, sowohl in Böhmen als an der ostsächsischen Grenze, wurden von ihm überwältigt. Dort mußte sich Herzog Boleslav nach zwölfjährigem Kampfe (938 — 950) unterwerfen, und die deutsche Hoheit anerkennen; hier wurden die Wenden bis zur Oder genöthigt, Tribut zu zahlen und das Christenthum anzunehmen (946 — 949). Die Normänner oder Dänen hatten die von Heinrich

rich I gestiftete Mark Schleswig zernichtet; aber sie wurden gebändigt. Otto drang bis an das Ende der Halbinsel vor (948 — 958), und König Harald mußte sich mit seinen Dänen unterwerfen und taufen lassen. Auch die Ungern hatten bald nach dem Anfang seiner Regierung ihre Raubzüge erneuert (937); und noch kühner und verheerender fielen sie in den Jahren 954 und 955 in Deutschland ein. Doch Otto raffte alle seine Kräfte zusammen, und erfocht (am 10. Aug. 955) bey Augsburg einen so herrlichen Sieg, daß von nun an Deutschland von ihnen befreyt wurde *).

Noch glänzender als durch diese Siege machte Otto seine Regierung durch die Erwerbung Italiens und der Kaiserwürde, welche letztere von seinen Zeiten an so fest an das deutsche Scepter geknüpft war, daß sie keinem andern als dem deutschen König verliehen ward, und unverliehen blieb, wenn dieser nicht nach Rom kommen konnte. Die Umstände aber, die zu dieser folgenreichen Erwerbung Veranlassung gaben, waren folgende.

Berengar II, ein Enkel Berengars I, seit 950 König von Italien (s. oben S. 36), wollte, um sich den Besitz der italienischen Krone zu sichern, die

*) S. die eilfte Erzählung im zweyten Abschnitt: "Deutschlands Befreyung von den Ungern".

die schöne und reiche Witwe seines Vorgängers Lothars II, Adelheide von Burgund, mit seinem Sohne Adelbert vermählen. Sie aber schlug die Hand des widerwärtigen Adelbert aus, den sie als den Mörder ihres Gemahls verabscheute. Darauf von Berengar und dessen Gemahlin gemißhandelt, von ihren Freunden aber auf das feste Schloß Canossa in Sicherheit gebracht, ließ sie dem deutschen König Otto ihre Hand und mit derselben Italien als Heyrathsgut antragen. Otto, seit einigen Jahren Witwer (seine erste Gemahlin Edith, eine englische Prinzessin, war 947 gestorben), folgte diesem lockenden Rufe. Er zog 951 nach Italien, fand wenig Widerstand, und vermählte sich, fünf und dreyßig Jahre alt, mit der zwanzigjährigen Adelheide. Dem Berengar, der ihm (952) nach Deutschland folgen mußte, ließ er zwar das Königreich Italien, doch unter der Bedingung, daß er es als ein Lehen des deutschen Reichs besitzen und die Marken Aquileja und Verona, die den Weg nach Italien öffneten, abtreten sollte. Aber Berengar fuhr fort, tyrannisch zu regieren, und die bedrückten Italiener wendeten sich abermals an Otto. Dieser schickte daher zuerst (956) seinen tapfern Sohn Ludolf und zog, als derselbe durch Gift getödtet war (957) selbst nach Italien (961). Mailand öffnete ihm die Thore, der verhaßte Berengar ward des Thrones entsetzt,

und

und Otto empfieng die lombardiſche Krone. Von da zog Otto nach Rom, und ward daſelbſt, wie Karl der Große, empfangen, und (2. Febr. 962) zum Kaiſer gekrönt. Er wußte die empfangene Würde zu behaupten. Berengar'n und deſſen Gemahlin ſendete er nach Bamberg, wo beyde ſtarben; in Rom aber ſetzte er den Pabſt Johann XII, der ſich vieler Verbrechen ſchuldig gemacht hatte, ab, und ernannte an deſſen Stelle einen neuen Pabſt. Doch dieſe Verfügungen erzeugten große Unruhen, und Otto mußte deshalb noch zweymal nach Rom zurückkehren (964 und 965). Das letzte Mal war er hart: dreyzehn der Vornehmſten unter den meuteriſchen Römern wurden gehenkt, viele verbannt, und der Befehlshaber der Stadt öffentlich gepeitſcht und auf einem Eſel herumgeführt. Dieſe Strenge wirkte. Die Römer blieben ruhig, ſo lange er lebte. Damals ließ er auch ſeinen Sohn Otto II, der ſchon (961) in Deutſchland zu ſeinem Nachfolger ernannt und geſalbt worden war, zum Mitregenten in Italien ernennen und ihm zu Rom (25. Dec. 967) die Kaiſerkrone aufſetzen. Auch vermählte er ihn mit der griechiſchen Prinzeſſin Theophania.

Endlich machte Otto ſeine Regierung auch durch Verbreitung des Chriſtenthums und durch Erhebung der Geiſtlichkeit merkwürdig. Denn nicht

genug,

genug, daß er den Normännern und Slaven (gerade so wie Karl der Große den Sachsen) das Christenthum aufnöthigte, so legte er auch (gleichfalls nach dem Beyspiel Karls des Großen), um die Ueberwundenen an Unterwürfigkeit und an das Christenthum zu gewöhnen, sehr viele Bißthümer an. Unter den Normännern stiftete er die Bißthümer Schleswig, Ripen und Aarhus, die er dem Erzstift Hamburg, und unter den slavischen Völkern die Bißthümer Havelberg, Brandenburg, Meißen, Prag und Posen, die er dem Erzstift Magdeburg unterordnete. Ausserdem errichtete er auch zu Merseburg, Zeitz und Oldenburg Bißthümer. Der Geistlichkeit war er, obschon er sie in Abhängigkeit erhielt, sehr zugethan, nicht bloß weil es in dem Geist seiner Zeit lag, dieselbe zu verehren, sondern auch weil er sich ihrer, bey der Unwissenheit der andern Stände, zu allen schriftlichen Ausfertigungen bediente, und sie als ein Gegengewicht gegen die Anmaßungen der weltlichen Großen ansah. Er beschenkte sie mit großen Reichthümern, mit Land und Leuten und vielerley Vorrechten. Sie aber vergalt seine Freygebigkeit durch Erhebung seines Lobes.

Die letzten Jahre seines Lebens flossen ruhig dahin; er behauptete in und ausser Deutschland ein festgegründetes Ansehn, und zog beständig umher,

um Ordnung zu erhalten. Und so starb er, geachtet und gefürchtet, im sieben und dreyßigsten Jahre seiner Regierung zu Memleben (d. 7. Mai 973). Das nördliche Deutschland hat ihm am meisten zu danken, und unter den dasigen Städten vorzüglich Magdeburg, das durch ihn zu einem Erzstift erhoben wurde, eine große Domkirche und starke Mauern erhielt. Auch ist zu bemerken, daß unter seiner Regierung die Silberbergwerke am Harz bey Goslar zuerst bearbeitet wurden (960).

Otto II, früher schon gewählt, bestieg jetzt, obgleich erst ein achtzehnjähriger Jüngling, den Thron (973 — 983). Er war seinem Vater ähnlich an Ehrgeiz und Entschlossenheit, aber nicht an Großmuth, hatte gegen ähnliche Feinde, wie dieser, zu streiten, und bekämpfte sie, wenigstens anfangs, mit ähnlichem Glück. Seinen Vetter, Heinrich den Zänker, Herzog von Baiern, der sich gegen ihn auflehnte (974) und Schutz bey den Böhmen suchte, nöthigte er sich zu unterwerfen (978); die Dänen, die sich abermals in Schleswig regten, brachte er durch zwey Feldzüge (975 und 976) zur Ruhe; Lothringen, das sich wiederum nach Frankreich hinneigte, erhielt er in Gehorsam; und den französischen König Lothar, der sich desselben bemächtigen wollte, verfolgte er bis nach Paris (977 und 978). Im Jahr 980 zog

er

er nach Italien und ſtillte die Unruhen, die vorzüglich zu Rom (wo Crescentius, ein vornehmer Römer, das kaiſerliche Anſehn zu verdrängen und eine republicaniſche Verfaſſung einzuführen ſuchte) ausgebrochen waren. Aber als er den Griechen in Unteritalien Calabrien und Apulien zu entreißen ſuchte, wurde er von den Saracenen, die von Sicilien aus den Griechen zu Hülfe kamen, geſchlagen (982). Er mußte flüchten und nur wie durch ein Wunder entkam er den Händen ſeiner Feinde *). Die deutſchen Fürſten eilten ihm zu Hülfe, und mit ihnen berathſchlagte er ſich auf dem Reichstag zu Verona über die Fortſetzung des Kriegs mit den Griechen, und über die Angelegenheiten Deutſchlands, wo inzwiſchen die Normänner ins Bißthum Schleswig eingedrungen, und die Slaven an der Elbe und Havel aufgeſtanden und mit den Sachſen in Kampf gerathen waren. Doch bald darauf ſtarb er, acht und zwanzig Jahre alt, zu Rom, den 7. Dec. 983.

Sein dreyjähriger Sohn Otto III war auf dem eben erwähnten Reichstage zu Verona zu ſeinem Nachfolger ernannt und unmittelbar darauf zu Aachen gekrönt worden. Zwar ſuchte ihm ſein Vet-

*) Man ſehe die zwölfte Erzählung im zweyten Abſchnitt: "Gefahr und Rettung Otto's II".

Vetter, Herzog Heinrich, der kurz vorher das Herzogthum Baiern, deſſen er früher entſetzt worden war, wieder erhalten hatte, die Regierung zu entreiſſen; aber der gröſste Theil der Stände blieb dem Hauſe der Ottonen getreu, und Heinrich mußte den unmündigen König, deſſen er ſich bemächtiget hatte, ausliefern. Von Natur mit herrlichen Anlagen reichlich ausgeſtattet, gebildet von dem berühmteſten Gelehrten damaliger Zeit, dem Biſchof Gerbert, und geleitet von ſeiner Mutter Theophania und dem Erzbiſchof Willigis, blühete Otto ſchnell zu ſchönen Hoffnungen auf; in Deutſchland wurden unter ihm die Slaven in drey Feldzügen gebändigt (986, 991 und 992). Aber bald bemächtigte ſich ſeiner eine ſchwermüthige Schwärmerey, und ſeine Blicke wendeten ſich nach Italien. Dort, in dem Lande der alten Römer, deren Schriften er kannte, glaubte er den wahren Schauplatz des Ruhmes zu finden; dort glücklicher als irgendwo leben zu können. Er zog daher ſchon im Jahre 996 (wo er die Kaiſerkrone empfing) und dann noch zweymal (997 und 1000) nach Italien. Auch gelang es ihm, der willkührlichen Herrſchaft des Crescentius zu Rom ein Ende zu machen, und zwey Deutſche auf den päbſtlichen Stuhl zu erheben. Schon war er entſchloſſen ſeinen Sitz völlig nach Rom zu verlegen, und Deutſchland von Italien aus zu regieren (er war daher

im Jahre 1000, nachdem er das Grab Adelberts zu Gnesen und Karls des Großen zu Aachen besucht hatte *), zum dritten Male dahin gezogen); aber ein Aufstand der Römer, der ihn unversehends traf und in große Gefahr setzte, erbitterte ihn auf das empfindlichste gegen Rom, und bald darauf machte ein schneller Tod seinem kaum aufblühenden Leben ein Ende. Er starb zu Paterno, zwey und zwanzig Jahre alt und unvermählt, den 24. Jan. 1002, entweder vergiftet oder an den Frieseln.

Jetzt war von der sächsischen Familie nur noch ein Sprößling übrig, nämlich Heinrich, Herzog von Baiern, ein Sohn Heinrichs des Zänkers, und dieser, der schlau die Reichskleinodien an sich brachte, der die Achtung, in der das sächsische Haus stand, für sich hatte, vom Erzbischof Willigis unterstützt und noch ausserdem vom Glück begünstigt ward, siegte über seine Nebenbuhler. Er ward 1002 zu Mainz gekrönt. Aber die Behauptung der Krone kostete ihm fast eben so viele Mühe, als deren Erwerbung. In Italien bemächtigte sich Harduin, Markgraf von Ivrea, der Herrschaft und behauptete sie bis 1012; in Deutschland entstanden viele Fehden, besonders wegen Besetzung des Herzog-

*) Man sehe die dreyzehnte Erzählung im zweyten Abschnitt: "Otto III am Grabe Adelberts und Karls des Großen".

zogthums Baiern; Boleslav, Herzog von Polen, fiel in die Länder diesseits der Oder ein (1002), und Lothringen war fast immer in Aufstand. Allen diesen Unruhen suchte Heinrich II oder der Heilige (1002 — 1024), eifrigst abzuhelfen. Wirklich gelang es ihm, in Italien, wohin er dreymal zog (1004, 1013 und 1021), und wo er ausser der lombardischen, auch die Kaiserkrone an sich brachte (1014), den Harduin zu unterdrücken und die Griechen in Unteritalien zurück zu treiben (1021); ferner stillte er auch die Unruhen im deutschen Reich: aber weder in Lothringen, noch gegen Herzog Boleslav, der die Lausitz behauptete, konnte er Bedeutendes ausrichten. Denn wie wohl er ein thätiger und wohlmeinender Herr war, so fehlte ihm doch die Kraft und Beharrlichkeit seiner großen Ahnen, und er war eben so abhängig von den Eingebungen seiner Gemahlin Kunigunde, als voll großer Ergebenheit gegen die Geistlichkeit. Aus Liebe für beyde stiftete er das Bißthum Bamberg; und bey seiner Kaiserkrönung gab er das von Otto I behauptete Recht auf, daß nie ein Pabst ohne Wissen und Willen der deutschen Könige erwählt werden sollte; ja er genehmigte, daß künftig kein Fürst Kaiser seyn sollte, der nicht vom Pabst für tüchtig anerkannt und gekrönt worden wäre. Auch empfing er dabey (was damals zuerst geschah) aus den Händen des Pabstes einen Reichsapfel,

ein

ein Sinnbild der Erdkugel oder der Weltherrschaft, die der Pabst zu vertheilen und der Kaiser zu behaupten habe. Drey Jahre nach seiner dritten Rückkehr aus Italien starb er zu Grohna bey Göttingen (13. Jul. 1024), zwey und funfzig Jahre alt, und ohne Kinder. Mit ihm erlosch der Stamm der sächsischen Könige und Kaiser.

Vieles hat Deutschland diesem Regentenstamm zu danken! Denn durch denselben hat es nicht nur in seinem Innern Einheit, Festigkeit und Wohlstand, sondern auch nach aussen hin großes Ansehn gewonnen.

Die Macht und Würde seiner Könige war emporgehoben. Die Herzoge und Grafen waren als Statthalter und Beamte der Könige, aber nicht als Landesherren anzusehen. Sie hatten den Königen Hofdienste zu leisten, standen unter Aufsicht, und Erblichkeit ihrer Würden und Lehen, obschon gewöhnlich, war keineswegs anerkannt. Doch waren die verschiedenen Rechte und Pflichten nicht genau bezeichnet, und wurden, wie die Verfassung Deutschlands überhaupt, mehr durch Gewohnheit oder Herkommen, als durch schriftliche Gesetze bestimmt.

Die

Die Verknüpfung mit Italien, die seit Otto I bestand, war im Ganzen für Deutschland mehr vortheilhaft als nachtheilig. Zwar wurden dadurch viele Ströme deutsches Blutes vergossen, und die deutschen Könige gehindert, ihre Macht im Innern des Reichs dauerhaft zu befestigen; aber andrerseits wurde eben dadurch Deutschland mit größerm Glanz umzogen, vor lähmendem Despotismus bewahrt, und auf der Bahn der Cultur weiter gebracht *).

Gewerbfleiß und Handel kamen in Aufnahme; ein freyer Bürgerstand erhob sich, die Wissenschaften faßten Wurzel, und hin und wieder auch die Künste, als Baukunst, Malerey und Gußarbeiten. Man las jetzt schon in den Klöstern römische Classiker; das Abschreiben der Bücher vermehrte sich, und Deutschland bekam an seinem Witichind, Mönch zu Corvey, und Ditmar, Bischof zu Merseburg, Geschichtschreiber. Diese schrieben zwar in lateinischer Sprache; doch übersetzte schon damals ein Mönch von St. Gallen, Notker, die Psalmen ins Deutsche. Zu diesem Fortschreiten der Cultur trug ausser der Verknüpfung Deutschlands mit Italien, auch die Bearbeitung der Harzbergwerke, und das Aufkommen der Städte, wo Künste

*) Weitere Bemerkungen hierüber sind zu Ende der dritten Erzählung des zweyten Abschnitts aufgestellt.

Künste und Handwerke gepflegt und alle festlichen Zusammenkünfte gehalten wurden, vieles bey.

Aber bey dem allen blieben die Sitten im Ganzen ziemlich roh. Noch herrschte viel Aberglaube, wie unter andern die große Furcht vor dem Jahre 1000, als dem schreckbaren Endpunkt der Welt, zu erkennen gibt *). Gelehrte Bildung wurde, wenige Ausnahmen abgerechnet, eigentlich nur denen zu Theil, die sich dem geistlichen Stande widmeten; Krieg und Jagd machten die Hauptbeschäftigung der Großen aus; Mordthaten und Räubereyen kamen häufig vor; die Gesetz- und Gerichtsverfassung war mangelhaft. Noch immer bediente man sich, um schwierige Rechtshändel zu entscheiden, der Ordalien oder Gottesurtheile, wohin, ausser der Feuer- und Wasserprobe, auch der Zweykampf gehörte, der jetzt so fest einwurzelte, daß selbst ein Bischof, (Burkard von Worms) ihn für gewisse Rechtsfälle verordnete. Todesstrafen wurden häufig vollzogen und eine beschimpfende Strafe für Störer der öffentlichen Ruhe war das Tragen der Hunde von einem Orte zum andern.

Für die Kirche und deren Diener war die Regierung des sächsischen Regentenstammes sehr vor-

*) Man sehe die vierzehnte Erzählung im zweyten Abschnitt: "das Jahr 1000 oder das befürchtete Ende der Welt".

vortheilhaft. Denn nicht genug, daß das Christenthum weiter ausgebreitet und viele Bißthümer errichtet wurden, so wurden auch den Bischöfen und Geistlichen die reichlichsten Geschenke, als Güter, Städte und Gaue nebst großen Einkünften, zuertheilt, so daß wohl nie mehr, als damals, der Kirche geschenkt wurde. Doch behaupteten die sächsischen Regenten vieles Ansehn über die Geistlichen. Sie beriefen Concilien, hatten ein Schutzrecht über die Kirchengüter, sorgten für Erhaltung der Kirchenzucht, setzten Bischöfe und selbst Päbste ein und ab, und wie sie die Herzogthümer unter gewissen Symbolen vergaben (nämlich durch die an einer Lanze befestigte Fahne), so vergaben sie auch die Bißthümer durch Belehnung mit Ring und Stab (Recht der Investitur). Aber gerade in diesen Verhältnissen zwischen den Königen und der Geistlichkeit gingen unter dem nun folgenden Regenstamm große Veränderungen vor.

III. Deutschland unter dem fränkischen Regentenstamm, 1024 — 1125.

Nach dem Absterben des sächsischen Regentenstammes kam die deutsche Krone an den fränkischen. Es wählten nämlich die deutschen Stände nach Heinrichs II Tode den Herzog der rheinischen Franken,

ken, Konrad II oder den Salier, zu ihrem König *).

Konrad II (1024 — 1039) war ein kräftiger und hochgesinnter Regent, der das Ansehn seiner Krone in und ausser Deutschland mit dem größten Nachdruck behauptete. Er zog zweymal nach Italien (1026 und 1037) und häufig nach Burgund, bekämpfte die Slaven und nöthigte die Ungern und Polen die deutsche Oberhoheit anzuerkennen. In Italien, wo er, ausser der lombardischen, auch die Kaiserkrone erwarb (26. März 1027), verfügte er (1037), daß die Lehen erblich seyn sollten im männlichen Geschlecht des Besitzers, wodurch das Lehnssystem vollendet wurde. Das Königreich Burgund brachte er nach dem Tode des letzten Königs Rudolf III, in Folge der durch Heinrich II geschlossenen Erbverträge an sich (1032), wodurch die deutsche Königsmacht einen neuen Zuwachs erhielt. Im Jahre 1034 ward er zu Peterlingen und darauf nochmals zu Genf zum König von Burgund gekrönt. Dagegen trat er Schleswig, oder die jenseit der Eider gelegene Mark an den König von Dänemark, Knut den Großen, ab (1032),

*) Die Merkwürdigkeiten dieser Wahl, wobey sich deutscher Biedersinn in einem herrlichen Lichte zeigte, sind in der funfzehnten Erzählung des zweyten Abschnitts geschildert.

(1032), mit dem er in Rom enge Freundschaft geknüpft hatte. Im Innern von Deutschland sahe er auf Ruhe und Ordnung. Unermüdet thätig, durchzog er alle Provinzen des Reichs, um Recht zu sprechen. Die Großen hielt er in Zaum, und, um die unaufhörlichen Fehden zu beschränken, führte er, auf Antrieb der Geistlichen, den Gottesfrieden (treuga Dei) ein, d. h. die Verordnung, daß von Mittewochs Abend bis Montags früh alle Befehdungen untersagt seyn sollten. Ausserdem arbeitete er geflißentlich darauf hin, die großen Lehen einzuziehen und die deutsche Königswürde unumschränkt zu machen. Aber er starb, zu früh für seine Plane; zu Utrecht, den 4. Jun. 1039.

Ihm folgte sein Sohn Heinrich III, dem er schon bey seinen Lebzeiten die Nachfolge in Deutschland versichert (1028), die Krone Burgunds verschafft (1038), und die Herzogthümer Baiern und Schwabern verliehen hatte (1027). Auch dieser kräftige und durch vorzügliche Fähigkeiten ausgezeichnete Fürst (1039 — 1056) arbeitete unverrückt an der Behauptung und Erweiterung der königlichen Macht. Er hielt Burgund in Gehorsam, bekämpfte den aufrührischen Sinn der Lothringer, befestigte das Ansehn Deutschlands gegen Böhmen und Ungern, und behauptete in Rom, wo er nebst seiner Gemahlin Agnes (den 25. Dec. 1046)

die

die Kaiserkrone erhielt, die kaiserlichen Rechte in Hinsicht auf Besetzung des päbstlichen Stuhles. Vier Päbste wurden von ihm ernannt (Clemens II, 1046; Damasus II, 1047; Leo IX, 1049; und Victor II, 1054) und bey seiner Krönung zu Rom behauptete er das Recht, dessen sich Heinrich II entäussert hatte, daß ohne des Kaisers Befehl keine Pabstwahl vollzogen werden sollte. Mit den Herzogthümern in Deutschland verfuhr er willkührlich. Manche ließ er eine Zeitlang unbesetzt, wie Kärnthen; dem rheinischen Franken gab er keinen Herzog, sondern zog es als Domaine zur Krone; Baiern verlieh er sogar seiner Gemahlin Agnes (1056), ein Verfahren, das ohne Beyspiel ist. Am häufigsten hielt er sich zu Goslar unter den Sachsen auf, um dieses kriegerische Volk im Gehorsam zu erhalten. Eben deshalb legte er auch am Harze mehrere Bergschlösser an. Und dort ereilte ihn der Tod, zu Bodfeld unweit Goslar, im neun und dreyßigsten Jahre seines Alters, den 5. Oct. 1056.

Höher als je war durch ihn und seinen Vorgänger die Macht deutscher Könige erhoben, aber eben dadurch auch der Same zu vielen Unruhen ausgestreut worden. Dieß erfuhr sein Sohn Heinrich IV (1056 — 1106), kaum sechs Jahre alt, als er den Thron bestieg, und unglücklich durch eigene wie durch fremde Schuld.

Vor

Vor der gewaltigen Stärke Konrads II und Heinrichs III hatten die Stände geschwiegen, aber die Minderjährigkeit und Verkehrtheit Heinrichs IV brachte sie zum Aufstand, und erfüllte dessen Regierung mit Unruhe und Sorgen. Zuerst hatte er Streitigkeiten mit dem tapfern Otto von Nordheim, dem er das Herzogthum Baiern nahm (1070), das die Kaiserin Agnes demselben überlassen; dann mit den Sachsen, die seine Härte und Unbilligkeit empört hatte (1073 — 1075). Kaum Sieger in diesem Kampfe, gerieth er in noch schlimmere Händel mit dem Pabste Gregor VII, der ihm die Investituren (d. i. die Belehnungen mit Ring und Stab, oder allen Antheil am Kirchenregiment) zu entreißen suchte, gegen den Widerstrebenden Bannfluch und Absetzung aussprach (1076), und ihn zu Canossa demüthigte (Jan. 1077). Ferner hatte er mit zwey Gegenkönigen, Rudolf von Schwaben (1077 — 1080) und Hermann von Luxemburg (1081 — 1088) und andern deutschen Fürsten zu kämpfen; ja endlich empörten sich sogar seine Söhne gegen ihn, Konrad in Italien (1039 — 1101) und Heinrich V in Deutschland (1104). Jenen frühern Gegnern hatte er, reich an Hülfsmitteln, an Entschlossenheit und Thätigkeit, glücklich widerstanden; aber dem letzten unterlag er. Durch trügerische Worte wußte ihn Heinrich V zu entwaffnen und dahin zu bringen, daß er der Regierung entsagte

ſagte (1105). Doch war er ſchon wieder auf dem Wege ſich zu erheben, als er zu Lüttich ſtarb (Aug. 1106). Drey Päbſte hatten gegen ihn den Bann ausgeſprochen (Gregor VII, Urban II und Paſchalis II) und erſt fünf Jahre nach ſeinem Tode wurde der Bann zurückgenommen *).

Sein Sohn Heinrich V (1106 — 1125) mußte für den Kummer, den er ihm zugefügt hatte, durch eine ſorgenvolle Regierung büßen; doch führte er ſie mit mehr Würde, als er ſie erlangt hatte. Gleich anfangs gelang es ihm (1106 — 1109), Deutſchland im Innern zu beruhigen, und Polen und Ungern zur Anerkennung deutſcher Hoh[eit] zu nöthigen. Dann aber gerieth er mit dem P[abſte], dem er vorher ergeben geweſen war, in den berühmten Inveſtiturſtreit, der ſich durch den größten Theil ſeiner Regierung hinzog. Der Pabſt Paſchalis II drang auf freye Wahlen der Biſchöfe und Aebte und verdammte die Inveſtituren (Concilium zu Troyes 1107); Heinrich aber, zum feſten Widerſtand entſchloſſen, zog (1110) mit einem großen Heere nach Italien, um die Inveſtituren zu behaupten und die Kaiſerkrone zu erhalten. Auf den Wege dahin ließ ihm der Pabſt für das Inveſtitur-

*) Eine ausführlichere Darſtellung der hier nur angedeuteten "Lebens- und Leidensgeſchichte Kaiſers Heinrich IV" findet ſich im zweyten Abſchnitt dieſes Bandes.

veſtiturrecht alle Regalien und Ländereyen, mit welchen die Biſchöfe ſeither belehnt worden waren, anbiethen. Heinrich ward durch dieſe Anträge überraſcht; er nahm ſie an; aber ſie wurden widerrufen in dem Augenblicke, da er zum Kaiſer gekrönt werden ſollte. Hierüber erbittert, ließ er den Pabſt ſamt den Kardinälen in der Kirche gefangen nehmen. Nun geſtand ihm Paſchalis das Inveſtiturrecht zu; worauf Heinrich die Gefangenen losgab und zum Kaiſer gekrönt wurde (15. Apr. 1111). Aber noch ehe er Deutſchland erreichte, ging die Fehde von neuem an. Paſchalis, beſchuldigt, die Kirche und deren Rechte verrathen zu haben, nahm den abgeſchloſſenen Vergleich zurück (März 1112), und ließ, da er geſchworen hatte, keinen Bannfluch gegen den Kaiſer auszuſprechen, dieſen durch den Erzbiſchof Guido von Vienne in den Bann thun* (1112). Zu gleicher Zeit erbitterte Heinrich, zwar tapfer und entſchloſſen, aber auch hart und herrſchſüchtig, viele Deutſche gegen ſich. Begierig, die königlichen Kammergüter, die ſein Vater, um Freunde zu haben, zerſplittert hatte, wieder zu erhalten, wollte er unter andern Weimar nach dem Tode des Grafen Ulrich von Orlamünde als Lehen einziehen. Darüber entrüſtet griffen die Sachſen, angeführt von Lothar — ſeit 1106 Herzog der Sachſen und nachmals Kaiſer — zu den Waffen und ſchlugen des Kaiſers Truppen

bey

bey Welfesholze in Thüringen (11. Febr. 1115). Ja auch die Mainzer empörten sich, und zwangen den Kaiser (Nov. 1115), ihren Erzbischof Adelbert, den er gefangen genommen hatte, wieder frey zu geben. Trotz dieser Unruhen zog Heinrich (Jan. 1116) zum zweyten Male nach Italien, um die weitläuftigen Güter der verstorbenen Markgräfin Mathilde, die sie dem römischen Stuhle vermacht hatte, als kaiserliche Lehen einzuziehen, und um den wortbrüchigen Pabst zu züchtigen. Jenes gelang, aber nicht dieses; ja er konnte nicht einmal verhindern, daß sein Gegner der Erzbischof Guido von Vienne, unter dem Namen Calixtus II, zum Pabst erwählt wurde (Jan. 1119). Indessen waren die Unruhen in Deutschland furchtbar emporgestiegen. Heinrich kehrte daher (1119) zurück, und sahe sich endlich zur Nachgiebigkeit genöthigt. Zuerst schloß er auf dem Reichstag zu Würzburg (1121) mit den deutschen Fürsten einen allgemeinen Landfrieden; dann fand er sich auf dem Reichstag zu Worms mit dem Pabste ab. Er überließ den Stiftern die freye Wahl der Bischöfe und dem Pabste die Investitur mit Ring und Stab; dagegen wurde ihm das Recht zugestanden, den Wahlen beyzuwohnen, sie in streitigen Fällen zu entscheiden, und den Erwählten mittelst des Scepters mit den Regalien zu belehnen (Wormser Concordaten, 1122). So ging also für die Kaiser das

wichtige Recht der unmittelbaren Bestallung der Bischöfe und Aebte wirklich verloren, und nur ein Schattenbild desselben blieb zurück. Heinrich aber, nun vom Bann befreyt, lebte in Ruhe bis an seinen Tod. Er starb den 23. Mai 1125, vier und vierzig Jahre alt, und mit ihm endigte sich der fränkische Regentenstamm, der hundert Jahre lang über Deutschland geherrscht hatte.

Groß und mächtig hatte dieser Regentenstamm begonnen, aber in Verwirrung und Lähmung ließ er Deutschland zurück. Die königliche Macht, von Konrad II und Heinrich III fast bis zur unumschränkten Gewalt erhoben, war während der vielen Streitigkeiten und Kriege, die Heinrich der Vierte und Fünfte zu bestehen hatten, tief herabgesunken; die kaiserlichen Kammergüter, vorher so zahlreich, waren vermindert; die Erblichkeit der Lehen wurde zur Sitte; die Landeshoheit in den Herzogthümern und Grafschaften nahm ihren Anfang.

Ganz besonders hatte die kaiserliche Macht in Kirchensachen die gewaltsamsten Erschütterungen erfahren. Die Päbste, sonst vom Kaiser bestätigt, behaupteten jetzt, den Kaiser bestätigen, ihn ein-

und

und absetzen zu können, und schickten, um die Fürsten, wie die Bischöfe, unter beständiger Aufsicht zu halten, eine Menge Legaten mit ausgedehnter Vollmacht allenthalben umher. Die Bischöfe waren durch den Ausgang, den die Investiturstreitigkeiten genommen hatte, fast ganz unabhängig vom Kaiser. Statt der Belehnung mit Ring und Stab, oder der Verleihung geistlicher Würden, war dem Kaiser nur die Belehnung mit dem Scepter, oder die Verleihung der Kirchengüter geblieben, und Bischöfe und Aebte standen also nur in so ferne unter ihm, als von ihnen die Ritterdienste geleistet werden mußten.

Zugleich hatten, während des Hinsinkens der königlichen und kaiserlichen Gewalt und während der vielen Kriege, die Deutschland zerrütteten, Fehden, Plünderungen und andre Unordnungen furchtbar überhand genommen. Vergebens suchte man ihnen durch den Gottesfrieden und Landfrieden zu steuern! Die Raubschlösser vermehrten sich, und (wie eine damalige Chronik sagt) unter dem Namen Ritter war alles voll Räuber.

Indessen findet man mitten unter diesen Zügen von Rohheit manche Züge von Großmuth und ein reges Fortstreben der Nation selbst. Gewerbe und Handlung lebten auf; die Künste erhoben sich

(unter Heinrich V wurde der berühmte Münſter zu Straßburg erbaut); es gab gute Domſchulen; das Studium des römiſchen Rechts, zuerſt zu Bologna in Italien betrieben, fand auch in Deutſchland Eingang; und ſelbſt die Beſchränkung des königlichen Anſehns durch geiſtliche und weltliche Fürſten konnte in ſo fern nützlich heißen, als ſie vor Despotiſmus verwahrte und den Geiſt einer edeln Freyheit erhielt.

Drittes Kapitel.

Von den übrigen Staaten Europens, namentlich von England.

Während Deutſchland, ungeachtet der Kämpfe, die geiſtliche und weltliche Große in ſeinem Innern erregten, groß und mächtig daſtand, Lothringen, Italien und Burgund an ſich gebracht hatte, auf Böhmen, Ungern und Polen Einfluß behauptete, und, umfloſſen vom Glanze der Kaiſerwürde, als der erſte und angeſehnſte Staat des weſtlichen Europa galt, — waren die übrigen Staaten dieſes Erd-

Erdtheils meist auf sich selbst beschränkt, ohne Zusammenhang mit andern, beschäftigt, Selbstständigkeit zu erlangen oder zu behaupten.

Spanien und Portugal lag im Kampfe zwischen Muhamedanern und Christen. Was Pelagius begonnen hatte *), wurde mit glücklichem Erfolge fortgesetzt; denn die Macht der spanischen Araber ward durch Theilungen und innere Uneinigkeiten zersplittert, und unter den spanischen Christen erwachte ein edler Rittergeist und Nationalstolz, der zu großen und herrlichen Thaten begeisterte. So wurde jenen immer mehr Land entrissen, und so entstanden die Königreiche Asturien, Leon, Gallicien, Castilien, Aragonien und Navarra. Aber auch die Christen waren häufig unter einander uneins, und die von ihnen gestifteten Reiche bald getrennt, bald vereinigt. Unter ihren Königen ward zuerst merkwürdig Fernando der Große, der Sohn des navarrischen Königs Sancho, seit 1033 König von Castilien, und durch Vermählung mit Sancha, der Erbin Leons, seit 1037 auch König von Leon und Gallicien. Glücklich als Krieger eroberte er Portugal bis an den Mondego und fast ganz Estremadura, entriß seinem Bruder einige Provinzen von Navarra, machte die arabischen Fürsten von Toledo und Sevilla zinsbar und nöthigte Sara-

*) S. histor. Bilders., Th. II, S. 251 ff.

Saragoſſa ſeine Oberhoheit anzuerkennen. Seinem letzten Willen zufolge (er ſtarb 1065) theilten ſich ſeine drey Söhne in ſein ausgedehntes Reich: Sancho bekam Caſtilien und die navarriſchen Provinzen ſamt der Hoheit über die arabiſchen Fürſten, Alfonſo VI Leon und Aſturien, und Garcia Gallicien und Portugal. Aber bald bekriegten ſie ſich, und Alfonſo hatte das Glück, ſeine Brüder zu überleben, das ganze väterliche Reich an ſich zu bringen (1073) und durch Toledo und Valencia zu erweitern *). Kurz vor ſeinem Tode (1109) vermählte er ſeine Erbprinzeſſin, Donna Urraca, mit Alfonſo VII, König von Aragonien und Navarra, um dadurch alle chriſtlichen Staaten in Spanien zu vereinigen. Aber dieſe Vereinigung war nicht von Beſtand — Portugal, das er dem Gemahl ſeiner natürlichen Tochter Thereſe, dem Grafen Heinrich von Burgund, abgetreten hatte (1095), fing damals an, ein eigenes Reich zu werden.

In Frankreich regierte, ſeit dem Abgang der Karolinger (987), die erſte Linie der Capetinger — Hugo I, 987 — 997, Robert bis 1031, Hein-

*) Die letzte Eroberung war ganz das Werk des berühmteſten der ſpaniſchen Ritter, Don Rodrigo, der Cid genannt, deſſen Leben, ſo weit es bekannt iſt, unten im zweyten Abſchnitt, Num. 17 geſchildert iſt.

Heinrich I bis 1060, Philipp I bis 1108. — Dieſe, meiſtentheils ſchwache Regenten, hatten Mühe ſich zu behaupten, und die königliche Gewalt gegen die Anmaßungen übermächtiger Vaſallen zu ſchützen. Sie nahmen daher faſt gar keinen Antheil an auswärtigen Händeln, ſondern ſuchten innere Fehden beyzulegen, und ihre Macht theils durch Ernennung ihrer Söhne zu Mitregenten, theils durch Wiedervereinigung einiger Lehen mit der Krone allmählich zu erheben und zu befeſtigen.

Das oſtrömiſche Reich, jetzt bloß auf die heutige europäiſche Türkey und einige Provinzen Kleinaſiens eingeſchränkt *), wurde von innen und auſſen zu hart bedrängt, als daß es ſich ſelbſtſtändig in auswärtige Händel miſchen konnte. Von auſſen wurde es zwar nicht mehr von den Arabern beunruhigt (die Macht derſelben war gebrochen); auch vor den Bulgaren, deren Reiche 1018 ein Ende gemacht wurde, hatte es Ruhe: dagegen wurde es von Ruſſen, Normännern und Türken heimgeſucht, die ſeine ſchönſten Provinzen häufig plünderten und manche derſelben eroberten. Von innen litt es durch ſchwache und ſittenloſe Regenten, herrſchſüchtige Prieſter und Hofleute, Weiberränke und (Folge des vorigen) häufige Thronveränderungen. Kamen auch gute und kräftige Regenten

*) S. hiſtor. Bilderſ., Th. II, S. 45.

ten auf den Thron, so wurden sie gewöhnlich bald wieder verdrängt. Am längsten behauptete sich das Haus der Macedonier (867 — 1056), das mit Basilius I anhob, und das Haus der Komnenen, das, aus Italien stammend, mit Isaac Komnenus 1057 zum Thron gelangte, und 1185 mit Andronikus endigte.

Die Ungern lernten, seitdem durch Heinrichs und Ottos Siege ihren wilden Streifereyen Schranken gesetzt worden waren, in ihrem eigenen Lande einheimisch werden und sich mit Ackerbau, Handwerken und Handel beschäftigen. Befördert wurde ihre Entwilderung durch das vorleuchtende Beyspiel der Slaven und Deutschen, die unter ihnen lebten, und vorzüglich durch Einführung des Christenthums. Schon ihr Herzog Geysa hatte dasselbe angenommen (972); aber eigentlich eingeführt und befestiget wurde es von dessen Sohn und Nachfolger Stephan (997 — 1038). Durch seine Gemahlin Gisela, eine baiersche Prinzessin, für dasselbe gewonnen, betrieb Stephan selbst das Bekehrungsgeschäft, gebot allen ungerischen Herren sich taufen zu lassen, und stiftete für seine christlichen Unterthanen zehen Bißthümer, die er dem Erzbischof von Gran unterwarf. Dem Pabst Silvester II gefiel sein Eifer. Er ernannte ihn daher zum König, und übersendete ihm die apostolische Krone;

Krone; Otto III aber bestätigte als Kaiser diese Ernennung. Und so wurde Stephan, "der Heilige", erster König der Ungern (1000). Sein Volk erhob sich durch ihn! Er traf gute Staatseinrichtungen und gab zuerst geschriebene Gesetze. Allein nach seinem Tode entstanden große Unruhen. Er hatte seiner Schwester Sohn Peter, Prinz von Burgund, zu seinem Nachfolger bestimmt. Dieser aber, den Ungern verhaßt als Ausländer und wegen seiner Vorliebe für Ausländer, wurde vertrieben (1041). Er floh zum Kaiser Heinrich III, der ihn wieder einsetzte (1044) und dafür Ungern zu einem Reichslehen machte. Aber weder Heinrich III noch dessen Sohn, Heinrich IV, konnten die Oberhoheit des deutschen Reichs behaupten; Peter selbst wurde bald wieder abgesetzt und getödtet (1046), und der Streit um die Thronfolge — während dessen auch Gregor VII auf die Oberherrschaft Ansprüche machte — dauerte bis auf Ladislaus I, der seit 1085 alleiniger Regent, die Ruhe wieder herstellte, die Cultur seines Volkes förderte, und Siebenbürgen, Kroatien und Dalmatien mit seinem Reiche vereinigte. Er starb 1095.

Polen, mit Schlesien verbunden, und von Slaven bewohnt, fing in gegenwärtiger Periode erst an, sich zu einem Staate oder zu einem Verein mehrerer Fürstenthümer zu bilden. Um die

Mitte

Mitte des neunten Jahrhunderts entstand in der Gegend der Warthe und Weichsel ein Herzogthum (840). Piast wird als erster Regent desselben genannt und von ihm der erste Regentenstamm in Polen abgeleitet. Einer seiner Nachkommen, Mieciſlav (964 — 992) trat zum Christenthum, bewogen durch seine Gemahlin, eine böhmische Prinzessin; und dessen Sohn Boleslav I (992 — 1025) nahm zuerst den Königstitel an, der jedoch bis zum Anfang des vierzehnten Jahrhunderts kein festes Eigenthum der polnischen Regenten blieb. Die deutschen Kaiser, namentlich die Ottonen beförderten die Ausbreitung und Befestigung des Christenthums, und erlangten dadurch eine Art von Oberhoheit oder Lehnsherrschaft über Polen. Doch hielt es schwer, dieselbe zu behaupten, und weder Dauer noch Umfang derselben läßt sich genau bestimmen. Ueberhaupt bleibt die polnische Geschichte bis zum Ausgang des zwölften Jahrhunderts dunkel und ungewiß, weil es bis dahin an einheimischen Geschichtschreibern fehlt.

Rußland fing an, sich zu erheben. Der Staat von Nowgorod und Kiew, gestiftet von Normännern oder Warägern (862: s. oben S. 43) und durch Oleg, Ruriks Nachfolger, vereinigt (882), wurde schon in der gegenwärtigen Periode dem

dem oſtrömiſchen Reiche furchtbar. Am merkwürdigſten unter ſeinen Regenten machte ſich Wladimir der Große (980 — 1015), nicht bloß durch Vereinigung der einzelnen Theile des Reichs und durch glückliche Kriege (er eroberte das warägiſche Fürſtenthum Polotzk in Litthauen 983, und beſiegte die Oſtrömer, die Bulgaren an der Wolga 985 und die Petſchenegen am Dniepr 993, ſondern auch durch Annahme und Verbreitung des Chriſtenthums *), und durch Beförderung der Cultur unter ſeinem noch rohen Volke. Er vergrößerte die Zahl der Städte, ſicherte ihr Gewerbe, legte Kirchen und Schulen an, und nöthigte die Vornehmen, ihre Kinder in ſelbige zu ſchicken. Aber nach ſeinem Tode wurde ſein Reich unter ſeine Söhne zerſplittert, häufige Thronſtreitigkeiten entſtanden, und von dem Guten, das er geſtiftet hatte, ging vieles verloren.

In Scandinavien, oder dem Norden von Europa, entſtanden ungefähr ſeit der zweyten Hälfte des neunten Jahrhunderts aus mehreren kleinen Staaten, als deren Stammvater Odin genannt wird, die drey größern Reiche Dänemark, Norwegen und Schweden. Dieſes Aufbauen großer Maſ-

*) Wladimir empfing die Taufe zu Cherſon 988 und vermählte ſich daſelbſt mit der griechiſchen Prinzeſſin Anna, Schweſter der Theophania, der Gemahlin des Kaiſers Otto II.

Massen, und die darauf folgende Einführung des Christenthums milderte allmählich den wilden Unternehmungsgeist der dortigen Einwohner; aber die innere Entwickelung ihrer Staaten ist größtentheils unbekannt. Am meisten machte sich Dänemark merkwürdig, indem es voll Kraft und Unternehmungsgeist nicht auf sich selbst beschränkt blieb, sondern auch auswärtige Eroberungen suchte und fand. So eroberte König Swen (989 — 1014) einen Theil von Norwegen und England, und sein Sohn Knut oder Kanut der Große (1014 — 1036) beherrschte, ausser Dänemark und einen Theil von Schweden, auch Norwegen und England. Auch erwarb er sich das noch größere Verdienst, daß er in seinem Erbreiche das Christenthum befestigte und Cultur verbreitete *).

Bekannter als die hier genannten Staaten ist während der gegenwärtigen Periode die Geschichte Englands, das frühzeitig Annalisten erhielt, und durch den Wechsel seiner Schicksale, durch die Kräfte, die es dabey entwickelte, und durch große Regenten, die es hatte, merkwürdig wurde. Eben deshalb soll auch von dessen Geschichte ausführlicher geredet werden.

In

*) S. die zwanzigste Erzählung im zweyten Abschnitt: "Edmund Ironside und Knut der Große".

In England waren, wie schon erwähnt *), die sieben von den Angeln und Sachsen vereinigten Reiche durch Egbert, König von Westsex, im Jahr 827 vereinigt worden. Diese Vereinigung schien die Ruhe und Selbstständigkeit Englands zu sichern; aber, leider! fingen gerade damals (832) die furchtbaren Einfälle der Dänen oder Normänner an, die länger als zwey hundert Jahre dauerten und unsägliches Elend über England verbreiteten.

Egbert, klug und tapfer, schlug zwar die Dänen einigemal zurück; aber sie kehrten immer wieder. Er starb 836. Sein Sohn und Nachfolger Ethelwolf (836 — 857), geschickter ein Kloster als ein Königreich zu regieren, suchte mehr durch Gebete und Weihgeschenke als durch Waffenthaten die Dänen zu entfernen: statt gegen sie ins Feld zu ziehen, ging er (855) nach Rom, wo er ein ganzes Jahr unter Andachtsübungen hinbrachte. Auch schwächte er das Reich durch Theilungen. Seine vier Söhne — Athelstan st. 856, Ethelbald st. 860, Ethelbert st. 866 und Ethelred st. 871, — die neben oder nach einander regierten, konnten eben so wenig ausrichten: die Dänen faßten vielmehr in Northumberland festen Fuß, und erzwangen einen jährlichen Tribut. Erst der fünfte

von

*) Man sehe histor. Bilders., Th. II, S. 9 f.

von Ethelwolfs Söhnen, Alfred der Große, schaffte Hülfe.

Dieser wahrhaft große Monarch (871 — 901) erhob sich über das Unglück, das ihn anfangs bedrohte. Er rettete das Reich, das er schon an die Dänen verloren hatte, befestigte die Sicherheit desselben durch eine gut geordnete Land- und Seemacht, gab weise Gesetze und wurde der Lehrer seines durch ihn glücklichen Volkes *).

Sein Sohn Eduard I 901 — 927 ging auf diesem Wege fort, und behauptete das Ansehn der Krone und Ruhe im Innern. Aber bald traten wiederum trübe Zeiten ein! Zum Nachtheil des Reichs und der Regenten **) erhob sich die Geistlichkeit: besonders suchte der heilige Dunstan ganz England einer geistlichen Herrschaft und den strengsten Mönchsregeln zu unterwerfen. Vielfältige Unruhen entstanden deshalb ***).

Dar-

*) Das Leben Alfreds und seine großen Verdienste sind im zweyten Abschnitt Num. 18 geschildert.

**) Auf Eduard I folgten nacheinander seine Söhne, Athelstan 927 - 941, Edmund st. 946 und Edred st. 955, dann Edmunds Söhne, Edwi st. 959 und Edgar st. 975. Letzterm folgten seine Söhne, erst Eduard II st. 979 und dann Ethelred II st. 1016.

***) Mehreres über das Leben des heiligen Dunstan, und die Könige, die zu seiner Zeit regierten, findet sich in der neunzehnten Erzählung des zweyten Abschnitts.

Darüber wurden die Vertheidigungsanstalten vernachläßigt, so daß die Dänen, als sie ihre Angriffe erneuerten, keinen nachdrücklichen Widerstand fanden. Daher wurden sie bald wieder (vorzüglich seit 980) so mächtig, daß sie Tribut erzwangen und das Reich auf vielfache Weise quälten. In der Verzweiflung faßte Ethelred II den Entschluß, alle Dänen, die in England ansäßig waren, auf einmal ermorden zu lassen. Dieß geschah Sonntags den 13. Nov. 1002. Selbst Gunilda, die Schwester des Dänenkönigs, die an den Grafen Paling verheyrathet war, wurde mit ihrem Gemahl und ihren Kindern getödtet. Aber was half dieses Blutbad! Um es zu rächen, fiel König Swen 1003 in England ein. Anfangs ließ er sich mit großen Geldsummen abfinden, dann kam er wieder, und nach zehen Jahren (1013) vollendete er mit der Eroberung Londons die Eroberung des ganzen Landes. Aber schon nach einigen Monaten, noch vor seiner Krönung, starb er (1014). Jetzt riefen die Engländer ihren König Ethelred, der nach Rouen zu seinem Schwiegervater, Herzog Richard von der Normandie geflüchtet war, wieder auf den Thron; die Dänen aber in Northumberland ernannten Swens Sohn, Knut den Großen, zum König von England. Ethelred, schwach und nachläßig, wie zuvor, war nicht im Stande, diesem Gegner die Spitze zu biethen, wohl aber

ſein tapfrer Sohn, Edmund Eiſenſeite. Doch die Verräthereyen des Grafen Edrik, der Ethelreds ganzes Vertrauen beſaß, vereitelte deſſen Bemühen. Edmund mußte ſich nach London zurückziehen, wo er nach ſeines Vaters Tode (1016) zum König ernannt wurde. Aber auch jetzt waren alle ſeine Anſtrengungen vergeblich. Knut erlangte erſt eine Theilung des Reiches und dann, als Edmund getödtet war (1016), den Beſitz des Ganzen *).

Zwanzig Jahre lang (1016 — 1036) regierte Knut mit Glück und Weisheit über England, er, der mächtigſte Monarch des Nordens! Aber mit ſeinem Tode zerfiel das große Reich. Er ſelbſt hatte es unter ſeine drey Söhne — Swen, Harald und Hartiknut, — getheilt, und dieſe, mit einander in Feindſchaft, ſtarben kurz nacheinander (1036 — 1042). Dänemark gerieth dabey in Verwirrung, und ſo gelang es den Engländern, abermals einen eingebornen Prinzen, Eduard, einen Sohn Ethelreds II, auf den Thron zu heben. Aber Eduard (wegen ſeiner Keuſchheit "der Bekenner" oder "der Heilige" genannt) war ein ſchwacher Fürſt, immer abhängig von fremder Leitung, und voll Liebe für die Normandie, wo er ſeine Jugend verlebt hatte. Er wünſchte daher, ſei-

*) S. unten im zweyten Abſchnitt die zwanzigſte Erzählung: "Edmund Ironſide und Knut der Große".

seinen Verwandten und Jugendfreund, Wilhelm, Herzog von der Normandie, zum Nachfolger zu haben; aber in England selbst wirkte seinen Wünschen der mächtige Graf Harald entgegen, der auch nach Eduards Tode (Jan. 1066) König wurde. Doch nur auf kurze Zeit! Wilhelm fiel in England ein, und gewann durch die einzige Schlacht von Hastings, wo Harald blieb (14. Oct. 1066), das ganze Reich. Er behauptete es mit Strenge, und gab ihm eine neue Verfassung und einen neuen Regentenstamm, der in weiblicher Linie noch immer regiert *).

Viertes Kapitel.

Von dem Ursprung und Fortgang der Pabstmacht.

Auf alle Staaten, deren Geschichte wir bis jetzt berührt haben, erstreckte sich der Einfluß der Pabstmacht, die in der gegenwärtigen Periode zu einer auser-

*) Das Leben und die Regierung Wilhelms des Eroberers ist unten im zweyten Abschnitt, Num. 21, ausführlich geschildert.

ausserordentlichen Höhe stieg, geistliche und weltliche Herrschaft umfaßte, und den Glanz der alten Roma erneuerte. Wie ist, fragt man, diese Macht entstanden? durch welche Mittel hat sie sich erhoben? und welche Wirkungen hat sie erzeugt? — Wir wollen die Beantwortung dieser Fragen versuchen.

Die Pabstmacht scheint nicht, wie Viele meinen, auf einen ausgedachten Plan gegründet zu seyn; sondern sie war ein Kind der Zeit, durch zufällige Veranlassungen gebildet, und erst nach dem Ablauf vieler Jahrhunderte wurde das, was Zeit, Ort und Klugheit für selbige gethan hatte, zusammengefaßt, vervollkommnert und planmäßig weiter gefördert.

Ursprünglich war der Pabst Bischof zu Rom gleich jedem andern Bischof; doch schon frühzeitig erlangte er hervorstechendes Ansehn. Dieß verdankte er zuerst seinem Sitze zu Rom, der alten Herrscherin der Völker, die ihren Glanz und Ruhm auch auf ihn übertrug; ferner dem Umstande, daß die römische Gemeinde, die älteste im Occident, die Gründerin vieler andern Gemeinden wurde; drittens der Sage, daß Petrus, von Jesu der Felsen

ſen genannt, auf den er ſeine Gemeinde gründen wolle, der erſte Biſchof in Rom geweſen ſey. Zwar ward dieſe Sage durch nichts begründet, aber ſie ward ohne Unterlaß wiederholt, und leicht gewöhnt man ſich, ohne Prüfung für ausgemacht zu halten, was ohne Unterlaß wiederholt wird.

Als Conſtantin der Große das Chriſtenthum zur herrſchenden Religion gemacht hatte, erhob er fünf Biſchöfe, nämlich die zu Rom, Alexandrien, Jeruſalem, Antiochien und Conſtantinopel, zu Patriarchen oder Hauptbiſchöfen. Er ſelbſt ließ es unentſchieden, wer unter dieſen Patriarchen den oberſten Rang haben ſollte; doch bald wurde dieſe Frage ein Gegenſtand des Streites. Die orientaliſchen Patriarchen, unter denen einige ſehr thätige und herrſchſüchtige waren, ſtützten ſich auf ihr altes Anſehn. Dagegen behauptete der römiſche Patriarch Innocenz I (402 — 417), daß, vermöge des Vorrangs des Apoſtels Petrus vor den übrigen Apoſteln, ihm, dem Nachfolger desſelben, ein gleicher Vorrang gebühre. Der Sieg über jene ward ihm leicht. Die Patriarchen zu Alexandrien, Jeruſalem und Antiochien, erſt durch Streitigkeiten geſchwächt, dann unter die Herrſchaft der Araber gebeugt, verloren allmählich allen Einfluß auf kirchliche Angelegenheiten. Deſto dauernder war der Rangſtreit mit dem Patriarchen zu Conſtantinopel,

ein Streit, der, Jahrhunderte lang fortgesetzt, zuletzt die Trennung der griechischen und römischen Kirche herbeyführte (um 863). Indessen konnte sich der Patriarch zu Constantinopel nie so frey und sicher erheben, wie der zu Rom, weil er unter den Augen eines despotischen Hofes stand und häufig von dessen Willkühr abhängig war. So erfuhr namentlich Cyriacus die Demüthigung, daß, nachdem er lange mit dem Patriarchen zu Rom um den Titel "allgemeiner oder ökumenischer Bischof" (Papa) gestritten hatte, Kaiser Phokas aus Haß gegen ihn, die römische Kirche für das Haupt aller Kirchen, und den Patriarchen derselben für den allgemeinen Bischof erklärte. Von dieser Zeit an (607) begann der Name Pabst der ausschließliche Titel der römischen Bischöfe zu werden, — während sie selbst mit scheinbarer Demuth sich Knechte der Knechte Gottes nannten.

Indessen war der ganze Vorzug des römischen Bischofs lange Zeit nur ein Vorzug des Ranges. Er hatte bis ins siebente Jahrhundert noch keine geistliche, geschweige denn eine weltliche Herrschaft. Nur ein Theil der abendländischen Bischöfe hatte sich seiner Leitung unterworfen, andre widerstrebten derselben; seine Aussprüche galten nicht als untrüglich; er mußte das höhere Ansehn der Concilien und ihrer Beschlüsse anerkennen; er war dem jedesmaligen

maligen Herrn von Rom unterworfen. Aber alles dieß änderte sich im Laufe der Zeiten!

Schon im siebenten und achten Jahrhundert gelang es den Päbsten, sich viele abendländische Kirchen zu unterwerfen, oder die Rechte, die ihnen als Bischöfen von Rom über ihre Diöces zustanden, über viele Bischöfe in Frankreich, Spanien, England und Deutschland auszuüben. Hierzu verhalf ihnen ihr altes Ansehn, zufolge dessen man sich von allen Seiten an sie wendete; ferner die unwandelbare Festigkeit, mit der sie behaupteten, daß ihnen als Statthaltern Christi und Nachfolgern Petri nicht nur der erste Rang unter allen Patriarchen, sondern auch die Oberherrschaft über die ganze Kirche gebühre; drittens der zuversichtliche Ton, mit dem sie ihre Gutachten als Bescheide aussprachen und ihren Stuhl als den Hauptsitz der Rechtgläubigkeit erhoben; dann die schlaue Geschicklichkeit, womit sie den höhern Klerus entweder muthvoll bekämpften, oder durch Uebersendung des Palliums *) unvermerkt an sich zu ketten wuß-

*) Das Pallium, oder Ehrenzeichen der erzbischöflichen Würde, ist (wenigstens jetzt) ein breiter wollener Kragen mit zwey Streifen, wovon der eine über den Rücken, der andere über die Brust herabhängt, beyde aber mit rothen Kreuzen bezeichnet sind. — Die Uebersendung des Palliums war das Unterpfand einer nähern Verbindung mit Rom.

gigkeit zu entziehen. Doch zu ſchwach, um für ſich ſelbſt zu beſtehen, und bedroht von den Longobarden, die in Oberitalien herrſchten und 752 dem griechiſchen Exarchat ein Ende machten, bedurften ſie fremdes Schutzes und Beyſtandes. Sie wendeten ſich daher an die Franken, und zwar an deren Majores Domus, und gewannen letztere dadurch, daß ſie ihnen zur fränkiſchen Krone verhalfen *). Pipin der Kleine, durch Vermittelung des Pabſtes Zacharias König der Franken (752), vergalt dieſe Gefälligkeit. Er befreyte Rom von den Angriffen der Longobarden (754 und 756), und ſchenkte das ihnen entriſſene Exarchat nebſt fünf Städten an der Weſtküſte des adriatiſchen Meeres dem römiſchen Stuhle. Dadurch bekam das Erbtheil dieſes Stuhles (Patrimonium Petri), das bisher nur aus einzelnen Gütern und Einkünften beſtanden hatte, die erſte Begründung an Land und Leuten. Karl der Große aber, vom Pabſte Leo III zum römiſchen Kaiſer gekrönt (800), erweiterte die Schenkungen ſeines Vaters; doch womit? und wie weit? läßt ſich nicht genau beſtimmen, da die Urkunde ſeiner Schenkung verloren gegangen iſt.

Von nun an wurde das Streben der Päbſte, nicht nur über die Kirche ſondern auch über den Staat zu gebieten, immer ſichtbarer, und immer bedeu-

*) S. hiſtor. Bilderſ., Th. II, S. 101 u. 110.

bedeutender die Fortſchritte, die ſie in dieſem Streben machten. Auſſer dem Geiſte der Zeiten kam ihnen dabey noch manches andre zu Statten.

Zuerſt die Schwäche, Ländersucht und Zwietracht der Nachfolger Karls des Großen. Denn je mehr dieſe das königliche Anſehn in Verfall brachten, deſto glanzvoller erſchien die weislich geleitete Pabſtmacht, und je weniger dieſe darauf bedacht waren, ihre Rechte zu ſichern *), deſto ſtolzer und anmaßender wurden die Päbſte.

Aber auch die Geiſtlichkeit trug zur Erweiterung des päbſtlichen Anſehns bey. Schon der Caſtengeiſt konnte ſie antreiben, ſich mit dem Pabſt gegen die weltliche Macht zu verbinden; aber ſie hatte dazu auch noch beſondere Antriebe. Die Aebte ſtrebten der nahen und darum oft drückenden Aufſicht der Biſchöfe zu entgehen; die Biſchöfe aber ſtrebten nach Befreyung von der Unterwerfung unter ihre Erzbiſchöfe; und die Erzbiſchöfe fanden ihren

*) Nur manchmal, wenn ihr Anſehn zu empfindlich gekränkt war, wallte ihr Stolz auf, und ſie ſuchten die Anmaßungen des Pabſtes, die ſie durch Unbeſonnenheit gefördert hatten, durch Gewalt zu beſchränken. Aber die Päbſte begegneten ihnen mit Schlauheit, und wußten zur rechten Zeit einzulenken, und aus dem, was zu ihrer Beſchränkung führen ſollte, neue Vortheile zu ziehen. Als Beyſpiel hiervon leſe man die zwey und zwanzigſte Erzählung im zweyten Abſchnitt: "Pabſt Sergius II und Kaiſer Ludwig II".

ihren Stolz geschmeichelt, wenn sie das Abzeichen ihrer Würde, das Pallium, aus den Händen des Pabstes empfingen. Aebte, Bischöfe und Erzbischöfe beeiferten sich also, sich an den Pabst anzuschließen, um durch ihn in ihrem Streben nach Ungebundenheit, Vorrechten und äußerm Glanz geschützt zu werden.

Unter solchen Umständen fand ein wichtiges Beförderungsmittel der päbstlichen Macht, die Decretalen des falschen Isidor, leichten und bedeutsamen Eingang. Es erschien nämlich in der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts, ungefähr ums Jahr 830 (man weiß nicht bestimmt, von wem), eine Reihe angeblicher Schreiben (Decretales Epistolae) römischer Bischöfe vom Ende des ersten Jahrhunderts bis zu Gregor dem Großen (590 — 604), in welchen die Anmaßungen des Pabstes, oberster Herr, Gesetzgeber und Richter der Christenheit zu seyn, so vorgestellt wurden, als ob sie von jeher als Rechte der römischen Bischöfe anerkannt und ausgeübt worden wären. Als Sammler dieser Decretalen wurde, um ihnen Ansehn zu verschaffen, der berühmte Isidorus, Erzbischof von Sevilla, der im siebenten Jahrhundert gelebt hatte, genannt; aber sie erschienen zuerst nicht in Spanien, sondern in der Diöces von Mainz. List und Verblendung verschaffte ihnen Ein-

Eingang. Sie wurden faſt ohne Widerrede angenommen, und ſieben Jahrhunderte lang blieb dieſer Betrug unaufgedeckt und bis auf wenige kaum hörbare Zweifel ungeahndet.

Ungemein groß aber waren die Wirkungen, die er hatte. Durch dieſe falſchen Decretalen kam in die Abendländer ein ganz neues Kirchenrecht. Die Rechte der Erzbiſchöfe, in ihren Sprengeln nach eigener Einſicht kirchliche Einrichtungen zu treffen, mußten der Obergewalt des geiſtlichen Monarchen zu Rom weichen; ihre Provinzialſynoden, wodurch die Kirchenzucht aufrecht erhalten worden war, verloren an Kraft und Anſehn; wer ſich von der geſetzlichen Ordnung losreißen wollte, konnte ſich an den Pabſt wenden, der begierig von allen Seiten her Appellationen an ſich zog. Nach eben dieſen Decretalen gehörten ferner alle Angelegenheiten der Biſchöfe vor den Pabſt. Er beſtand alſo darauf, daß es ihm zukomme Bißthümer zu errichten, Biſchöfe zu beſtätigen und abzuſetzen, und Rechte, wie die Heiligſprechung (Canoniſation), die er vorher mit ihnen getheilt hatte, ausſchließlich auszuüben. Aber auch die weltlichen Fürſten empfanden die Wirkungen jener falſchen Decretalen. In ihnen wurde gelehrt, den römiſchen Biſchöfen komme es zu, die Könige zu leiten, ſie zu richten, und ihren Ungehorſam nach Befinden mit dem

Bann

Bann oder der Thronentsetzung zu bestrafen. Die Päbste selbst säumten nicht, von solchen Lehren Gebrauch zu machen, und die Fürsten zu gewöhnen, in dem Oberherrn der Christenheit auch ihren Oberherrn zu ehren. Seitdem Karl der Große aus den Händen des Pabstes die Kaiserkrone empfangen hatte, war die Meinung aufgekommen, daß die Verleihung derselben vom Pabste abhänge; und als nach dem Abgange der Karolinger die italienischen Fürsten und die Könige des benachbarten Burgunds sich lange Zeit um die Krone Italiens und die Kaiserwürde stritten, hatte der Pabst, öfters zum Schiedsrichter aufgerufen, eine entscheidende Stimme bey diesem Streite erhalten. Kein Wunder also, daß er nun behauptete, ihm allein komme die Ertheilung Italiens und der Kaiserwürde zu.

So sieht man also seit der Mitte des neunten Jahrhunderts das Pabstthum hervorsteigen, mächtig über die Kirche und über den Staat gebiethend. Diejenigen Päbste aber, die in diesen Zeiten vorzüglich hierzu beytrugen, waren Nicolaus I, der zweyte Nachfolger der angeblichen Päbstin Johanna*), dann Johann VIII und Stephan V. Nico-

*) Was von dieser angeblichen Päbstin erzählt wird, und wie diese Erzählungen zu deuten sind, ist im zweyten Abschnitt dieses Bandes unter der Aufschrift: "Die Päbstin Johanna", zu finden.

Nicolaus I (reg. 858 — 867), ein thätiger, herrschsüchtiger und überall durchdringender Mann, schon dadurch merkwürdig, daß er zuerst die päbstliche Krone annahm — wodurch der Kirchenfürst den weltlichen Fürsten an äusserlichem Gepränge gleich gestellt wurde — wurde noch merkwürdiger durch die Ehescheidungssache des lothringischen Königs Lothar und durch Streitigkeiten mit den fränkischen Bischöfen und mit dem Patriarchen zu Constantinopel, Photius. Letztere führten die völlige Trennung der griechischen und römischen Kirche herbey; erstere aber gaben ihm Gelegenheit, über einen König zu richten, und ausländische Erzbischöfe ohne Genehmigung ihrer Landesherren und ihrer Sprengel abzusetzen *). Zur Beschönigung solcher Anmaßungen bediente er sich der Decretalen des falschen Isidor. Kraft derselben behauptete er, daß alle wichtigen Angelegenheiten der Kirche vor den päbstlichen Stuhl gehörten, und daß ohne Vorwissen und Befehl des Pabstes keine Synode gehalten werden dürfe. — Johann VIII (reg. von 872 — 882) wußte den Drohungen der Araber und der Eifersucht der italienischen Fürsten mit schlauer Politik zu begegnen. Behauptend, daß es nur dem Pabst zukomme, die Kaiserkrone zu vergeben, setzte er dieselbe erst Karl dem

*) Man sehe im zweyten Abschnitt die erste Erzählung: "Lothar und Waldrade".

dem Kahlen (875), dann Karl dem Dicken (880) auf. Auch erhob er den Herzog Boso zum König von Burgund (879) und erklärte, daß alle Bischöfe von der weltlichen Macht unabhängig seyn müßten. — Nach ihm (er wurde 882 ermordet) stellte Stephan V (885 — 891) die Behauptung auf, daß alle Verordnungen des römischen Stuhls von der ganzen Kirche ohne Widerrede angenommen werden müßten.

Doch um eben diese Zeit, am Ausgang des neunten Jahrhunderts, gerieth das Ansehn und Emporstreben der Päbste bis zur Mitte des eilften Jahrhunderts ins Stocken und Sinken. Hierzu trug allerdings die persönliche Unwürdigkeit mehrerer Päbste der damaligen Zeit vieles bey; denn zu keiner Zeit haben so viele, so unfähige und so lasterhafte Päbste auf dem römischen Stuhl gesessen, als in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts. Aber der eigentliche Grund jener Erscheinung, wodurch eben diese Uebel bewirkt wurden, lag in den Zerrüttungen, die dem Hinsterben der Karolinger folgten. Italien und Rom geriethen dadurch in Verwirrung; italienische Grafen und Herzoge, die anfangs bloß kaiserliche Statthalter waren, erhoben sich zu mächtigen Herren, und die Päbste wurden um so mehr von ihnen abhängig, je näher ihnen diese Gewalthaber waren.

Nament-

Namentlich erhoben sich zu Rom seit Karls des Dicken Absetzung (887) die Markgrafen von Toskana, und unter deren Schutz die Markgräfinen Theodora mit ihren Töchtern Marozia und Theodora. Diese unzüchtigen und herrschsüchtigen Frauen beförderten die Sittenlosigkeit, setzten ihre Liebhaber und unehelichen Söhne auf den päbstlichen Thron, und stürzten sie, sobald sie ihnen beschwerlich wurden *).

Erst Otto I führte, wenigstens auf einige Zeit, Ruhe und Ordnung zurück. Johann XII, der lasterhafte Enkel der Marozia (956 — 965), der zuerst als Pabst seinen Namen änderte, hatte ihn um Schutz gegen den König von Italien, Berengar II, angefleht. Otto kam daher (961) nach Rom. Vor seiner Macht mußten sich die Partheyen beugen; Johann XII erkannte ihn als seinen Oberherrn und krönte ihn zum Kaiser (962). Aber der Geist des Aufruhrs und der Herrschsucht war den Römern viel zu tief eingeimpft, als daß es lange ruhig bleiben konnte. Schon bey Ottos Leben erneuerten sich die Unruhen (er mußte daher noch zweymal nach Rom zurückkehren, 963 und 965), und noch höher stiegen sie nach seinem Tode (973). Crescentius, ein vornehmer Römer, ein Sohn

*) Mehreres hierüber findet man im zweyten Abschnitt unter der Aufschrift: "Die Päbstin Johanna".

Sohn der jüngern Theodora, riß alle Gewalt in Rom an sich, und erst Otto III vermochte durch Hinrichtung dieses Gewaltigen (996) Ruhe, Ordnung und kaiserliches Ansehn in Rom zu erneuern. Wiederum nur auf kurze Zeit! Bald nach seinem Tode (1002) kehrten die vorigen Uebel zurück. Die Partheyen wurden wieder zu Rom mächtig; es gab wieder Päbste und Gegenpäbste; die Pabstwürde wurde mehr als einmal für Geld erkauft, und während des Jahres 1045 sahe man drey Päbste zugleich auf dem päbstlichen Stuhle, die einander verdammten. Doch Kaiser Heinrich III nahm sich dieses Aergerniß zu Herzen. Er ließ jene drey Päbste absetzen (1046), ernannte einen Deutschen, Clemens II, zum Pabst, und befestigte nicht nur das kaiserliche Ansehn in Rom und Italien, sondern suchte auch eine Verbesserung des kirchlichen Zustandes einzuleiten.

Indessen behauptete bey allem Eifer, womit die Kaiser des sächsischen und fränkischen Hauses ihre Regentenrechte gegen den römischen Stuhl bewahrten, und bey so vielen ärgerlichen Auftritten, wodurch sich so viele Päbste herabwürdigten, das Pabstthum selbst sein altes Ansehn. Die Religiosität jener Zeiten, die Pabstthum und Christenthum für eins hielt, ferner die Selbstsucht, die unter dem Schirm des Pabstthums Befriedigung fand,

schätzte

schützte dessen Ansehn. Selbst Otto I hatte — vielleicht um auch hierin Karl dem Großen ähnlich zu seyn — dem römischen Stuhle sehr ansehnliche Schenkungen gemacht, und sein Beyspiel wirkte wiederum auf seine Nachkommen. Auch machte bey der Sittenlosigkeit, die damals unter der Geistlichkeit überhaupt eingerissen war, das Gerücht von der Sittenlosigkeit der Päbste keinen besondern Eindruck. Hatte aber auch das Pabstthum hin und wieder an Achtung und Glanz verloren, so war es doch leicht, beydes in erhöhtem Grade wieder herzustellen, so bald nur Ordnung von aussen und Würde und Kraft von Seiten der Päbste zurückkehrte. Jenes geschah, wie schon bemerkt, durch Heinrich III, dieses durch Hildebrand oder Gregor VII, der die Pabstmacht über alle Gewalten zu erheben suchte.

Schon lange, ehe er Pabst wurde (1046 — 1073), war Hildebrand, geehrt wegen der Ueberlegenheit seines Geistes, der Rathgeber der Päbste und der Beförderer der päbstlichen Macht; aber noch kühner und erfolgreicher erhob er diese Macht, als er selbst im Jahr 1073 unter dem Namen Gregor VII den päbstlichen Stuhl bestiegen hatte. Nun bestand er auf das Cölibat oder die Ehelosigkeit der Geistlichen, verbot die Simonie oder den Verkauf geistlicher Stellen, untersagte

den

den weltlichen Fürsten die Investitur oder das Belehnungsrecht im Betreff der höhern Geistlichen, und verlangte, daß Bischöfe und Erzbischöfe nur des Pabstes Vasallen seyn sollten. Ferner machte er sich ganze Reiche lehn- und zinspflichtig, zog Fürsten vor seinen Richterstuhl, sprach ihre Unterthanen vom Eid der Treue los, war überall durch Legaten gegenwärtig, die, in seine Plane eingeweiht, Könige, Fürsten und die gesammte Geistlichkeit in Unterwürfigkeit hielten, und belegte, wo es ihm gutdünkte, die ihm Widerstrebenden mit dem damals gefürchteten Bann *). Freylich unterlag er zuletzt für seine Person (er starb, flüchtig von Rom, zu Salerno 1085); aber sein Werk triumphirte, und am Ausgang des eilften Jahrhunderts oder der gegenwärtigen Periode sah man das Pabstthum auf der höchsten Stufe der Macht und des Glanzes.

Die Kirche war nicht nur der weltlichen Macht entzogen, sondern gebot auch dem Staate und behauptete auf alle politische Ereignisse bedeutenden Einfluß. Die Geistlichen machten einen von allen andern Ständen abgesonderten Stand aus, der zwar

*) Was hier nur angedeutet ward, ist im zweyten Abschnitt unter der Aufschrift: "Gregor VII", ausführlicher dargestellt.

zwar im Staate lebte, und Reichthümer, Güter und Ehrenstellen besaß, aber nicht den Gesetzen des Staates, sondern nur denen der Kirche gehorchte. Der Pabst selbst vereinigte geistliche und weltliche Herrschaft. Er galt als das sichtbare Oberhaupt der Kirche, als Inhaber aller ihrer Rechte, der die Macht habe, Concilien zu berufen und auf ihnen zu entscheiden, unerlaßliche Sünden zu erlassen, Freyheiten zu ertheilen, die sonst niemand ertheilen könne, und den nicht nur die gesammte Geistlichkeit, sondern auch alle christliche Fürsten als ihren Oberherrn und Vater ehren sollten.

Die Wirkungen dieser kirchlichen Despotie waren verschiedener Art, und kaum läßt sich ein anderes menschliches Werk nennen, das so viel Schlimmes und so viel Wohlthätiges in sich vereinigte.

Wie überhaupt gegen die Pabstmacht erinnert werden kann, daß sie dem Geiste Jesu und seiner Lehre durchaus entgegen, auf eitle Anmaßungen gegründet, und durch Aberglauben und Herrschsucht emporgehoben war: so läßt sich insbesondere noch Folgendes gegen sie bemerken. Erstens, sie störte die Ruhe der Staaten. Die Doppelherrschaft eines geistlichen und eines weltlichen Regiments, oder ein päbstlicher Staat in allen Staaten,

streute

ſtreute überall den Keim zu Unruhen aus, erſchütterte die Sicherheit der Thronen, lähmte die Wirkſamkeit der Geſetze. Sie führte zweytens zur Despotie. Unbekümmert um die Moralität der Mittel gebrauchten die Päbſte alles, was ihre Zwecke fördern konnte, unbegründete Sagen und erdichtete Schriften, Liſt und Gewalt, Bann und Ablaß, Gefängniß, Flammen und Androhung zeitlicher und ewiger Verdammniß. Bald ſchmeichelten ſie im Tone wohlmeinender Väter, wo ſie in Noth und Verlegenheit waren; bald droheten und ſtraften ſie als unerbittliche Richter, wo ſie ihre Uebermacht fühlten. Dieſes Verfahren blieb, als Beyſpiel von oben und darum doppelt kräftig, nicht ohne Nachahmung; Biſchöfe und Erzbiſchöfe folgten demſelben in ihren Sprengeln und pflanzten es als Rathgeber der Könige auch auf dieſe fort. Und ſo wurden despotiſche Grundſätze und Maßregeln in den germaniſchen Staaten, denen ſie urſprünglich fremd waren, in Umlauf geſetzt. Drittens beſchränkte die Pabſtmacht das edelſte Eigenthum des Menſchen, Freyheit des Denkens und Glaubens. Die Ausſprüche des Pabſtes ſollten untrüglich ſeyn; nur was er als wahr erkannte, ſollte überall geglaubt werden: mithin galt freyes Forſchen für unerlaubt. Unwiſſenheit von Seiten der Laien und Alleinbeſitz gelehrter Kenntniſſe von Seiten des Klerus ſchien der beſte Schirm der

hierarchiſchen Macht: mithin wurde der Aberglaube nicht vertrieben, ſondern gehegt, der Zugang zur Erkenntnißquelle des Chriſtenthums nicht gebahnt, ſondern erſchwert und mit einem dichten Gewebe von Traditionen umzäunt.

Aber wie viel Nachtheiliges von der Pabſtmacht geſagt werden kann, ſo entdeckt man leicht auch ihr Wohlthätiges, wenn man auf die Beſchaffenheit und Bedürfniſſe der Zeiten, in denen ſie aufkam und aufblühete, zurückblickt; und es beſtätigt ſich auch hier, daß Einrichtungen und Gebilde, die dem Erwachſenen widrig und drückend erſcheinen, dem Unmündigen oft erwünſcht und heilbringend ſind.

Damals als die Pabſtmacht aufkam, war Europa von den Stürmen der Völkerwanderung erſchüttert; und als ſie aufblühete, war es von den Zerrüttungen des Lehnweſens und den Raubzügen der Araber, Ungern, Normannen und Slaven heimgeſucht: es galt das Recht der Stärkern; Rohheit und Aberglaube war allenthalben verbreitet; das Streben nach gelehrten Forſchungen ſchlummerte; die Trümmer der Gelehrſamkeit waren nur in der Kirche zu finden. Unter dieſen Umſtänden war die Pabſtmacht als eine Herrſchaft des Gebildeten über den Rohen zu betrachten, als ein Erziehungs-

ziehungsmittel, ohne welches Europa vielleicht ein Raub der Rohheit, ein Schauplatz ewiger Zerrüttung geworden wäre.

Zu diesen allgemeinen Bemerkungen über das Wohlthätige, das einst die Pabstmacht hatte, läßt sich insbesondere noch Folgendes hinzufügen. Erstens, sie erhielt und verbreitete das Christenthum; freylich in einer rohen Gestalt, aber wie diese den damaligen Zeiten angemessen scheint, so lag auch in ihr der Same zu einer bessern Zukunft. Die Menschen erhielten dadurch Ehrfurcht für Ideen und wurden auf etwas Höheres hingewiesen. Zweytens, sie verknüpfte die Kirche zu einem Ganzen, was zu ihrer Erhaltung damals um so nothwendiger war, da der Islam, durch siegreiche Waffen erhoben und dann durch Künste und Wissenschaften empfohlen, drohend ihr gegenüber stand. Drittens, indem die Pabstmacht die Kirche verknüpfte, war sie zugleich auch das Band, das die christlichen Staaten des abendländischen Europas umschloß, das eine Annäherung und Reibung derselben beförderte, und zu der Uebermacht beytrug, die unser Erdtheil über andre behauptet. Viertens war es wohlthätig, daß selbst gegen den mächtigsten Herrscher, wo Gewalt oder Leidenschaften ihn verblendeten, eine Stimme laut werden konnte, die er scheuen mußte. Und wirklich setzte die Pabstmacht

macht den weltlichen Großen oft heilsame Schranken, gab nicht selten der Meinung der Bessern Sprache und Gewicht, ward nicht selten ein Schutz der gemißhandelten Unschuld, und trug durch alles dieß zur Freyheit und Erhebung der niedern Stände bey.

Ob aber die Päbste selbst das Gute wollten, das aus ihrer Herrschaft hervorging? Kein Sterblicher kann hierüber mit Bestimmtheit entscheiden. Sieht man aber auf das Verfahren so vieler Päbste, so möchte man jene Frage eher verneinen als bejahen. Doch das ist eben das Große der göttlichen Weltregierung, daß der Mensch stets in ihren Händen steht, daß selbst seine Leidenschaften ihr dienen müssen, und daß sie aus dem Unheil, das er säet, eine Erndte des Segens aufgehen läßt.

Diese trostreiche Wahrheit, mit der wir uns jetzt von gegenwärtiger Periode trennen, bewährt sich auch durch die Geschichte der Kreuzzüge, mit deren Schilderung die folgende Periode beginnen wird.

Zweyter Abschnitt.

Schilderung einzelner Begebenheiten und Charactere aus der Periode von dem Vergleiche zu Verdun bis zum Anfang der Kreuzzüge.

I.

Lothar und Waldrade, oder Ehestreitigkeiten Lothars des Zweyten.

So ruhmlos und unbedeutend Lothar II an sich erscheint, so wichtig und merkwürdig erscheinen dagegen die Ehestreitigkeiten, die seine eigene Schwäche und des Pabstes Herrschsucht über ihn verhängte.

Sie

Sie machen mit den ſpätern Karolingern und deren Verhältniß zu einander näher bekannt; ſie zeigen, wie weit ſchon im neunten Jahrhundert die Rechte und Anmaßungen des Pabſtes gingen; und in ihnen ſpiegelt ſich der Geiſt jener Zeiten und manche damals herrſchende Sitte. Zweckmäßig ſcheint es daher, ihren Anfang, Fortgang und Ausgang zu ſchildern.

Lothar II, König von Lothringen, zweyter Sohn des Kaiſers Lothar I, Urenkel Karls des Großen, war ſeit dem Jahre 856 mit Thietberg (oder Theutberge) aus Burgund vermählt. Aber ſchon früher hatten ihn die Reize eines fränkiſchen Fräuleins, Waldrade'ns, gefeſſelt, und bald nach ſeiner Vermählung wachte dieſe alte Liebe mit neuer Stärke in ihm auf. Seine Gemahlin ward ihm zuwider; er ſonderte ſich von ihr ab (857), und gab ſich alle Mühe von ihr geſchieden und mit ſeiner geliebten Waldrade, mit der er früher ſchon im vertrauten Umgang gelebt hatte, vermählt zu werden.

Eheſachen und beſonders Eheſcheidungen waren ſchon damals der Kirche untergeben. Wie ſie die Ehe einſegnete, ſo konnte ohne ihre Erlaubniß keine Ehe geſetzmäßig getrennt, noch, bevor dieß geſchah, eine neue geſchloſſen werden. Lothar wendete ſich

also, um das Ziel seiner Wünsche zu erreichen, an die Erzbischöfe von Cöln und Trier, Günther und Thietgaud, und beschuldigte seine Gemahlin der schändlichsten Ausschweifung. Die Erzbischöfe, Verwandte der Waldrade und ihrem König ergeben, fügten sich in dessen Begehren. Sie veranstalteten im Jahr 859 zu Metz eine Untersuchung über die Königin, und erkannten darauf, daß sie sich von dem angeschuldigten Vergehen durch die Probe des siedenden Wassers reinigen sollte.

Die Wasserprobe war eines der Ordalien oder Gottesurtheile, durch die man in jenen Zeiten wahre und falsche Beschuldigungen enthüllen zu können vermeinte. Sie bestand darin, daß der Beklagte an heiliger Stätte, in Gegenwart der Geistlichen, und unter ihren Gebeten und Beschwörungen seinen Arm bis an den Ellenbogen in einen Kessel voll siedendes Wassers tauchen, und einen Stein oder Ring mit bloßer Hand herausnehmen mußte. War dieß geschehen, so wurde Arm und Hand sogleich mit Binden umwickelt, und diese Binden mit geweihetem Wachse versiegelt. Nach einiger Zeit wurden dann Siegel und Binden abgenommen, und Arm und Hand besichtigt. Fand man keine Verletzungen, so galt dieß als ein Zeichen der Unschuld; im umgekehrten Falle aber wurde der Beklagte für schuldig erklärt. Weltlichen

chen Großen und Geistlichen stand es frey, diese Probe selbst zu bestehen, oder einen Stellvertreter dazu zu ernennen. Auch der Königin Thietberg wurde diese Wahl gelassen, und sie übertrug die auferlegte Wasserprobe einem ihrer Bedienten, der selbige glücklich überstand.

Aber Lothars aufgeregtes Gemüth war durch diesen Ausgang der Wasserprobe mehr erbittert als befriedigt. Den Vorurtheilen seiner Zeit entgegen, aber nicht von Wahrheitsliebe sondern von Leidenschaftlichkeit entflammt, erklärte er: "Die Wasserprobe sey kein ausreichendes Mittel, um die Wahrheit ans Licht zu bringen; es könne dadurch eben so wohl der Schuldige losgesprochen als der Unschuldige verdammt werden". Er verlangte daher, indem er seine alten Beschwerden gegen seine Gemahlin erneuerte, sie sollte abermals vor Gericht gezogen werden. Die ihm ergebenen Erzbischöfe thaten, was er verlangte, und ihre drohenden Ermahnungen verschüchterten die unglückliche Thietberg so sehr, daß sie sich auf der Synode zu Aachen (im Jan. 860) der ihr vorgeworfenen Verbrechen schuldig erkannte und um die Erlaubniß bat, in ein Kloster zu gehen. Einen Monat nachher mußte sie dasselbe Bekenntniß auf einer zweyten Synode zu Aachen schriftlich wiederholen, worauf ihr zuerkannt wurde: sie solle, um Buße zu thun, auf

lebens-

lebenslang in ein Kloſter geſperrt werden. Späterhin (im Jahr 862) erklärte eine dritte Synode, ihre Ehe für getrennt, und verſtattete dem König Lothar, ſich wieder zu vermählen. Er zögerte nicht, nahm Waldraden zur Gemahlin, und ließ ſie als Königin krönen. Aber die Freude war von kurzer Dauer!

Thietberg war, noch ehe ſie als Nonne förmlich eingekleidet wurde, aus dem Kloſter entflohen, und hatte ihr Bekenntniß öffentlich widerrufen. Wer leidenſchaftslos urtheilte, hielt ſie für ſchuldfrey, und der angeſehenſte Geiſtliche der fränkiſchen Kirche, Hinkmar, Erzbiſchof von Rheims, tadelte mit lebendigem Unwillen das Verfahren gegen ſie. Auch Karl der Kahle, König von Frankreich, Lothars Oheim, der vorher dieß Verfahren gebilligt hatte, erklärte ſich jetzt dagegen. Er nahm die unglückliche Königin an ſeinem Hofe auf, und wahrſcheinlich geſchah es auf ſeinen Antrieb, daß ſie ſich bey dem Pabſte über die erlittenen Verfolgungen beklagte.

Lothar ahnete, was für Stürme bevorſtünden und ſuchte ſie abzuwenden. Um Schutz gegen Karl den Kahlen zu finden, überließ er ſeinem andern Oheim Ludwig dem Deutſchen das heutige Elſaß. Eben ſo ſuchte er auch ſeinen ältern Bruder,

der, den Kaiser Ludwig II für sich zu gewinnen, indem er sich mit ihm zu Lion 863 über die Hinterlassenschaft des jüngsten Bruders Karl verglich. Seine Bischöfe aber wendeten sich an den Pabst, und baten ihn, falschen Vorstellungen kein Gehör zu geben, sondern vielmehr ihre Beschlüsse durch seinen Beytritt zu bekräftigen. Doch alle diese Vorkehrungen scheiterten an der Unzuverlässigkeit der fränkischen Könige und an der Characterkraft des damaligen Pabstes.

Damals saß (seit 858) Nicolaus I auf dem päbstlichen Stuhl, ein kräftiger, entschlossener Mann, voll regsamen Eifers, die Rechte oder Anmaßungen seiner Würde zu erweitern, und beharrlich bey dem, was er sich einmal vorgenommen hatte. Schon als Mensch und als Christ mußte er sich gedrungen fühlen, der unterdrückten Unschuld beyzustehen; aber noch stärker fühlte er sich als Pabst hierzu bewogen. Wenigstens machte sein Verfahren deutlich, wie lieb ihm eine Gelegenheit war, um in Gemäßheit der Grundsätze des falschen Isidor', die damals in Umlauf kamen *), über einen König und über ausländische Bischöfe das Richteramt zu üben. Er versagte daher, sobald die Klagen der Thietberg und die Anmuthungen der lothringischen Bischöfe an ihn gelangt waren,

*) S. oben im ersten Abschnitt S. 105.

ren, den Beschlüssen der letztern seine Genehmigung, verlangte eine neue Untersuchung der ganzen Sache, und schrieb deshalb eine Kirchenversammlung aus, die zu Metz unter dem Vorsitz seiner Gesandten gehalten werden sollte. Eben dahin sollten die Könige von Frankreich und Deutschland Bischöfe absenden, ihm selbst aber sollten die Beschlüsse der Synode zur Bestätigung oder Verbesserung zugeschickt werden.

Doch Selbstsucht kämpfte mit Selbstsucht, und was erfolgte, war weit verschieden von dem, was der Pabst befohlen oder erwartet hatte. Seine beyden Gesandten ließen sich von Lothar gewinnen, die fremden Bischöfe wurden zurückgehalten, und auf der Kirchenversammlung zu Metz (im Jun. 863) wurden die Beschlüsse der vorigen Synoden wiederholt und bestätigt. Hierauf reisten die schon genannten Erzbischöfe von Cöln und Trier, Günther und Thietgaud, als Lothars Gesandte, nach Rom, um für die Beschlüsse, deren eigentliche Urheber sie waren, die päbstliche Genehmigung einzuholen.

Aber Pabst Nicolaus I war nicht der Mann, der seiner spotten ließ. Aufs äusserste erbittert, berief er eiligst eine Versammlung in Rom zusammen, und verfügte daselbst, daß nicht nur die Beschlüsse

schlüsse der Synode zu Metz für ungültig erklärt, sondern auch die Urheber derselben bestraft werden sollten. Demnach entsetzte er jene beyden Erzbischöfe unverzüglich ihrer geistlichen Würden, und belegte sie mit dem Kirchenbann. Eben diese Strafe verhängte er auch über seine Legaten. Allen übrigen Bischöfen aber, die zu Metz versammelt gewesen waren, wurde dasselbe angedrohet, wofern sie nicht Buße thäten und eine schriftliche Versicherung ihres Gehorsams gegen den apostolischen Stuhl einschicken würden.

Die Arglist, die man zu Metz verübt hatte, verdiente allerdings eine ernste und nachdrückliche Rüge, und man kann damit den Unwillen oder die Erbitterung des Pabstes entschuldigen. Tadelhaft aber war es, daß er bey seinem Verfahren nur den Eingebungen seiner Leidenschaften, nicht bestehenden Gesetzen folgte. Nach damaliger Kirchenordnung konnte ein Erzbischof nicht ohne Vorwissen seines Landesherrn, nicht ohne Zuziehung der Bischöfe seiner Diöces, nicht ausserhalb des Reichs, zu dem er gehörte, nicht ohne sich vertheidigen zu dürfen, seiner Würde entsetzt werden. Dem allen hatte der Pabst entgegen gehandelt, und seine Anmaßung war eine arge Verletzung der Rechte der Bischöfe und der Landesherren. Den abgesetzten Erzbischöfen war dieß nicht unbekannt. Sie eilten daher

daher mit ihren Klagen zu dem Fürsten, der ihnen am nächsten war, zu Lothars Bruder, dem Kaiser Ludwig II, der sich damals zu Benevent aufhielt. Ihm stellten sie das erlittene Unrecht vor, und trieben ihn an, nach Rom zu eilen, um jenes Urtheil umzustoßen und den Pabst zu züchtigen.

Kaiser Ludwig II folgte ihren Aufforderungen. Noch im Jahre 864 brach er mit seinem Heere auf, und drang, während auf Geheiß des Pabstes Gebete, Fasten, feyerliche Umzüge und andre Bußübungen daselbst vollzogen wurden, stürmend in Rom ein. Der Pabst kam ins Gedränge. Er flüchtete über die Tiber in die Peterskirche, und brachte hier zwey Tage und zwey Nächte ohne Essen und Trinken hin. Doch bald änderte sich die Lage der Dinge: seine Festigkeit und der Glaube an die Heiligkeit seines Stuhls rettete ihn. Der Kaiser ward unversehends von einem Fieber befallen, und plötzlich starb einer seiner Soldaten, der bey dem Eindringen in Rom das Kreuz mit Koth beworfen hatte. Solche Erscheinungen wurden für Zeichen eines begangenen Frevels und für Vorboten ewiger Strafen angesehen, und besonders wurde Kaiser Ludwig dadurch erschüttert. Er ließ daher am dritten Tage durch seine Gemahlin den Pabst um einen Besuch bitten. Der Pabst erschien; Ludwig versöhnte sich mit ihm und gab sein

Vor-

Vorhaben auf. Eilends zog er von Rom nach Ravenna *).

Die beyden abgesetzten Erzbischöfe, nun ihrem Schicksale überlassen und befehligt nach Lothringen zurück zu kehren, betrugen sich auf verschiedene Weise. Der eine von ihnen, Thietgaud, unterwarf sich mit Gelassenheit dem ausgesprochenen Urtheile; der andre aber, Günther, trotzig und kühn, verfertigte, ehe er von Rom abzog, eine heftige Erklärung gegen das Verfahren des Pabstes, das er als höchst ungerecht und unzulässig schilderte, und ließ solche durch seinen Bruder auf das Grab Petri niederlegen. Dann, nach Cöln zurückgekehrt, verrichtete er, ohne der Absetzung und des Bannfluches zu achten, die erzbischöflichen Geschäfte, und knüpfte sogar mit dem Patriarchen zu Constantinopel Photius, dem abgesagten Feinde des Pabstes, eine Verbindung an.

Nicolaus aber, ermuthigt durch die Schwäche und den Wankelmuth Kaisers Ludwig II, und in einer Lage, wo er ohne Verletzung des päbstlichen Ansehns nicht nachgeben konnte, drang fest und

*) Wie wenig Characterkraft und wie viel Unterthänigkeit Kaiser Ludwig II bewies, ergiebt sich noch deutlicher aus der zwey und zwanzigsten Erzählung dieses Abschnitts: "Pabst Sergius II und Kaiser Ludwig II."

und unerschütterlich auf die Ausführung seiner Anordnungen. Er erließ daher an die Bischöfe der fränkischen Reiche ein Schreiben, worin er die Beweggründe seines Verfahrens entwickelte, und forderte ferner die Könige, Ludwig den Deutschen und Karl den Kahlen, auf, Lotharn zu nöthigen, Waldraden von sich zu stoßen, und sich mit seiner rechtmäßigen Gemahlin Thietberg wieder zu vereinigen. Diese Festigkeit fand Befriedigung! Die Bischöfe der fränkischen Reiche — einige aus Furcht ihre Stellen zu verlieren, andre gelockt durch Versprechungen und Belohnungen, manche auch aus Unwillen über das hitzige Verfahren Günthers — unterwarfen sich dem Pabste und widerriefen die Beschlüsse, die sie zu Metz gefaßt hatten. Die Könige aber, Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle, vereinigten sich (865) zu Frankfurt am Main, Lotharn mit Thietberg'n auszusöhnen; und selbst Kaiser Ludwig II ermahnte letztern zum Nachgeben.

Unter solchen Umständen konnte Lothar nichts durch Gewalt ausrichten; nur durch schmeichelnde Worte hoffte er zu gewinnen. Er schrieb daher einen demüthigen Brief an den Pabst, versprach den Anordnungen desselben nachzukommen, und sich selbst in Rom einzustellen; ja er gab sogar die Sache des Erzbischofs Günther, der seinetwegen

abgesetzt worden war, völlig auf, und übertrug das Erzbißthum Cöln einem Verwandten Karls des Kahlen, um dadurch auch letztern für sich geneigt zu machen. Aber was half ihm dieß unwürdige Beginnen? Jede Demüthigung von Seiten der Fürsten erhöhete die Anmaßungen des Pabstes!

Nicolaus ermahnte jetzt die obengenannten Könige, das Reich Lothars (den er dadurch im Gehorsam zu befestigen suchte) nicht zu befehden. Ferner forderte er sie auf, ihn zu bewegen, Waldrade'n nach Rom zu schicken und Thietberg'n wieder zu sich zu nehmen. Ihm selbst ließ er erklären, daß, wofern dieß nicht geschehe, nach aller Schärfe mit dem Kirchenbann gegen ihn verfahren werden sollte. Den lothringischen Bischöfen endlich schrieb er: sie sollten ohne Menschenfurcht zu dem Gewissen ihres Königs reden, und nicht ruhen als bis derselbe Waldrade'n von sich gelassen hätte.

Lothar, von allen Beystand verlassen und mit dem damals furchtbaren Bann bedroht, gelobte unverzüglich dem Befehl des Pabstes nachzukommen. Hierauf begab sich der päbstliche Legat Arsenius, der Ueberbringer jener Schreiben, nach Attigny, unweit Soissons, wo er in einer feyerlichen Versammlung der Stände und Bischöfe (865) die Thietberg, die bisher unter dem Schutze Karls

des

des Kahlen gelebt hatte, empfing, um ſie dem König Lothar als deſſen rechtmäßige Gemahlin zuzuführen. Von Attigny reiſte er mit ihr nach Douſy, an den Hof Lothars. Und hier, umgeben von fränkiſchen Biſchöfen und in Gegenwart vieler lothringiſchen Großen erklärte er: "daß er kraft päbſtlicher Vollmacht dem Könige Lothar die Thietberg übergebe mit dem Befehl, ſie wieder auf den Thron und in ihr voriges Anſehn einzuſetzen. Würde Lothar ſich deſſen weigern, oder wieder in ſein unordentliches Leben zurückſinken, und die Königin, ſeine Gemahlin aufs neue verfolgen, ſo würden ihn die Strafen des Bannes und dermaleinſt die ewigen Strafen Gottes treffen". Lothar unterlag dieſer Drohung! Er reichte der Thietberg die Hand, ſchwur feyerlich, ſie als ſeine Gemahlin zu behandeln, und machte die geſchehene Ausſöhnung öffentlich kund. Darauf wurde ſeine Ehe mit Thietberg aufs neue eingeſegnet; Waldrade aber mußte dem päbſtlichen Legaten nach Rom folgen, um ſich daſelbſt zu verantworten. Welcher Triumph des Pabſtes! Wie viel mochte es Lothar'n koſten, ſeinen Lieblingswünſchen entgegen zu handeln! und wie innig mochten ſeine Gegner ſich hierüber freuen!

Doch kaum war der Legat abgereiſt, ſo erwachten in Lothars Seele alle bis dahin zurückge-

drängten Empfindungen mit verdoppelter Stärke: der Aerger über die erlittene Beschimpfung; der alte Haß gegen Thietberg, die man ihm zur Gemahlin wieder aufgedrängt hatte; und die Liebe zu Waldraden, die jetzt der Gefahr blosgestellt war, in Rom gemißhandelt zu werden. Ergriffen von diesen Empfindungen ward er meineidig und ließ Waldraden heimlich zurückrufen. Die Schlaue hatte dieß geahnet. Sie war daher so langsam als möglich gereist, und Lothars Abgesandte trafen sie zu Pavia. Sogleich kehrte sie zum König zurück.

Indessen hatte sich Lothars Haß auch gegen die unglückliche Thietberg gewendet. Er behandelte sie auf das Verächtlichste, erneuerte seine alten Klagen gegen sie, und ließ ihr sogar mit dem Tode drohen. Sie floh daher nach Frankreich, wo sie abermals bey Karl dem Kahlen Schutz suchte und fand. Doch müde der vielen Stürme, die über sie ergangen waren, und fern von dem Ehrgeiz, als Königin ihr Leben zu beschließen, schrieb sie dem Pabst: "sie wünsche sich der königlichen Würde zu begeben, und sich von ihrem Gemahl gänzlich entfernen zu dürfen; ihre Ehe sey unfruchtbar, und also dem Willen Gottes entgegen". Weiterhin äusserte sie — ein schöner Zug ihrer Sanftmuth! — "Waldrade (um derenwillen sie so vieles gelitten hatte)

hatte) sey vielleicht noch früher als sie selbst dem König Lothar als Gemahlin beygegeben worden". Endlich bat sie den Pabst, "nach Rom kommen zu dürfen, um ihr Herz vor ihm auszuschütten und dann in ein Kloster zu gehen".

Doch Nicolaus I war keineswegs gemeint, in ihre Bitten zu willigen. Sie schienen ihm das Erzeugniß harter Drohungen und inneres Unmuths, und sein eigenes Interesse forderte ihn auf, bey den einmal ausgesprochenen Anordnungen zu beharren. Gleich damals, als Waldrade zum König Lothar zurückgekehrt war, hatte er sie öffentlich (am Tage Mariä Reinigung, 866) in den Kirchenbann gethan, und Lothar'n selbst damit bedroht. Jetzt ermahnte er die lothringischen Bischöfe auf das Ernstlichste, die Strafe des Kirchenbanns an der ehebrecherischen Waldrade zu vollziehen; und zugleich erließ er an die schon genannten Könige mehrere Schreiben, in denen er sie um Beystand aufforderte. Dadurch gerieth Lothar aufs neue ins Gedränge, so daß er sich entschloß, selbst nach Rom zu gehen, um sich zu verantworten. Allein Nicolaus war entgegen. Er erklärte, Lothar dürfe nicht eher nach Rom kommen, als bis er den Anordnungen des apostolischen Stuhles in allen Stükken nachgegeben, Waldrade'n gänzlich von sich entfernt, Thietbergen wieder nach Hofe berufen und

die

die erledigten Erzbißthümer durch förmliche Wahl wieder beſetzt hätte.

Durch dieſe Strenge ward die Beylegung der Streitſache erſchwert und verzögert. Die beyden Könige, Ludwig der Deutſche und Karl der Kahle, wurden durch die Forderung, daß die Erzbißthümer Cöln und Trier neubeſetzt werden ſollten, beleidigt; Lothar aber, in Sorgen ſo wohl wegen der Hartnäckigkeit des Pabſtes, der bey ſeinen Ausſprüchen beharrte, als auch wegen der Ländergier ſeiner Oheime, die ſein Reich bedroheten, ſuchte durch Zögern Zeit, und durch angeknüpfte Bündniſſe Ruhe zu gewinnen. Und ehe es noch zum Aeuſſerſten kam, ſtarb ſein heftiger Gegner, Pabſt Nicolaus I, den 13. Nov. 867.

Freudige Hoffnungen blüheten jetzt Lothar'n auf! Der neue Pabſt, Adrian II, ſchon fünf und ſiebzig Jahre alt, ſchien von der Härte ſeines Vorgängers weit entfernt zu ſeyn; Kaiſer Ludwig II ſtand mit ihm in dem beſten Vernehmen, und verſprach auch, ſich für ſeinen Bruder Lothar zu verwenden. Lothar ſchrieb alſo voll Vertrauen und Demuth an den Pabſt, und bat ihn um Erlaubniß nach Rom reiſen, und des päbſtlichen Geſprächs und Segens genießen zu dürfen. Adrian II ertheilte ihm dieſe Erlaubniß, ja er ſprach ſogar

Wald-

Waldraden von dem Kirchenbanne los; doch sollte Lothar allen Umgang mit ihr vermeiden, Thietberg'n wieder zu sich nehmen, oder ihr wenigstens die versprochenen Abteyen zum Unterhalt einräumen. Letzteres war freylich nicht Lothars Wünschen entsprechend, doch hoffte er auch hierin eine Aenderung, wenn er, unterstützt von seinem Bruder, sich persönlich mit dem Pabste unterredete. Er trat also, nachdem er wegen Sicherstellung seines Reichs mit seinen beyden Oheimen Unterhandlungen gepflogen hatte, im Juni 869 die Reise nach Rom an. Auch befahl er der Thietberg, ihm dahin zu folgen.

In Italien angelangt, begab er sich zuerst zu seinem Bruder, dem Kaiser Ludwig II, der damals gegen die Saracenen in Unteritalien zu Felde gezogen war. Zu Benevent traf er dessen Gemahlin Ingelberg, die es dahin zu bringen wußte, daß sich Adrian zu einer persönlichen Unterredung mit ihrem Schwager einfand. Allein hier erfuhr Lothar zum ersten Male die Festigkeit dieses Pabstes. Weder Vorstellungen, noch Bitten, noch Geschenke konnten denselben bewegen zu der erfleheten Ehescheidung seine Einwilligung zu geben. Vielmehr bestand er darauf, daß diese Streitsache nochmals in seiner Gegenwart untersucht werden müsse. Nur das konnte Lothar erlangen, daß ihm und seinem Gefolge das heilige Abendmahl als ein Zeichen,

daß

daß er nicht im Banne sey, öffentlich vom Pabste gereicht werden sollte. Doch mußte er, eh' dieß geschah, feyerlichst angeloben, daß er, seitdem Waldrade im Bann gewesen, nicht den geringsten Umgang mit ihr gehabt habe. Als er sich nun dem Altar nahete, um das Sacrament zu empfangen, redete ihn Adrian also an: "Wenn du rein bist "von dem Verbrechen des Ehebruchs, das Nico- "laus dir verbot, und wenn du entschlossen bist, "nie wieder mit der längst von dir geschiedenen "Beyschläferin unzüchtigen Umgang zu hegen: so "tritt voll Vertrauen herzu, und empfange das "Sacrament des ewigen Heils zur Vergebung dei- "ner Sünden. Wenn aber dein Gewissen dich "anklagt, daß du tödtlich verwundet bist; oder "wenn du gesonnen bist, dich wieder mit Ehebruch "zu beflecken: so nimm es nicht, damit es dir "nicht zum Gericht und zur Verdammniß werde". Trotz dieser Anrede trug Lothar kein Bedenken, das heilige Mahl zu genießen. Nach ihm traten die Herren seines Gefolges hinzu. Zu jedem von ihnen sagte der Pabst: "Wenn du deinen Herrn "und König, Lothar, in dem ihm vorgeworfenen "Verbrechen des Ehebruchs nicht begünstigt, auch "nicht mit Waldrade'n, noch einer andern vom römi- "schen Stuhle in Bann gethanen Person Gemein- "schaft unterhalten hast: so helfe dir der Leib und "das Blut Christi zum ewigen Leben". Nur

einige

einige dieser Herren traten, durch diese Anrede erschüttert, scheu zurück; die übrigen aber genossen unverzagt das heilige Abendmahl. Auch der abgesetzte Erzbischof Günther befand sich unter ihnen, doch nicht als Priester, sondern als Laie. Aber die göttlichen Strafen, so sagen die Geschichtschreiber jener Zeit trafen auf die gotteslästerlichen Frevler. Sie alle, die bey diesem Abendmahl dem heiligen Geist gelogen hatten, starben noch in demselben Jahre, und vor allen zuerst König Lothar.

Er war von Monte-Cassino aus dem Pabste nach Rom gefolgt, dort aber nicht als König, sondern als ein Gebannter behandelt worden. Der Pabst selbst verfuhr gegen ihn zweydeutig. Heimlich veranstaltete er, daß dessen Sache nochmals erst in Lothringen, dann in Rom untersucht werden sollte; öffentlich aber hielt er ihn mit schmeichelnden Vertröstungen hin. Lothar reiste daher nicht ganz befriedigt von Rom ab; und schon zu Lucca wurde er krank, und zu Piacenza ereilte ihn (den 8. Aug. 869) der Tod.

Mit seinem Tode hatte natürlich die langgeführte und immer nicht entschiedene Ehestreitigkeit ihr Ende. Thietberg hatte (was zu ihrem Ruhm bemerkt werden muß) ihrem sie hassenden und verfolgenden Gemahl im Tode treulich beygestanden;

ſtanden; darauf ließ ſie ihn unter großer Betrübniß beſtatten, und ging in ein Kloſter. Eben dieß that auch Waldrade. Dagegen mochte ſich der päbſtliche Hof ſeines Verfahrens freuen. Er hatte dadurch Königen und Biſchöfen eine nachdrückliche Weiſung gegeben, daß ſie ohne Ausnahme den Pabſt als ihren Oberherrn und Richter zu erkennen hätten.

II.

Karl der Dicke.

Karl der Dicke iſt merkwürdig wegen der großen Macht, die ihm zufiel, wegen der Ungeſchicklichkeit, die er im Gebrauch derſelben zeigte, und wegen der ſchmachvollen Entehrung, die ihn am Ende ſeines ruhmloſen Lebens traf.

Er war der jüngſte Sohn Ludwigs des Deutſchen. Von der Hinterlaſſenſchaft ſeines Vaters bekam er zuerſt (876) Schwaben oder Allemannien nebſt dem ſüdlichen Theile von Lothringen. Hierauf

auf erhielt er (880), nach dem Tode seines ältern Bruders Karlmann, auf Vorschub des Pabstes und mit Bewilligung seines zweyten Bruders Ludwig des Jüngern, das Königreich Italien samt der Kaiserwürde. Dann (882), da auch dieser, sein zweyter Bruder, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen, starb, fiel ganz Deutschland und Lothringen ihm zu. Endlich wurde ihm (884), als die beyden ältesten Söhne Ludwigs des Stammlers gestorben, und der jüngste, Karl, nachmals der Einfältige genannt, damals noch ein fünfjähriger Knabe, unfähig zur Regierung war, die Krone Frankreichs angetragen, die er auch unbedenklich annahm. Auf diese Art brachte er alles, was einst sein Urgroßvater, Karl der Große, besessen hatte, zusammen, ausser der spanischen Mark, die samt den Inseln Majorka und Minorka wieder an Spanien gefallen war, und ausser Burgund auf der westlichen Seite des Jura, wo sich ein neues Königreich gebildet hatte, das jedoch seine Oberhoheit anerkannte.

Allein das Reich, das Karl der Dicke zusammen brachte, befand sich in einer andern Lage, als damals, da es von Karl dem Großen beherrscht wurde. Seit ihrer Trennung waren die einzelnen Staaten, aus denen es bestand, einander fremd geworden; die Stände hatten zum Schaden

des

des Ganzen ihre Macht und ihre Beſitzungen vergrößert, und die Angriffe fremder Völker waren bey zunehmender Zerrüttung im Innern furchtbar geworden. Italien ward von den Saracenen und den aufſtrebenden Großen beunruhigt; den Oſten von Deutſchland bedroheten die Slaven; und den Norden von Frankreich und Lothringen verheerten die gefürchteten Normänner, deren immer kühnere Angriffe nur durch ausdauernden Muth und vereinigte Kraft abgewehrt werden konnten.

Selbſt einem geiſt- und kraftvollen Regenten würde es Mühe gekoſtet haben, ſo viele in Zwietracht und Zerrüttung befangene Staaten in Ordnung zu halten; wie hätte Karl der Dicke dieß vermocht? Ihm mangelten durchaus die Eigenſchaften, die die Beherrſchung eines ſolchen Reichs erforderte. Schwach an Geiſt wie an Körper war er kaum im Stande, auch nur einer Provinz zweckmäßig vorzuſtehen. Zwar wird er wegen ſeiner Gottesfurcht, wegen ſeiner häufigen Andachtsübungen, und wegen ſeiner bereitwilligen Almoſen gerühmt; aber nie zeigte er Geſchicklichkeit und Einſicht, nie ausdauernden Muth, nie kriegeriſches Talent. Schon in ſeiner frühen Jugend litt er häufig an convulſiviſchen Zufällen, die zuweilen ſo heftig wurden, daß kaum ſechs der ſtärkſten Männer ihn halten konnten (eben deshalb glaubte man,

er

er sey vom Teufel besessen, und nahm mancherley Beschwörungen mit ihm vor); — späterhin machte ihn die zunehmende Dicke seines Leibes ganz unbehülflich, und dazu kam anhaltendes Kopfweh, das er durch Einschnitte in den Kopf (ein damals für zweckmäßig geachtetes Heilmittel) vergeblich zu entfernen suchte. Karl der Große hatte mit jedem Zuwachs an Ländern einen Zuwachs an Kraft offenbaret; Karl der Dicke aber offenbarte um so mehr innere Schwäche, je mehr er an äusserer Macht gewann.

Anfangs, als er zur Regierung gelangte, zeigte er einige Regsamkeit. Er zog häufig in seinem Reiche herum, war mehrmals in Italien, häufig in Lothringen; auch konnte der Glanz seiner Kronen die Ohnmacht seines Geistes verhüllen: seine Feinde konnten dadurch in Schrecken, seine Unterthanen in Ehrfurcht erhalten werden. Allein da er nirgends etwas ausrichtete, sondern überall Schwäche verrieth; da er oft unbesonnen, mitunter auch ungerecht handelte: so mußte nothwendig sein Ansehn bald dahin sinken. Am meisten geschah dieß durch sein Verfahren gegen die Normänner.

Schon im Jahre 882 hatte er ein großes Heer gegen die Normänner, die damals Lothringen verheerten, aufgeboten, aber nichts gegen sie unternommen,

nommen, sondern mit groſsen Geldsummen und mit Abtretung eines weiten Landstrichs von Friesland den Frieden von ihnen erkauft. Beschämt und aufgebracht über diese Verletzung deutscher Ehre war sein Heer nach Hause gezogen. Darauf hatte er es geschehen lassen, daß im Jahre 885 ein normännischer Fürst Gottfried, dessen er sich nicht erwehren konnte, meuchelmörderisch umgebracht wurde. Als im folgenden Jahre (886) ein andrer Hause Normänner in die Seine eingelaufen war, Paris belagerte und die Einwohner mit rühmlichem Heldenmuth sich vertheidigten, blieb er, der Kaiser, hinter dem Beyspiel seiner Unterthanen zurück. Erst zögerte er mit der Hülfeleistung, dann als er mit einem groſsen Heere aus Italien herbeygekommen war, machte ihn die drohende Stellung der Normänner so furchtsam, daß er ihnen nicht nur 700 Pfund Silber versprach, sondern auch erlaubte, bis zum Auszahlungstermin (im Frühjahr 887) in Frankreich zu verweilen.

Dieser schimpfliche Friede, ein neuer Beweis seiner Kleinmuth und Kraftlosigkeit, entzog ihm jeden Ueberrest von Achtung. Allen Ständen in Deutschland, Frankreich und Italien wurde er zuwider; man sehnte sich nach einer Regierungsveränderung, und fing seinen Sturz damit an, daß man

man den Mann von ihm zu entfernen suchte, auf den er sich stützte.

Dieser Mann war Luitward, Bischof von Vercelli, von niedriger Herkunft, aber von früher Jugend an ein Günstling Karls des Dicken, und von ihm zum Bischof, dann zum Erzkanzler oder obersten Staatsdiener erhoben. In seinen Händen lag die Regierung, und er suchte um so mehr Karls Ansehn zu erhalten, je mehr sein eignes Ansehn darauf gebaut war. Aber wie die meisten Emporkömmlinge sich ihres Glückes überheben, und dadurch selbst ihren Fall vorbereiten: so scheiterte auch Luitwards Glück an dieser Klippe. Er beleidigte die Vornehmsten durch Stolz und Hochmuth, erzwang sich mehr Ehre und Furcht als der Kaiser, und suchte seine Verwandten, die, wie er, von niedrigem Stande waren, in die angesehnsten Familien durch Heyrathen einzudrängen. Auch sah man ihn, den Rathgeber Karls, als den Urheber aller der ehrlosen Handlungen an, durch welche Karl sich und das Reich geschändet hatte. Sein Fall war daher Wunsch der Nation. Aber beym Wünschen blieb es nicht. Zuerst überfiel Berengar, Herzog von Friaul, das Bißthum Vercelli und plünderte den bischöflichen Sitz; doch zu voreilig. Karls Gewogenheit schützte den Bischof, und Berengar mußte sich mit ihm aussöhnen. Bald dar-

darauf wurde dem Kaiser zugeflüstert, daß Luitward im verbotenen Umgang mit Richardis, der Gemahlin desselben, lebe. Dieser Angriff wirkte. Die Liebe, die Karl für ihn hegte, verwandelte sich plötzlich in den tödtlichsten Haß, so daß er selbst sich seiner Stütze beraubte. Auf einer Versammlung der Stände zu Kirchheim (bald nach Ostern 887) brachte er die Verbrechen zur Sprache, deren seine Gemahlin und Luitward beschuldigt wurden. Der verhaßte Luitward ward sogleich für schuldig erklärt, aller seiner Ehrenstellen entsetzt, und vom Hofe verwiesen; Richardis aber, die vergebens ihre Unschuld durch die Feuerprobe zu erweisen suchte, wurde genöthigt in ein Kloster zu gehen.

Die Folgen dieses voreiligen Verfahrens zeigten sich bald. Voll heißer Rachbegier wendete sich Luitward nach Kärnthen und munterte den dasigen Herzog Arnulf auf, den schwachen und verachteten Karl vom Thron zu stoßen, und sich auf denselben zu erheben. Solche Aufmunterungen sind selten vergebens, und auch hier fanden sie leichten und wirksamen Eingang.

Arnulf, ein natürlicher Sohn Karlmanns, des ältern Bruders Karls des Dicken, jung, kühn und ehrgeizig, wünschte die Krone, deren er sich würdig fühlte. Im Kampfe mit Slaven und Normännern

männern hatte er sich durch Tapferkeit, und auf Reichstagen durch Einsicht und Urtheil hervorgethan: kein Wunder also, daß bey dem sehnlichen Verlangen nach einer Thronveränderung die Aufmerksamkeit der Stände auf ihn gerichtet war. Aber auch Hildegard, eine Tochter Ludwigs des Jüngern, soll diese für ihn gewonnen haben. Er fand daher den Anhang, den er wünschte, und bald konnte er mit einer großen Macht gegen den Kaiser zu Felde ziehen.

Man weiß nicht, ob Karl der Dicke die Verschwörung, die gegen ihn im Werke war, kannte; bey der Sorglosigkeit, mit der er sein Leben verträumte, ist es wahrscheinlich, daß er sie nicht einmal ahnete. Ihn beschäftigte, wie erzählt wird, der Gedanke, seinen natürlichen Sohn Bernhard zum Erben seiner Kronen zu erheben. Schon ums Jahr 885 hat er einen Versuch hierzu unternommen; doch vergeblich. Jetzt (im Herbste 887) wollte er diesen Versuch erneuern. Er hatte daher die deutschen Stände nach Tribur (zwischen Worms und Mainz) beschieden, und sich selbst dahin begeben (Nov. 887). Während er nun in Tribur auf die Ankunft der Stände wartete, rückte Arnulf an der Spitze eines aus Baiern und Mähren bestehenden Heeres herbey. Sogleich traten diesem die Stände aus Franken, Thüringen und

Sachsen bey, endlich auch die von Schwaben; und binnen drey Tagen war Karl so sehr verlassen und so tief herabgekommen, daß er kaum noch Bedienten um sich hatte, und dem drückendsten Mangel bloß gestellt war. Nur der Erzbischof von Mainz, Luitbert, nahm sich seiner an, und versah ihn auf eigene Kosten mit Speise und Trank. Die Stände aber faßten den Beschluß, "Karln, den zunehmende Leibes- und Seelenschwäche ausser Stand setze, die Regierungslast länger zu tragen, abzusetzen, dagegen Arnulf'n zum König zu erwählen und ihm sofort zu huldigen". Und so groß war die Verächtlichkeit, in der Karl stand, daß man sich nicht einmal seiner Person versicherte.

Aber es bedurfte dessen nicht! Denn auch Frankreich und Italien trat dem Beschluß der deutschen Stände bey, ohne doch Arnulf'n als König anzuerkennen. Karl selbst, nur vom Glücke, nicht durch eigene Kraft erhoben, und jetzt von allen, die das Glück an ihn gefesselt hatte, verlassen, hatte weder Muth noch Mittel, um sich zu behaupten. Er schickte daher seinen natürlichen Sohn Bernhard mit Geschenken oder den Reichskleinodien an Arnulf'n, und ließ damit zugleich seine völlige Unterwerfung erklären, und um einen anständigen Unterhalt bitten. Arnulf bewilligte ihm hierzu einige Güter in Schwaben, oder deren Einkünfte.

Ein

Ein Glück für Karl'n war es, daß er die erlittene Schmach nicht lange überlebte. Schon sechs oder sieben Wochen nach seiner Absetzung starb er (im Jan. 888), und man hat nicht nöthig einen gewaltsamen Tod zu vermuthen. Die Schwäche seines Körpers, und der Jammer über den Umsturz seiner Hoheit konnte leicht seinem Leben ein Ende machen.

Wenn seine Regierung nur Unwillen erregt, so führt dagegen sein Ende zu ernsten Betrachtungen. Es zeigt, wie schnell das Glück den, den es erhebt, wieder stürzen kann; aber es zeigt auch, daß nicht die Menge und Ausdehnung der Staaten das ist, was einen Fürsten groß und herrlich macht, sondern vielmehr die Kraft und das Streben, solche weislich zu regieren.

III.

Arnulfs Kaiserwürde.

Nachdem Arnulf König der Deutschen geworden war, suchte er auch die übrigen Kronen, die Karl der Dicke getragen hatte, auf seinem Haupte zu ver-

vereinigen. Allein dieses gelang ihm nicht so, wie er es wünschte. Frankreich und Helvetien bekam eigene Regenten, und um Italien und die Kaiserwürde kämpften zwey mächtige italienische Herzoge, Berengar von Friaul und Guido von Spoleto. Indessen gab ihm eben dieser Kampf, der mit abwechselndem Glücke geführt wurde, Gelegenheit, die Kaiserwürde an sich zu bringen.

Als nämlich Karl der Dicke abgesetzt worden war, hegte Guido erst den Plan, König von Frankreich zu werden. Er hatte daher nichts dagegen, daß sein Gegner Berengar im Anfang des Jahres 888 zum König von Italien gekrönt wurde. Doch da seine Absicht auf Frankreich vereitelt wurde, suchte er Berengar'n das wieder zu entreißen, was er ihm anfangs zugestanden hatte. Es kam daher zwischen beyden zum Kriege. Berengar unterlag, ohne doch den Muth und die Hoffnung zu verlieren. Geschlagen und vertrieben, floh er (im Herbst 888) nach Deutschland, und bat Arnulf'n, gegen das Versprechen treuer Ergebenheit, um Schutz und Beystand gegen Guido.

Erwünscht mochten Arnulf'n diese Bitten kommen: ihre Erfüllung konnte ihn zur Befriedigung seiner Wünsche im Betreff Italiens hinführen. Er schickte also seinen natürlichen Sohn Swentebold

bold mit einem Heere über die Alpen, um den vertriebenen Berengar wieder einzusetzen. Aber Swentebold konnte nichts ausrichten, Guido eroberte fast ganz Italien, ließ sich (890) zum König von Italien, dann (891) zum Kaiser, und (892) seinen Sohn Lambert zum Mitkaiser krönen.

Hierauf zog Arnulf selbst, aufgefordert vom Pabst und einigen italienischen Großen, denen Guidos und Lamberts Herrschaft lästig wurde, gegen Ende des Jahres 893, nach Italien. Die lombardischen Städte, erschreckt durch seine Macht und Strenge, unterwarfen sich ihm; er wurde Herr von Oberitalien bis Piacenza, und übergab es dem Berengar als Lehen (894). Aber weiter kam er dießmal nicht; die Drohungen des Königs Rudolf von Oberburgund nöthigten ihn eiligst nach Deutschland zurückzukehren. Er zog über die penninischen Alpen.

Kaum war Arnulf fort, so erhob sich Guido, der mit den Seinigen nach Spoleto geflüchtet war, von neuem. Zwar starb er noch im Jahre 894; aber sein Sohn Lambert behauptete sich als Kaiser und König, und gewann sogar den König Berengar für sich, indem er mit demselben einen Theilungsvergleich zu Pavia schloß. Beleidigt durch diesen Vergleich, ferner angetrieben durch die erneu-

neuerten Bitten des Pabstes Formosus, der den Kaiser Lambert als seinen Gegner betrachtete, und vielleicht noch mehr angereizt durch sein Verlangen nach der Kaiserkrone, entschloß sich Arnulf zu einem zweyten Feldzuge nach Italien.

Im September des Jahres 895 trat er denselben an. Unaufgehalten kam er über den Po; Oberitalien unterwarf sich; zu Lucca feyerte er das Weihnachtsfest. Dann zog er weiter durch Toscana gen Rom.

Regenwetter und Mangel an Lebensmitteln machte den Zug beschwerlich. Rom selbst war von der Parthey Lamberts besetzt; die Mutter desselben, Engeltrude, Guidos Wittwe, hatte Anstalten zur hartnäckigen Gegenwehr getroffen. Der Pabst Formosus ward in der Peterskirche wie ein Gefangener bewacht; die Thore waren wohl verwahrt, die Mauern mit Kriegsvolk besetzt. Doch kühner Muth überwindet die größten Schwierigkeiten, und erreicht, vom Glück begünstigt, leicht das Ziel seines Strebens. So geschah es auch hier. Arnulf rückte kühn hervor, belagerte und bestürmte Rom, und bekam es, wie erzählt wird, auf folgende Weise in seine Gewalt.

Indem seine Soldaten zum Sturm sich anschickten, lief ein aufgescheuchter Haase durchs Lager

und

und gerade auf die Stadt zu. Einige Soldaten ſetzten ihm unter vielem Geſchrey nach. Dieß Nachſetzen und Schreyen hielten die Belagerten für den Anfang des Stürmens. Schrecken ergriff ſie; ſie verließen ihre Poſten und flohen von den Mauern. Als die Deutſchen dieß ſahen, beſchloſſen ſie im Ernſte zu ſtürmen. Sie nahmen Holz, Sättel, Steine, und was ſie ſonſt in der Eile fanden, thürmten dieß zu großen Haufen zuſammen, erſtiegen ſo die Mauern und bemächtigten ſich der belagerten Stadt. — Nicht anders als mährchenhaft erſcheint dieſe Erzählung. Vielleicht iſt ſie nur ein Spott auf die damaligen Römer, die trotz aller Anſtalten zur Gegenwehr keine Gegenwehr bewieſen, und vielleicht war es eigentlich der Pabſt Formoſus, der dem deutſchen König die Eroberung Roms erleichterte. Denn ausdrücklich ſagen einige Chroniken, daß Arnulf im Einverſtändniß mit dem Pabſt die Stadt eingenommen habe, und darauf ſcheint auch der Fortgang der Begebenheiten hinzudeuten.

Kaum hatte nämlich Arnulf Rom erobert, ſo kamen ihm die Römer demüthig entgegen, und nahmen ihn mit eben dem Gepränge und eben den Geſängen und Lobliedern auf, womit man jedesmal die Kaiſer zu begrüßen pflegte. Wenige Tage darauf wurde er wirklich vom Pabſte zu St. Peter

zum

zum Kaiſer gekrönt, wobey das Volk ihm huldigte und ſich von aller Treue gegen Lambert und deſſen Mutter losſagte. — Doch was half ihm dieſes Glück? Faſt eben ſo ſchnell, als es errungen war, ging es für ihn verloren, und es blieb den deutſchen Königen nur die Lehre, ihr Glück nicht jenſeit der Alpen zu ſuchen!

Arnulf wollte die Engeltrude, ſeine größte Feindin, nach Spoleto, wohin ſie geflüchtet war, verfolgen, um ſo auch Unteritalien an ſich zu bringen. Doch plötzlich wurde er krank. Er begab ſich daher eiligſt nach Deutſchland (May 896), und ließ ſeinen natürlichen Sohn Ratold als Statthalter in Mailand zurück. Allein kaum hatte er Italien verlaſſen, ſo ging es wie im Jahre 894: alles, was er errungen hatte, ward ihm entriſſen. Formoſus ſtarb noch im Jahre 896. Darauf trat Lambert (897) wieder auf, theilte mit Berengar'n die Regierung über Italien, und ward von dem neuen Pabſte Stephan VI (der alles, was Formoſus gethan hatte, für ungültig und aufgehoben erklärte) als Kaiſer anerkannt.

So endigte ſich alſo einer der erſten Feldzüge, den ein deutſcher König zur Erlangung der Kaiſerkrone unternahm, mit einer gänzlichen Vereitelung ſeines Zweckes. Man hätte erwarten können, daß

dieß

dieß den deutschen Regenten zur Warnung gedient hätte; aber die Warnungen der Erfahrung werden selten benutzt. Auch viele der folgenden Könige Deutschlands opferten ihr königliches Ansehn und den Kern ihres Volkes eiteln Titeln und Ansprüchen auf, und, während sie jenseit der Alpen einer unsichern Herrschaft nachjagten, verloren sie Kraft und Gelegenheit, sich in ihrer Heimath mächtig zu machen. Die Kaiserwürde samt der Herrschaft über Italien machte die Päbste zu besondern Feinden der deutschen Könige, und Deutschland selbst gerieth durch die öftere Abwesenheit seines Oberherrn in Verwirrung; die Anstalten zur Fortbildung der Nation wurden versäumt und vernachlässigt.

Gleichwohl hatten auch die Römerzüge bey aller Verblendung, die ihnen zum Grunde lag, gute Folgen. Denn nicht genug, daß sie kriegerische Kraft und Rittersinn unter den Deutschen nährten, und den Ueberrest deutscher Freyheit erhielten: so wurden sie auch ein Beförderungsmittel der Cultur Deutschlands. Schon das Reiben verschiedener Völker aneinander ist in den meisten Fällen der Geistesbildung derselben zuträglich; aber besonders gewinnt ein ungebildetes Volk durch den Umgang mit einem gebildeten. Und das war hier der Fall. In Italien hatte sich mitten unter den wil-

wildeſten Stürmen und Wogen der Begebenheiten ein Schimmer der Wiſſenſchaften erhalten. Mit dieſem wurden nun die Deutſchen bekannt, und reicher an Kenntniſſen, als ſie ausgezogen waren, kehrten ſie von Italien in ihre Heimath zurück. Auch fanden ſie dort in den Einrichtungen des ſtädtiſchen Weſens ein muſterhaftes Beyſpiel, das ſie mit geſegnetem Erfolg nachahmten. — So iſt es alſo auch hier wahr, daß der Menſch oft anderes ſäet und anderes erndtet.

IV.

Adelbert und Hatto,
oder
Geſetzloſigkeit und Pfaffentücke.

Während der kraftloſen Regierung Ludwigs des Kindes (900 — 911) wurde Deutſchland nicht nur von den Raubzügen der Ungern heimgeſucht, ſondern auch von innern Fehden zerrüttet. Zwey der angeſehenſten Familien in Franken, die bambergiſche und würzburgiſche haßten und verfolgten ein-

einander. An der Spitze der einen stand Graf Adelbert von Bamberg, oder, wie es damals hieß, Babenberg; an der Spitze der andern Rudolf, Bischof von Würzburg, und beyde überließen sich, je weniger sie das Oberhaupt des Reichs achteten, desto ungestümer ihren Leidenschaften.

Schon in den letzten Tagen Kaisers Arnulf (897) entbrannte ihre Fehde, aber erst unter dessen Sohne, Ludwig dem Kinde, schlug sie zur lodernden Flamme auf. Adelbert zog (902) gegen die Würzburger. Es kam zu einem blutigen Treffen; er ward geschlagen, und seine beyden Brüder verloren, der eine im Treffen, der andre in Gefangenschaft, das Leben. Haß und Rachgier ließen ihn nicht ruhen. Bald sammelte er neue Truppen, überfiel damit den Bischof Rudolf (903), verjagte ihn, und verheerte dessen Besitzungen. Jetzt nahm sich König Ludwig des Bedrängten an; aber seinen Worten fehlte es an Nachdruck, seinen Untergebenen an Gehorsam. Mochte er auch erklären, daß er Adelberts Güter einziehen, und ihn selbst als einen Störer der öffentlichen Ruhe mit der Acht belegen wolle: der Widerspenstige kümmerte sich darum nicht! Er brachte vielmehr die Grafen von Lothringen auf seine Seite, schlug die Würzburger abermals bey Fritzlar (27. Febr. 905), und erschien nicht auf dem Reichstage zu

Tribur

Tribur (Jul. 905), wo er von seinem bisherigen Betragen Rechenschaft ablegen sollte.

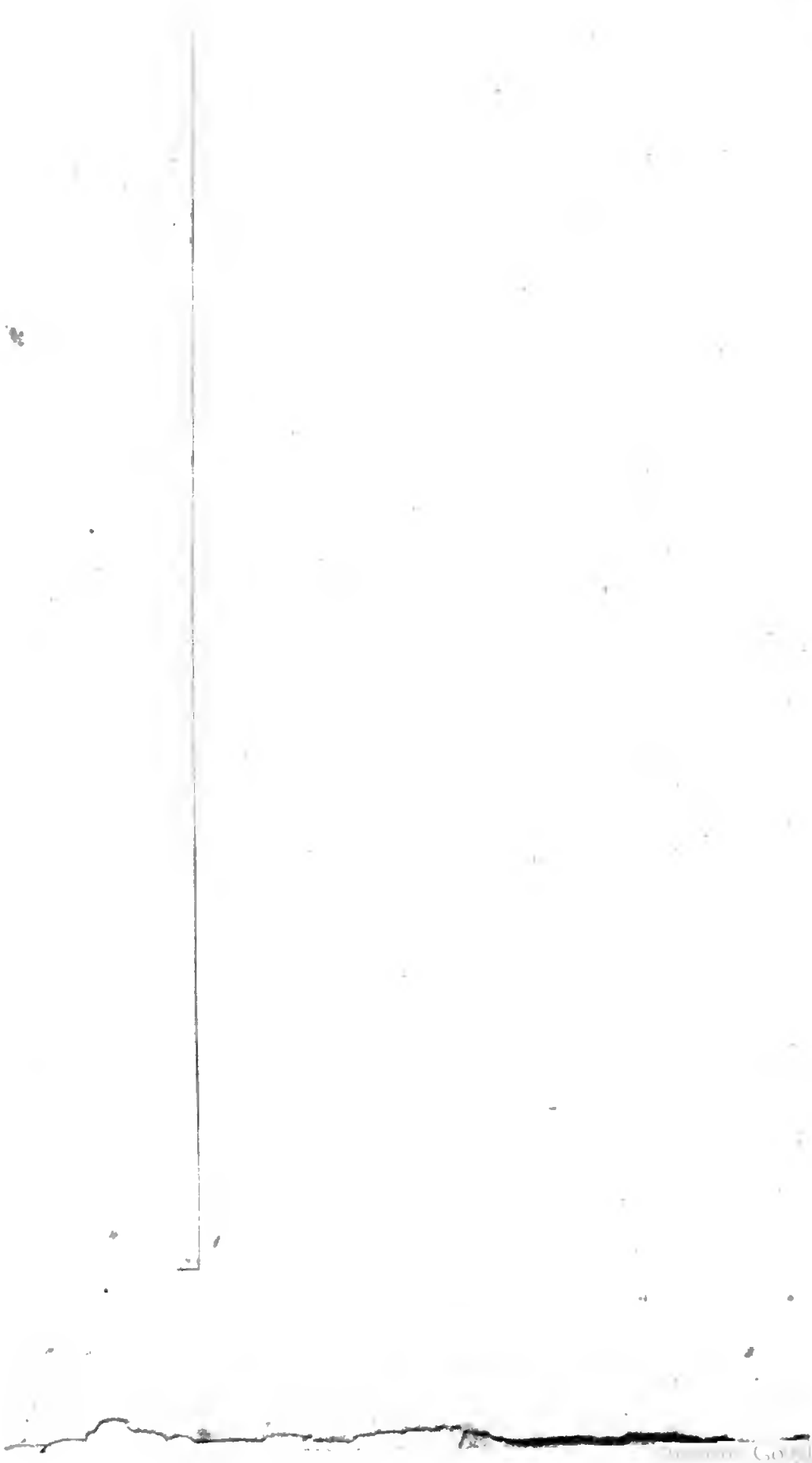
Solchen Gesetzwidrigkeiten setzte Ludwig endlich nachdrückliche Gewalt entgegen. Er zog im September 905 mit einem starken Heere gegen den Grafen und belagerte ihn in Babenberg. Diese Feste war nicht leicht zu erobern; die Belagerung zog sich daher in die Länge, bis endlich seine Anhänger den Grafen verließen, und er in die Hände des Königs gerieth, wo er seinen Untergang fand. — Doch nicht Gewalt und Tapferkeit, sondern Arglist und Bosheit soll ihn gestürzt haben!

Im königlichen Lager befand sich Hatto, Erzbischof von Mainz, des jungen Königs Vormund und Rathgeber, ein unternehmender Mann, der sich durch Talente aus der Niedrigkeit emporgeschwungen hatte, aber von Seiten des Herzens in übler Nachrede steht. Dieser begab sich eines Tages nach Babenberg, redete dem Grafen zu, persönlich bey dem Könige um Verzeihung nachzusuchen, und versprach eidlich, ihn, wenn er ins Lager ging, mit dem König auszusöhnen, oder wenigstens wohlbehalten in die Feste zurückzuführen. Adelbert ließ sich gewinnen. Er traute den Worten und Eidschwüren des Erzbischofs, und bat ihn zum Zeichen der Freundschaft bey ihm zu speisen.

Hatto

Schubert del. C. Barth sculps.

Adelbert und Hatto.



Hatto aber drang auf Eile, und beyde wanderten Hand in Hand aus. Als sie eine Strecke gegangen waren, stand Hatto plötzlich stille, und rief: "O des langen Weges und der Nüchternheit! Wie reuet es mich jetzt, daß ich das Frühstück, welches ihr mir anbotet, ausgeschlagen habe!" Ohne Arges zu ahnen, hört dieß der Graf, und freundlich bittet er den Erzbischof, mit ihm umzukehren und bey ihm zu frühstücken. Dieß geschieht. Der Erzbischof führt den Grafen in die Stadt zurück, und nach eingenommenem Frühstück wandern beyde zum zweyten Male dem Lager zu. Kaum aber sind sie daselbst angelangt, so ruft Hatto aus: "Ich habe dafür gesorgt, daß er hierher gekommen; mögt ihr nun dafür sorgen, daß er nicht wieder zurückkomme!" Sogleich springen Knechte hinzu, die den Grafen ergreifen und binden. Vergebens beruft sich Adelbert auf das Versprechen des Erzbischofs. Dieser vertheidigt seine schändliche Büberey, indem er erklärt: er habe sein Versprechen, den Grafen wohlbehalten in die Feste zurückzuführen, treulich erfüllt; daß dieser zum zweyten Male mit herausgegangen, sey dessen, nicht seine Schuld! *)

Einen

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. XXV. Im Vordergrunde erblickt man die Hauptpersonen, den verrätherischen Bischof und den verrathenen Grafen, im Hindergrunde die Feste Babenberg, aus welcher beyde ins Lager gegangen waren.

Einen groſsen Schein von Glaubwürdigkeit erhält dieſe Erzählung dadurch, daſs ſie auf Gaſſen und an den Hofhaltungen der Groſsen in Liedern verbreitet und von mehreren Schriftſtellern wiederholt wurde. Aber möglich iſt es auch, daſs ihre Entſtehung oder wenigſtens ihre Ausſchmückung dem Haſſe zuzuſchreiben iſt, den ſich Hatto, beſonders bey den Sachſen, durch ſeine Regentſchaft und Habſucht zugezogen hatte *).

Eben dieſer Haſs ſpiegelt ſich auch in der Nachricht, die einige von Hatto's Tod überliefern. Hatto, heiſst es, lieſs einſt eine Menge Armer in einer Scheuer verbrennen, und dafür traf ihn ein göttliches Strafgericht. Er wurde von Mäuſen allenthalben verfolgt. Um ſich dagegen zu ſichern, lieſs er mitten im Rhein den bekannten Mäuſethurm erbauen; aber auch dahin folgten ihm die Mäuſe und fraſsen ihn zu Tode (913).

V.

*) Ganz anders erzählt Regino, Abt zu Prüm (ſt. 915), in ſeiner Chronik zum Jahr 906 den Untergang des Grafen Adelbert. Adelbert, ſagt er, von ſeinen nächſten Freunden verlaſſen, und in Gefahr von den Belagerern aufgerieben zu werden, ſuchte das feindliche Heer durch den Schein freywilliger Uebergabe zu täuſchen und zu zerſtreuen. Er ver-

V.

Islands Blüthe und Verfall.

Unter allen Ansiedelungen der Normänner ist keine merkwürdiger als ihre Ansiedelung auf Island. Wenn anderwärts die Normänner nur kühnen Unternehmungsgeist und wilde räuberische Gewalt offenbarten, so zeigten sie hier einen edeln, lebendigen Sinn für Freyheit, nützliche Thätigkeit und wissenschaftliche Bildung. Dadurch ward Island angebaut und verherrlicht, mit den gebildetsten Ländern und Städten des Mittelalters in Verbindung gebracht, und zu einer Cultur erhoben, die, wunderbar wie das Nordlicht, dieses merkwürdige Eiland erleuchtet. Wichtig ist es also, zu sehen, wie diese Ansiedelung veranlaßt und vollzogen wurde? zu welcher Herrlichkeit sich Island emporschwang? und wie es wiederum von derselben herabgesunken ist?

1) Ent-

verließ daher, von wenigen begleitet, seine Feste, bot sich dem König Ludwig dar, und bat, Besserung versprechend, um Verzeihung. Aber seine Arglist wurde entdeckt, und er wurde im Angesicht des ganzen Heeres gefesselt und nach dem Urtheil der Stände hingerichtet. — Hier wird also Hatto's und dessen Antheils an Adelberts Untergang gar nicht gedacht.

1) Entdeckung und Anbau Islands.

In Norwegen herrschte vom Jahre 863 bis 936 Harald Haarfagri oder Schönhaar. Anfangs gehörte ihm nur ein kleiner District des damals in viele kleine Staaten getheilten Norwegens; aber bald suchte er das ganze Land an sich zu reißen. Ein schönes Mädchen soll ihn hierzu bewogen haben. Gyde, königlicher Abkunft, so erzählt die Sage, wollte ihm nur dann ihre Hand geben, wenn er alle norwegische Könige sich würde unterworfen haben; und er gelobte, nicht eher sein Haar zu kämmen oder zu beschneiden, als bis er diese Bedingung erfüllt hätte. Ein günstiger Erfolg krönte seine Anstrengungen. Nach mehreren kühnen und siegreichen Thaten ward er (875) Herr von ganz Norwegen. Aber gerade den edelsten Norwegern fiel dieses unerträglich. Freyheit galt ihnen mehr als Vaterland. Sie wanderten daher aus, und ein großer Theil von ihnen begab sich nach Island.

Dieses, fast an den Gränzen der bewohnbaren Erde gelegene Eiland war kurz vorher den Normännern bekannt geworden. Ein norwegischer Seefahrer Nadod, von Stürmen verschlagen, war ums Jahr 860 dahin gelangt, und hatte es Snäaland (Schneeland) genannt. Ihm war ein andrer

drer, Gardar, gefolgt, der es nach seinem Namen Gardarsholm nannte; späterhin bekam es den Namen Eisland oder Island. Der erste Norweger aber, der sich daselbst niederließ (870), aus Widerwillen gegen Haralds Herrschaft, hieß Ingolf. Als er sich, erzählt die Sage, der isländischen Küste näherte, warf er, um den Willen der Götter über den Ort der Niederlassung zu erfahren, die hölzerne Thüre seiner vorigen Wohnung in die See. Sie ward auf die südwestliche Küste bey Reikiavik getrieben, und dort schlug er seine neue Wohnung auf. Darauf kehrte er nach Norwegen zurück, um Lebensmittel und Colonisten herbeyzuführen. Beydes gelang ihm. Als sich Harald Haarfagri ganz Norwegen unterworfen hatte (875), folgten ihm viele der edelsten Geschlechter, und binnen sechzig Jahren war alles bewohnbare Land mit neuen Ansiedlern besetzt.

Anfangs lebten diese in keiner Verbindung. Jede Familie bestand für sich, unter einem Familienhaupte oder Aeltesten, Godar, der zugleich Vorsteher des Districts war, den seine Familie inne hatte. Allmählich aber verschmolzen die verschiedenen Familien immer mehr zu Einem Volke; Streitigkeiten entstanden unter ihnen, und das Ansehn der Familienhäupter reichte nicht aus, um selbige zu schlichten. Man fühlte daher, daß zum Wohl

des Ganzen eine auf Geſetze gegründete Vereinigung des Einzelnen nothwendig ſey. Dieſe Vereinigung erfolgte im Jahr 928. Die ganze Inſel wurde in vier Provinzen, jede Provinz in mehrere Unterabtheilungen eingetheilt. Eine allgemeine Volksverſammlung wurde, um Geſetze zu geben, Gerichte zu halten und über andre wichtige Nationalangelegenheiten zu entſcheiden, angeordnet. Sie hieß Althing, und fand alljährlich am See Thingvalla Statt. An die Spitze des Ganzen wurde ein Lagmann oder Aufſeher der Geſetze geſtellt. Er führte den Vorſitz auf der allgemeinen Volksverſammlung, war der Ausleger der Geſetze, und hatte die Verpflichtung, die von der Volksverſammlung ausgeſprochenen Urtheile zu vollſtrecken, die Angelegenheiten der ganzen Inſel zu leiten, und vorzüglich deren Selbſtſtändigkeit gegen die Angriffe der norwegiſchen Könige zu ſchützen. Die Dauer ſeines Amtes hing von dem Willen des Volkes ab; gewöhnlich wurde er, um Mißbrauch der Würde zu verhüten, auf eine gewiſſe Reihe von Jahren gewählt. So bildete ſich alſo Island, ungefähr drey und funfzig Jahre ſeitdem die erſten Normänner ſich daſelbſt angeſiedelt hatten, zu einem kräftigen und wohlgeordneten Freyſtaate.

2) Islands Blüthenzeit.

Ueber dreyhundert Jahre erhielt sich obige Verfassung, und diese Periode (928 — 1261) ist die Blüthenzeit Islands oder dessen goldenes Zeitalter zu nennen. Die Grundfesten bürgerlicher Wohlfahrt, Friede, politische Freyheit und gute Gesetze, bestanden in Kraft; die Einwohner, Sprößlinge edler Familien, thätig, kühn, wißbegierig, hegten Sinn für Nationalehre und Nationalruhm. Weite Seezüge wurden unternommen, einträglicher Handel betrieben, für Erziehung und Bildung gesorgt, und Island wurde der Sitz der größten Cultur des scandinavischen Nordens.

Gern verweilen wir bey dieser Periode, und vorzügliche Aufmerksamkeit gebührt den Seezügen der Isländer und ihren Entdeckungen, der folgenreichen Einführung des Christenthums unter ihnen, und dem literärischen Ruhme, den sie vorzüglich auf dem Felde der Geschichte und Poesie erwarben.

A. Seezüge und Entdeckungen der Isländer.

Kühner Unternehmungsgeist beseelte die Normänner auch in Island, ihrem neuen Vaterlande, und je beschränkter dieses war, desto begieriger

waren sie, sich auswärts umzusehen. "Kinder", hieß ein isländisches Sprichwort, "Kinder, die nur zu Hause erzogen werden, sind dumm", und "thöricht ist es zu Hause zu sitzen, wie ein Mädchen, das auf Freyer lauert". Sie unternahmen daher weite Seezüge, zuerst als Seeräuber, dann als Kaufleute und zuletzt der Bildung wegen. Auf einem dieser Seezüge ward Grönland von ihnen entdeckt. Ein Norweger, Erich Torwaldson, der kurz vorher eines Mordes wegen nach Island geflüchtet war, fand im Jahre 982 dieses Land, das er wegen seiner fetten Weiden und blühenden Waldungen Greenland oder das "grüne Land" nannte. Er ließ sich daselbst nieder, lockte noch mehrere Abentheurer aus Island herbey, und im Laufe des folgenden Jahrhunderts wurde ein großer Strich der westlichen Küste bevölkert. Ja sogar die östliche Küste von Nordamerica ward von den Isländern entdeckt. Biörn Heriolfson ward auf einer Fahrt nach Grönland (ums Jahr 1000) durch ungünstige Winde südwestwärts an eine flache waldige Küste getrieben, die für die Küste von Labrador gehalten wird. Nach ihm schlug Leif, der Sohn des Entdeckers von Grönland, gereizt durch die Nachricht von dieser Reise, denselben Weg ein. Er erreichte eine Straße, durch welche eine große Insel (wahrscheinlich Neufundland), vom festen Lande getrennt wird, und nannte das Land, wo er

einen

einen ganzen Winter hindurch blieb (vermuthlich Canada), wegen der wildwachsenden Reben, die er daselbst traf, Weinland oder Winland. Ueber hundert Jahre wurde diese neue Entdeckung von den Isländern besucht; aber mit dem Verfall ihres Vaterlandes im dreyzehnten Jahrhundert hörten diese Besuche auf, und Lage und Namen des alten Winlands geriethen in Vergessenheit.

B. Einführung des Christenthums in Island und deren Folgen.

Fast gleichzeitig mit diesen Entdeckungen erfolgte die allgemeine Einführung und Befestigung des Christenthums in Island.

Der alte Dienst Odins, Thors, der Freya und andrer Asen und Asinnen (so werden die scandinavischen Götter genannt) war von Norwegen nach Island übergegangen; aber frühzeitig wurden auch christliche Lehren und Gebräuche daselbst in Umlauf gebracht *). Zuerst mochte dieß durch die auf

*) Einer alten, doch nicht verbürgten Sage zufolge, fanden die ersten normännischen Ansiedler an gewissen Stellen der Küsten Islands hölzerne Kreuze und anderes Geräth. Daher behaupten Einige: Island sey ursprünglich durch christliche Irländer bewohnt gewesen, die Papä geheißen und kurz vor oder nach der Ankunft der Normänner Island verlassen hätten.

auf Abentheuer ausziehenden Isländer geschehen, die im Auslande bekehrt oder wenigstens mit der christlichen Kirche bekannt wurden. Dann suchten aber auch die Könige Norwegens, um hierdurch ihre Herrschaft über Island zu verbreiten, dem Christenthum Eingang daselbst zu verschaffen. Doch gelang dieses nur langsam. Jahrhunderte gingen hin, in welchen neben dem Heiland und den Heiligen auch heidnische Götter verehrt wurden. Im Jahre 981 führte der Isländer Thorwald Kodranson einen sächsischen Bischof Friedrich dahin. Dieser bekehrte auch Thorwalds Anverwandte und baute im nördlichen Theile der Insel die erste christliche Kirche (984); doch ließen sich nur die wenigsten taufen, und bald brachen Verfolgungen "gegen die Verächter der alten Götter" aus, so daß Friedrich betrübt in sein Vaterland zurückging. Doch unermüdlicher Eifer findet zuletzt sein Ziel. So auch hier! Missionäre folgten auf Missionäre, und führten nach und nach immer mehr Isländer dem neuen Glauben zu, bis endlich im Jahre 1000 auf einer Volksversammlung zu Thingvalla die Annahme des Christenthums zu einem Grundgesetz des isländischen Staates erhoben. Freylich geschah dieß unter vielen Widersprüchen, und das Heidenthum war damit noch nicht völlig unterdrückt; aber Zeit, Gewohnheit und das wachsende Ansehn der Geistlichen that das Uebrige. Schon im Jahre

1053 wurde verordnet, daß das bürgerliche Recht dem geistlichen nachstehen müsse; im Jahre 1056 ward Isleif, ein geborner Isländer, der in Erfurt studiert hatte, zum Bischof von Skalholt ernannt; ein zweytes Bißthum ward im Jahre 1105 zu Holum angelegt, und im Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts gab es bereits sieben Klöster in Island.

Die Folgen, welche die Einführung des Christenthums hatte, waren sehr wichtig. Denn dadurch ward erstens die Schreibekunst auf Island verbreitet. Zwar meinen viele, daß schon vorher die Runenschrift daselbst im Gebrauch gewesen sey *); aber sichere Beweise hierzu fehlen, und gewiß ist es, daß erst durch die Einführung des Chri-

*) Unter Runenschrift versteht man die Schriftzüge, deren sich die alten Scandinavier bedienten. Noch jetzt wird sie auf Leichensteinen in Norwegen und Schweden gefunden. Woher sie kam, läßt sich nicht bestimmen. Schon im zwölften Jahrhundert hielt man sie für uralt; aber ihre Aehnlichkeit mit dem lateinischen Alphabet läßt vermuthen, daß sie aus diesem entstand. Vielleicht kam dieses Alphabet noch vor Einführung des Christenthums durch Seefahrende oder Missionäre in den Norden, und erhielt daselbst die Abänderungen, die die Runenschrift darstellt. Runa selbst bedeutet etwas Geheimes, eine Zauberey. Buchstaben erschienen den Nordbewohnern als etwas Geheimes oder Zaubervolles: sie nannten sie daher Runen. Man sehe Schlözer, Allgemeine Welthist., Th. XXXI, S. 572. ff. Rühs, Edda, S. 29 f.

zur Kenntniß mehrerer Sprachen, fremder Reiche, ihrer Geſetze, Sitten und Gebräuche; ſie bereicherten den Geiſt mit neuen Anſichten, und beförderten ſo immer mehr Bildung.

C. Literäriſcher Ruhm der Isländer, vorzüglich im Felde der Geſchichte und Poeſie.

Von nun an widmeten ſich die Isländer — zwar nicht alle, wie ſich von ſelbſt verſteht, ſondern nur einige, und beſonders diejenigen von ihnen, die den geiſtlichen Stand wählten — immer mehr gelehrten Beſchäftigungen. Sie betrieben das Studium der Mathematik und Aſtronomie, ferner der Geographie, das ihre Reiſen veranlaßten, und der Theologie und Jurisprudenz, wozu Chriſtenthum und Staatsverfaſſung ſie hinführten. Auch lernten ſie im eilften und zwölften Jahrhundert die berühmteſten Werke der alten Römer kennen und gebrauchen. Indeſſen ſtanden unter allen Zweigen der Literatur bey ihnen keine in größerem Anſehn als Geſchichte und Dichtkunſt, und durch keine andern erwarben ſie ſich einen höhern und fortdauerndern Ruhm als durch dieſe. Je auffallender es aber iſt, daß in dem rauhen Island Liebe zur Geſchichte und Dichtkunſt Wurzel faſſen und Früchte treiben konnte, um ſo nöthiger iſt es, weiter hiervon zu reden.

Liebe zu Liedern historischen Inhalts war von den ältesten Zeiten her unter den Scandinaviern einheimisch. Sie hatten Dichter, Skalden genannt, die immer im Gefolge ihrer Könige und Fürsten waren, und zu deren Vergnügen in reimlosen Versen sangen. Diese Liebe zur erzählenden Poesie verpflanzte sich auch nach Island, und gewann daselbst aus mehreren Gründen Nahrung und Stärkung.

Der erste dieser Gründe lag in den Eigenthümlichkeiten der Isländer selbst. Die ersten Ansiedler nämlich, wie schon bemerkt, Sprößlinge edler Geschlechter, munter, unternehmend und wißbegierig, brachten die Liebe zum Erzählen und Dichten mit sich, und theils ihre Mythologie, theils ihre und ihrer Vorfahren Thaten boten ihnen hierzu reichen Stoff. Von gleicher Liebe waren auch ihre Nachkommen beseelt. Wer bey ihnen landete, Fremdling oder Landsmann, der mußte über alles, was er gesehen und gehört hatte, Auskunft geben, und in ihren langen Winterabenden war ihnen das erneuerte Andenken an gesehene Wunder oder an die Sagen von ihren Göttern und Helden der liebste Zeitvertreib *). Wo aber viel erzählt wird, da

*) Noch jetzt ist auf Island gewöhnlich, daß, wenn in langen Winterabenden die Glieder einer Familie zu Handarbeiten

da entwickelt ſich leicht das Talent, lebendig und anſchaulich zu erzählen. Zweytens ermunterte auch das Eigenthümliche der isländiſchen Verfaſſung zum Dichten und Erzählen. Denn die Verfaſſung, auf Freyheit gegründet, begünſtigte die Entwickung aller Kräfte und Thätigkeiten, nährte das Gefühl für Ehre, befeuerte zu kühnen Unternehmungen, und veranlaßte häufige Zuſammenkünfte, wo der, der die Gabe einer lebhaften Darſtellung hatte, die Achtung ſeiner Mitbürger und Einfluß auf die Leitung der Staatsangelegenheiten erlangen konnte. Drittens führte ſelbſt der Boden, den ſie bewohnten, die Isländer immer mehr zum Dichten und Erzählen hin. Die grauſenden Naturerſcheinungen, von denen ſie umgeben waren, mußten ihrem regſamen Geiſte einen dichteriſchen Aufſchwung und den Fabeln von ihren Göttern, Thor und Odin, einen neuen Anſtrich verleihen; und wenn in dem übrigen Scandinavien, in Dänemark, Norwegen und Schweden die älteren Dichtungen und Sagen unter den Zerrüttungen innerer Unruhen und auswärtiger Kriege bald verhallten: ſo konnte dagegen in dem ruhigen, von politiſchen Stürmen abgeſonderten Island das Erzählte und Gedichtete ſich fortdauernd erneuern und vervollkommnern. Wirklich

beiten verſammelt ſind, eines von ihnen Erzählungen und Gedichte vorlieſt. S. Mackenzie's Reiſe durch die Inſel Island, im Sommer 1810. Weimar 1815, S. 344.

lich erhoben ſich auch die isländiſchen Skalden zu hohem Anſehen. Der Norden erkannte ihren Vorzug; ſie wurden die Dichter und Geſchichtſchreiber der Könige von Dänemark, Norwegen und Schweden, dienten ihnen als geheime Räthe, und kehrten gewöhnlich im Alter hochgeehrt und reichlich beſchenkt in ihre vaterländiſche Inſel zurück. Solche Auszeichnung aber mußte für alle, die für Ruhm und Reichthum empfänglich waren, ein neuer Antrieb werden, ſich mit Erzählen und Dichten zu beſchäftigen.

Es gehört nicht hierher, die Eigenthümlichkeiten der isländiſchen Poeſie zu ſchildern oder ihren Werth zu beſtimmen; auch haben ſich die Meinungen hierüber noch nicht hinlänglich aufgeklärt, indem Einige die Ueberbleibſel derſelben den gefeyertſten Werken der Griechen zur Seite ſetzen, Andre aber ihr Urtheil über ſie herabſtimmen. Nur im Allgemeinen läßt ſich bemerken, daß die isländiſche Poeſie, vielleicht urſprünglich einfach und ungekünſtelt, wie jede wahre Volkspoeſie, allmählich zur Künſteley ausartete, wobey es vorzüglich auf Manchfaltigkeit der Bilder, auf Andeutung alter Mythen, auf ſeltſames Vertheilen der Buchſtaben, auf mühſame Tonwiederholungen ankam. Um ſolche Künſteleyen, die dem freyen Erguß des Gefühls, dem eigentlichen Weſen der Dichtkunſt, widerſtrebten, hervorzubringen und zu verſtehen, bedurfte

bedurfte es besonderer Geschicklichkeit und Gelehrsamkeit. Eben darum war es nöthig Anweisungen hierzu, oder einen Inbegriff mythischer Sagen, Dichterregeln und Reimregister aufzustellen, und ein Werk, das ganz eigentlich hierzu bestimmt war, ist die Edda.

Der Name Edda — eigentlich so viel als Aeltermutter, dann (nach einer den Isländern eigenen Metonymie oder Wortvertauschung) so viel als Anweisung zur Dichtkunst — ist zwey verschiedenen Werken beygelegt worden, wovon das eine, größtentheils poetisch, die ältere Edda oder die Edda von Sämund, das andre, in Prosa, die jüngere, oder die Edda von Snorre Sturleson genannt wird.

Die ältere Edda besteht aus verschiednen Gedichten verschiednen Inhalts, die, ohne sich auf einander zu beziehen, an einander gereihet sind. Ihr Alter läßt sich nicht bestimmen. Nur so viel ist klar, daß sie nicht aus einer Zeit stammen, und erst nach Bekanntschaft mit dem Christenthume zusammengefügt sind: denn man findet in ihnen die Eigenthümlichkeiten des alten Volksglaubens mit der römischen Mythologie und den Lehren des Christenthums seltsam in einander verschmolzen. Ehedem wurden sie dem gelehrten und vielgereisten islän-

isländischen Priester Sämund Sigfuson, auch Frode (der Gelehrte) genannt, (geb. 1056, gest. 1121) zugeschrieben, weshalb sie gewöhnlich die sämundinische heißt; jetzt aber sind Viele der Meinung, daß Sämund nicht einmal der Sammler, geschweige denn der Verfasser derselben sey. — Die jüngere Edda besteht aus zwey Haupttheilen. Der erste, in Dialoge oder Gespräche eingekleidet, enthält, als Anweisung zu poetischen Anspielungen, eine ausführliche Uebersicht der nordischen Mythologie, oder weitere Ausführungen der in den Liedern der ältern Edda berührten Sagen. Der zweyte Theil aber enthält eine Sammlung poetischer Umschreibungen und Regeln der Prosodie, nebst vielen Auszügen aus den Liedern berühmter Skalden. Wie dieses Werk entstanden ist, ist gleichfalls zweifelhaft. Gewöhnlich wird zwar behauptet, daß der berühmte Lagmann Snorre Sturleson (geb. 1179, gest. 1241), von dem weiter unten geredet werden muß, der Verfasser oder Sammler desselben sey; aber diese Behauptung hat viel Willkührliches; der Beweis dazu fehlt, und Viele meinen, dieses Werk habe erst im vierzehnten Jahrhundert sein Daseyn oder wenigstens seine jetzige Gestalt erhalten.

Was die historischen Werke der Isländer betrifft, so bietet sich zuerst die Bemerkung dar, daß, wie

wie bey den Griechen alter Zeit, ſo auch bey den Isländern Poeſie und Geſchichte urſprünglich eins waren. Denn ihre Dichter (Skalden) waren zugleich auch ihre Hiſtoriker; mit mythiſchem Stoff beſchäftigte ſich die Erzählung, und wiederum waren die Skaldenlieder größtentheils geſchichtlichen Inhalts, indem ſie weniger das Lob ihrer Götter als die Thaten ihrer Vorfahren prieſen. Allmählich aber, vorzüglich ſeitdem durch Einführung des Chriſtenthums ein wiſſenſchaftlicher Sinn unter den Isländern erwacht war, trennte ſich die Geſchichte von der Poeſie. Nun erſchienen in isländiſcher Sprache (denn die lateiniſche war hier weniger üblich als in Frankreich und Deutſchland) theils Genealogien oder Geſchlechtsregiſter, die bis zu Noah und Adam hinaufreichten, theils Jahrbücher und hiſtoriſche Erzählungen (Sagas), die nicht nur die Geſchichte Islands, ſondern auch die Geſchichte der Länder betrafen, mit denen die Isländer in naher Berührung ſtanden, beſonders Norwegens. Der Gehalt dieſer Werke wird verſchiedentlich beurtheilt. Einerſeits tadelt man an den isländiſchen Geſchichtſchreibern, daß es ihnen an Umblick und Kritik fehle, daß ihre Erzählungen mit Fabeln vermiſcht ſeyen, und daß ſie überhaupt mehr auf Unterhaltung als auf Belehrung hinarbeiten. Andrerſeits aber geſteht man ein, daß auch aus ihren Fabeln Wahrheit hervorleuchte,

daß

daß sie lebendige Schilderungen des bürgerlichen Vereins und der berühmteſten Männer ihrer Inſel aufſtellen, und daß ſie als die Hauptquelle der ganzen nordiſchen Geſchichte zu betrachten ſind. Als der erſte unter dieſen Geſchichtſchreibern wird der oben erwähnte Isleif, Biſchof von Skalholt (ſt. 1080), genannt. Er ſoll isländiſche Jahrbücher geſchrieben haben. Nach ihm ſchrieben Sämund Sigfuſon (ſt. 1121) und deſſen Freund und Mitarbeiter Are Frode (ſt. 1148) Jahrbücher, ein Leben der norwegiſchen Könige, und die Geſchichten von Norwegen, Dänemark und England. Aber am meiſten zeichnete ſich der berühmte Snorre Sturleſon (ſt. 1241) aus, der als der erſte und letzte klaſſiſche Geſchichtſchreiber der Isländer geprieſen wird. Denn bald nach ihm endigte ſich, mit der glänzenden Periode des isländiſchen Staates, auch die der isländiſchen Geſchichtſchreibung.

---

3) Islands Verfall.

So gab es alſo, wie aus dem bisher Geſagten erhellt, eine Zeit, in welcher Island im blühenden Wohlſtand prangte, einen glänzenden Ruhm errang, und für Mit- und Nachwelt ſich wichtig machte.

machte. Aber wie weit iſt das Jetzt von dem Ehemals verſchieden! Zwar dauern die Naturwunder fort, die Island auszeichnen: noch brechen in den Gegenden eines ewigen Schnees feuerſpeiende Berge aus, noch erſchüttern Erdbeben die Grundfeſten der Inſel, noch donnert das Krachen der hochaufſprudelnden Geiſer-Quellen durch die Stille der Einöde; aber der Glanz und Wohlſtand, der einſt Island erfüllte, iſt entflohen, und Armuth und Dürftigkeit iſt an die Stelle desſelben getreten. Woher, fragen wir, iſt dieſes gekommen? wie und wodurch iſt Island in ſolchen Verfall gerathen.

Jede republikaniſche Verfaſſung nähert ſich ihrem Untergange, ſo bald die reichen und angeſehnern Mitglieder derſelben, nicht mehr den Geſetzen unterthan, den Eingebungen der Herrſchſucht folgen. Gerade dieß war auch in Island ſeit dem Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts der Fall. Die Gleichheit, die unter den Einwohnern herrſchen ſollte, war verſchwunden; einzelne reiche und angeſehne Geſchlechter und unter dieſen einzelne ausgezeichnete Männer (wie Snorre Sturleſon) hatten ſich über die übrigen erhoben. Von Ehrgeiz hingeriſſen ſtrebten ſie nach höhrer Gewalt, und einander entgegen, ſuchte einer den andern zu ſtürzen. Darüber entſtanden zahlreiche Unruhen,

die nicht selten in Fehden und Blutvergießen übergingen.

Andrerseits trugen auch die norwegischen Könige zum Umsturz der republikanischen Verfassung und dadurch zum Verfall Islands bey. Von jeher hatten sie nach dem Besitz dieser Insel getrachtet und deshalb schon viele, jedoch vergebliche Versuche eingeleitet. Jetzt nährten sie zu eben dem Zwecke die innern Unruhen, versprachen dem Volke Schutz und Beystand, und überredeten einige der vornehmsten Isländer, besonders die Bischöfe, die Unterwerfung unter Norwegen als ein Mittel zur Beylegung der innern Unruhen öffentlich zu empfehlen. Wirklich erreichten sie das Ziel ihrer Wünsche! Die Isländer, müde der verderblichen Bewegungen im Innern, willigten endlich ein, ihrer Unabhängigkeit zu entsagen. Und so geschah es, daß im Jahre 1261 das südliche Island, und drey Jahre darauf (1264) auch der übrige Theil dieser Insel sich dem Könige von Norwegen, Hakon V, unterwarf. — Späterhin im Jahr 1387, als Norwegen mit Dänemark vereinigt wurde, kam auch Island an die dänische Krone, der es noch heutiges Tages zugehört.

Mit diesem Untergang ihrer Selbstständigkeit ging auch das unter, was die Isländer in den

Tagen

Tagen der Freyheit ausgezeichnet hatte: ihr kühner, unternehmender Geist, ihr Aufstreben zu dem Höhern, ihr Sinn für Nationalruhm. Die nähere Verbindung mit Norwegen scheint sie von allem Verkehr mit der übrigen Welt abgezogen zu haben; der Einfluß des persönlichen Verdienstes verlor sich und damit zugleich ein starker Reiz zur Aufbiethung schlummernder Kräfte; aller Blicke richteten sich auf die Abwehr von Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen, die, wie feyerlich auch bürgerliche Freyheit ihnen zugesagt war, nicht ausblieben.

Dazu kam der schwarze Tod, oder eine fürchterliche Pest, die ein englisches Handelsschiff im Jahr 1348 in den Norden getragen hatte. Mit verheerender Wuth drang diese todbringende Krankheit (1348 — 1350) durch alle Theile der Insel; ganze Gemeinden wurden dadurch weggerafft, ganze Gegenden verödet. Darauf folgte eine allgemeine Viehseuche. Durch dieses doppelte Uebel gerieth Ackerbau, Handel und Wohlstand in Verfall.

Ja die Natur selbst trat dem alten Glanze Islands feindlich entgegen. Unter den Einflüssen häufiger Erdbeben und den Ausbrüchen feuerspeiender Berge ward das Klima immer rauher, immer starrender und anhaltender ward die Kälte, immer weiter ward das fruchttragende Erdreich mit steini-

ger Lava überzogen. Sonst wurde Getreide in Island gebaut, jetzt nicht; und höher, dicker und in größrer Anzahl, als jetzt, wuchsen sonst die Bäume und Gesträuche daselbst *).

Von so vielen Uebeln darnieder gebeugt, versanken die Isländer allmählich in einen ärmlichen Zustand, der eine Lähmung edler Bestrebungen hervorbrachte. Unter dem mühevollen Ringen nach den nothwendigsten Lebensbedürfnissen verlor sich bey ihnen die freye Entwickelung des Geistes; das Reisen ins Ausland, sonst so gewöhnlich, hörte auf; keiner that sich als Gelehrter hervor; die Schulanstalten verfielen, Unwissenheit und Aberglaube verbreitete sich. Erst mit der Reformation, die seit 1540 in Island Eingang fand, kehrte einiges Leben daselbst zurück. Die öffentlichen Schulen wurden, unter der Leitung der Könige Dänemarks, wieder hergestellt, und wissenschaftliche Beschäftigungen erneuerten sich. Aber sie waren nur ein schwacher Nachglanz der vorigen Blüthenzeit, und wurden nur dadurch wichtig, daß die schriftlichen Denkmähler der Vergangenheit aus dem Moder hervorgesucht und den Gelehrten andrer Län-

*) "Ausser einigen verkrüppelten Birken wächst jetzt kein Baum in Island, und nur vom Hörensagen kennt der Einwohner Saaten." — So Mackenzie in der oben angeführten Reise, S. 49 f. und 485 ff.

Länder zur Aufbewahrung und Verarbeitung überliefert wurden. Und so erscheint Island, während andre Länder, denen es sonst vorleuchtete, immer weiter vorwärts gedrungen sind, jetzt als das Bild einer untergegangenen Herrlichkeit!

Aber auch in seinem Verfall bleibt es ein höchst merkwürdiges Land, nicht bloß wegen seiner zahlreichen Naturwunder, sondern auch wegen der Eigenthümlichkeiten seiner Bewohner. Hier erblickt der Deutsche seiner Vorfahren unverfälschte Sprache und Sitte; hier erfreut sich der Menschenfreund einer patriarchalischen Unschuld. Denn mag auch die Hauptstadt Reikiavik die Fehler und Gebrechen andrer Seestädte theilen, so ist doch das Volk in den übrigen Theilen der Insel, obgleich arm und dürftig, gastfrey, bieder, alter Sitte treu und voll Sinn für das Edle und Schöne im Menschen. Wie sich Islands Geistlichkeit noch jetzt durch Kenntnisse und Moralität auszeichnet, so ist auch ihr Beyspiel vorleuchtend ihren Gemeinden. Jeder Hausvater ist der Lehrer seiner Kinder, und vielleicht steht unter allen Landleuten Europas der Isländer auf der höchsten Stufe moralischer Unbescholtenheit.

VI.

VI.

Rollo,
erster Herzog der Normandie.

Um das wilde und frische Leben der Normänner, ihre Raubzüge und ihren Unternehmungsgeist, ihr Umherstreifen und ihre Ansiedelungen in Einem Bilde anschaulich zu machen, so möge die Schilderung der Thaten und Schicksale Rollo's, eines der kühnsten, glücklichsten und berühmtesten Anführer der Normänner, hier eine Stelle finden.

Die Abstammung und Jugendgeschichte dieses Helden ist, wie die Abstammung und Jugendgeschichte mehrerer berühmten Männer, mit vielem Dunkel umhüllt. Wahrscheinlich ist es, daß er der Sohn eines norwegischen Jarls (oder Grafen) war, ferner, daß er zur Zeit Königs Harald Schönhaar in Norwegen lebte, und daß er, zu stolz, um sich diesem Herrschsüchtigen zu unterwerfen, und zu schwach, um ihm zu widerstehen, wie mehrere seiner Landsleute, auswanderte, um eine neue Ansiedelung zu suchen *). Eine große Schaar

*) Zwei französische Mönche, Dudo und Wilhelm, die das Leben Rollo's beschrieben haben, (s. du Chesne Historiae

Schaar derer, die gleiche Gesinnungen mit ihm theilten, oder die ihn seiner Tapferkeit wegen achteten, sammelte sich um ihn, und eine Traumerscheinung, die er verkündigte, verhieß ihm den glücklichsten Erfolg. So segelte er zuerst (ungefähr 875) nach England, dann nach Friesland oder Walchern. In beyden Ländern gab er Proben seines kühnen Muthes, seiner Gewandheit in den Waffen und seiner Geschicklichkeit im Unterhandeln; aber er fand weder dort noch hier eine bleibende Stätte. Er segelte daher im Herbste des Jahres 876 von der Schelde in die Mündung der Seine und wurde von nun an fast sechs und drey-

ßig

torlae Normannor. Scriptores, Parisiis 1619, S. 70 ff. und 221 ff.) erzählen, er sey aus Dänemark (das bey ihnen Dacia heißt) gebürtig, der Sohn eines reichen und angesehenen dänischen Herrn, der nicht genannt wird, gewesen und nach dessen Tode vertrieben worden. Darauf habe er sich nach Norwegen (Scanzia) begeben, und, durch ein Traumgesicht ermuntert, sey er von dort auf neue Erwerbungen ausgezogen, und zwar zuerst nach England. — Aber die genannten Mönche mochten wohl nur das spätere Leben Rollo's in Frankreich kennen, und mit eben der Willkühr, mit der sie ausländische Begebenheiten behandeln, von dessen Abstammung und frühern Schicksalen reden. Wahrscheinlicher ist, was in einer isländischen Sage (in der Heimskringla des Snorre Sturleson, P. I p. 99) gemeldet und in der Allgem. Welthist., Th. XXXII S. 78, wiederholt wird: Rollo sey der Sohn Rognwalds, eines norwegischen Jarls (oder Grafen), gewesen und von Harald Schönhaar, den er durch Räubereyen beleidigte, vertrieben worden.

ßig Jahre lang die Geißel und das Schrecken Frankreichs. Gleich bey seiner Ankunft mußten sich ihm die Küstenstädte Jumiege und Rouen ergeben; darauf schlug er die fränkischen Heere, die gegen ihn anrückten, und drang tief ins Innere des Landes. Paris selbst wurde von ihm belagert und die Gegend umher weit und breit verwüstet. Bey einem dieser Streifzüge eroberte er Bayeux. In wilder Wuth ließ er alle Einwohner dieser Stadt tödten bis auf ein Mädchen, Namens Popa, die Tochter Berengars. Sie gefiel ihm. Er nahm sie daher zur Gemahlin, und zeugte mit ihr einen Sohn, Wilhelm, der nach ihm zweyter Herzog der Normandie wurde.

Hierauf verließ er, wie die schon genannten Mönche erzählen, auf einige Zeit Frankreich, um in England dem König Alstemus, mit dem er sich während seines ersten Aufenthalts daselbst verbunden hatte, im bürgerlichen Kriege beyzustehen. Aber so wenig uns dieser König Alstemus bekannt ist — in den damaligen Zeiten (871 — 901) regierte Alfred der Große in England — so wenig läßt sich der Zweck und Erfolg dieses Zuges mit Gewißheit bestimmen. Hatte vielleicht Rollo bis jetzt noch wenig Hoffnung zu einer bleibenden Ansiedelung in Frankreich? meinte er vielleicht diese in England zu finden, während Alfred im Kampfe

mit

mit den Dänen war? oder wollte er etwa, durch Siege geschwächt, die Zahl seiner Kampfgenossen vermehren? Diese Fragen lassen sich eher aufwerfen als beantworten. Nur so viel wissen wir, daß er nach einer Abwesenheit von drey Jahren, während welcher Karl der Einfältige auf den französischen Thron gelangt war, nach Frankreich zurückkehrte.

Jetzt erschien er daselbst viel mächtiger und furchtbarer, als zuvor. Denn zu gleicher Zeit ließ er seine Haufen in die Seine, Loire und Garonne einlaufen, und die Umgebungen dieser Flüsse verwüsten. Er selbst belagerte Paris zum zweyten Male. Umsonst suchte König Karl diesen Schrecknissen ein Ende zu machen. Ein Waffenstillstand auf drey Monate kam zwar zu Stande; aber als derselbe abgelaufen, wurden Rollo's Angriffe und Verwüstungen noch heftiger und verderblicher als vorher. Die Städte Nantes und Angers wurden erobert, das Gebiet um Orleans verheert; Tours (jedoch vergeblich) belagert, Clairmont geplündert, und bis tief in Burgund drangen die Verwüstungen der Normänner. Nur ein einziges Mal wurde Rollo geschlagen, bey der Belagerung von Chartres; aber dieß kam den Franken selbst so unerwartet, daß sie den erhaltnen Sieg nicht ihrer Tapferkeit, sondern einem Wunderwerke, oder dem beson-

besondern Schutze ihrer Heiligen zuschrieben. Auch war Rollo durch die erlittene Niederlage keineswegs niedergebeugt. Er selbst entkam der Gefahr, eingeschlossen zu werden, mit vieler Geschicklichkeit; der größte Theil der Seinigen drang kühn und glücklich durch den Haufen der Feinde, und nun verdoppelte sich ihr Blutvergießen und Verwüsten.

Durch langjährige Leiden endlich bis zur Verzweifelung getrieben, bestürmten die Franken ihren König mit dem Verlangen nach Rettung. "Warum," riefen sie ihm zu, "warum hilfst du nicht dem Reiche? Warum wird der Friede, den du durch Gewalt nicht erringen kannst, nicht durch Unterhandlungen erwirkt? Frankreich ist verwüstet; Hunger und Schwert tödten das Volk, und den noch lebenden Franken droht ewige Gefangenschaft. Schütze also, so gut du kannst, das dir anvertraute Reich!" — "Nun so gebt mir," rief ihnen der König entgegen, "einen Rath." — "Wohl!" antworteten die Franken, "tritt den Heiden das Land zwischen der Epte, der Andelle und dem Meere ab, und gib dem Rollo deine Tochter Gisela zur Ehe. Er stammt von fürstlichem Geblüte; ist schön von Ansehn, gewandt in den Waffen, reich an Geist, menschenfreundlich gegen die Seinen, treu seinen Freunden, seinen

Fein-

Feinden furchtbar, wohlthätig und gerecht, nachgebend und unbiegsam, wie es die Umstände erheischen." König Karl nahm diesen Vorschlag an, doch unter der Bedingung, "daß Rollo ein Christ würde." Er schickte daher den Erzbischof von Rouen, Franko, der seit der Besetzung Rouens mit dem normannischen Heerführer bekannt war und schon früher den Waffenstillstand mit demselben unterhandelt hatte, ungesäumt an ihn ab.

Rollo war leicht geneigt zu Unterhandlungen, die ihn an das Ziel seiner Wünsche führen mußten; eben so auch die Vornehmsten unter seinen Normännern, denen er, nach Volkssitte, den gemachten Antrag mittheilte. Demnach ward sogleich ein abermaliger Waffenstillstand geschlossen. Dann erschienen an einem bestimmten Tage beyde Theile in der Gegend von St. Clair an der Epte: Rollo mit seinen Kampfgenossen an der linken Seite dieses Flusses, an der rechten Seite desselben der König mit seinem Gefolge. Friedensunterhändler gingen hinüber und herüber. Aber jetzt erklärte Rollo, daß die angebotene Landschaft ihn nicht befriedige. "Diese Landschaft," ließ er dem König sagen, "sey verödet, von Menschen und Vieh entblößt, nicht ausreichend zum Unterhalt seines Heeres." Auch verlangte er, daß die Abtretung aller Landschaften, worüber man einig werden

den würde, sich auf alle seine Nachfolger erstrecken, und von allen geistlichen und weltlichen Ständen Frankreichs eidlich bestätigt werden möchte.

Der König war in der That in einer schlimmen Lage. Denn nicht genug, daß Rollo hartnäckig auf seiner Forderung bestand, so war auch Robert, Herzog von Poitiers, für ihn geschäftig. Dieser, Bruder des unlängst (898) verstorbenen Königs Odo, des langjährigen Gegners Karls des Einfältigen, hatte schon früher, um in dringenden Fällen Beystand zu finden, Rollos Freundschaft gesucht, und sich ihm, wenn er ein Christ würde, zum Taufpathen erboten. Jetzt redete er aus demselben Grunde dem Könige zu, in das Begehren Rollo's zu willigen. Eben dieß that auch die Geistlichkeit, nicht bloß damit Frankreich Ruhe hätte von den Normännern, sondern auch damit eine so bedeutende Schaar von Menschen für das Christenthum gewonnen würde.

König Karl entschloß sich daher, ausser dem schon versprochenen Gebietstheil, auch Flandern abzutreten. Aber Rollo lehnte dieses Anerbiethen ab, unter dem Vorwand, daß Flandern, voll Moräste, nicht hinreichend sey zum Unterhalt seines Heeres, und bedung sich das ihm besser gelegene Bretagne. Auch dieß wurde ihm zugestanden.

Nachdem

B. III. T. XXVI.

Schubert del. E. G. Krüger Sculp.

Rollo,
erster Herzog der Normandie.

Digitized by Google

Nachdem dieses alles beseitiget war, sollte Rollo als künftiger Vasall des Reichs dem Könige huldigen, und ihm nach hergebrachter Sitte den Fuß küssen. Aber sein freyer Geist sträubte sich gegen dieses Ansinnen. Voll edeln Selbstgefühls rief er aus: "Bey Gott, nie werde ich meine Knie vor den Knien eines andern beugen, noch jemands Fuß küssen!" Und wirklich konnte er nicht dazu gebracht werden. Nur mit Mühe überredete man ihn, daß er einen seiner Soldaten an seiner Statt des Königs Fuß küssen ließ. Dieser Soldat aber zeigte oder stellte sich dabey sehr ungeschickt. Hastig griff er nach des Königs Fuß, zog ihn herauf zu seinem Mund und warf so den König fast rücklings nieder *). Darüber entstand auf der einen Seite ein lautes Gelächter, auf der andern ein unmuthiges Murren. Nur der König blieb gelassen. Er leistete samt seinen geistlichen und weltlichen Großen einen Eid, daß Rollo, dessen Nachkommen und Erben in dem ungestörten Besitz aller abgetretenen Länder verbleiben sollten.

Dieß geschah noch am Ende des Jahres 911. Hierauf wurde Rollo am Anfang des Jahres 912

*) Hierauf bezieht sich das Kupfer Taf. XXVI. — Rollo, im Vordergrunde drückt seinen Unwillen über den Fußkuß aus, den einer seiner Soldaten nach Ablegung der Waffen vollzieht. Im Hintergrunde erblickt man die Stadt St. Clair an der Epte.

912 von dem Erzbischof Franko im katholischen Glauben unterrichtet und getauft. Herzog Robert von Poitiers vertrat dabey, wie er versprochen hatte, Pathenstelle, und von ihm erhielt der Getaufte den Namen Robert, den er von nun an beständig führte. Auch sein ganzes Gefolge und alle unter ihm stehenden Normänner folgten seinem Beyspiele und ließen sich taufen. Er selbst übte sogleich die Tugenden, die nach dem Sinne jener Zeiten das Wesen eines guten Christen ausmachten. Noch in den Tagen seiner Weihe schenkte er auf Rath des Erzbischofs Franko den Kirchen seines Gebiets ansehnliche Güter. Dann, als er die Kirchen bedacht hatte, vertheilte er das ihm zugefallene Land zu Lehen unter seine Getreuen. Darauf vermählte er sich unter großem Gepränge mit der königlichen Prinzessin Gisela. Diese Ehe sollte das Band werden zum innigen Vereine der Normänner und Franken; aber sie blieb unfruchtbar. Auch starb Gisela noch sehr jung, und Rollo nahm dann seine vorige Gemahlin Popa wieder zu sich.

So hatte also Rollo, oder wie er nun heißt, Robert, nach einer sechs und dreyßig jährigen Anstrengung das Ziel seiner Wünsche, eine sichere und ehrenvolle Ansiedelung, erreicht. Und wie ganz anders zeigte er sich jetzt! Vorher nur bekannt durch Plünderung, Verwüstung und Blutvergießen,

empfahl

empfahl er sich jetzt durch Gerechtigkeit, Weisheit und Regentensorge. Fern von dem Gedanken an Vergrößerungen seines Gebiets, hörte er auf, Krieg zu führen, und eben das Land, das vorher so schrecklich von ihm verwüstet worden war, hatte jetzt Ursache seinen Fürstensinn zu segnen.

Seine erste Sorge war auf den Wiederanbau seines Landes hingerichtet. Er stellte daher die verfallenen Städte und Dörfer wieder her, befestigte Burgen, ließ Kirchen und Klöster ausbessern, und den Ackerbau erneuern. Da es an Einwohnern fehlte, so wurden unter lockenden Versprechungen neue Ansiedler herbeygezogen, und die französischen Unterthanen, die sich ihm unterwarfen, wurden gerecht und mild behandelt. Gute Gesetze und Ordnungen wurden eingeführt. Besonders lag ihm viel daran, seine Normänner von Raub und Plünderungen, woran sie bisher gewöhnt waren, abzubringen. Er gab daher unter andern ein Gesetz, das den Dieb und den Diebshehler mit gleicher Strenge zum Tode verdammte. Nun trug es sich zu, daß einst ein Bauer zu Mittag nach Hause ging und, wie befohlen war, sein Ackergeräthe auf dem Felde ließ. Seine boshafte Frau überhäufte ihn, dieser Nachläßigkeit wegen, mit Schmähworten, ging dann, während er sein Mittagsbrod verzehrte, aufs Feld und nahm das Ackergeräth heimlich

lich weg. Wie groß war dann das Erſtaunen des Mannes, als er wieder aufs Feld kam und ſein Arbeitszeug vermißte. Traurig kehrte er nach Hauſe zurück und klagte den erlittenen Verluſt ſeiner Frau. Sie empfieng ihn mit höhniſchen Worten. "Gehe nun", rief ſie ihm zu, "gehe, du nichtswürdiger Mann, zu deinem Herzog Robert; er wird dir gleich einen neuen Pflug geben". Wirklich ging er zum Herzog und bat ihn um Wiedererſtattung des Geſtohlenen. Der Herzog gab ihm fünf Goldſtücke, ließ aber auch ſogleich genaue Nachforſchungen anſtellen. Doch nirgends war das Geſtohlene zu finden! Nun fragte er den Bauer, ob er jemanden geſagt habe, daß er ſeinen Pflug auf dem Acker gelaſſen habe? "Ja, meiner Frau", war die Antwort. Sogleich ward die Frau herbeygerufen und wegen des Diebſtahls befragt. Anfangs leugnete ſie, dann aber, durch Schläge gezwungen, geſtand ſie ihr Vergehen. Darauf ſprach der Herzog zum Manne: "Wußteſt du, daß deine Frau eine Diebin wäre?" — "Ja," antwortete der Bauer. "Nun wohl," fuhr der Herzog fort, "ſo hat dich dein eigner Mund verdammt. Aus einem doppelten Grunde verdienſt du Strafe: einmal, weil du dich nicht als Herr deiner Frau betragen, dann, weil du um ihre Diebereyen gewußt und ſie nicht angezeigt haſt." Und ſogleich wurden beyde gehenkt. —

Dieſe

Diese Strenge hatte gute Folgen. Die Unterthanen wurden dadurch geschreckt, ihre vorige Raubsucht verlor sich, und Ehrlichkeit ward unter ihnen herrschend. Um sie zu prüfen, hing Herzog Robert, als er einst im Walde ausruhete, seine goldenen Armbänder an einer Eiche auf. Drey Jahre lang hingen sie daselbst, und niemand wagte, sie anzurühren.

Hochbejahrt und im Gefühl der Abnahme seiner Kräfte bestimmte Robert seinen schon erwähnten Sohn Wilhelm zu seinem Nachfolger, und ließ seine Vasallen demselben huldigen. Nicht lange nachher starb er, alt und lebensmüde, im Jahr 917, und seine Nachkommen bestiegen den Thron Englands und beyder Sicilien.

VII.

Edelsinn des deutschen Königs Konrad des Ersten.

Konrad I, seit 912 König der Deutschen, suchte das königliche Ansehn, das unter den letzten Karolingern tief herabgesunken war, wieder zu erheben.

Aber dieß gelang ihm nicht, wie er wünschte. Die meisten unter den Großen waren zu mächtig, ohne Eifer für die Gesammtheit des Reichs, begierig ihre Unabhängigkeit zu behaupten, und darum nicht geneigt, sich den Befehlen des Königs zu unterwerfen. Besonders war dieß der Fall mit Heinrich, Herzog von Sachsen und Thüringen.

Als dessen Vater, Otto der Erlauchte, gestorben war (30. Nov. 912), schien es Konrad'n unzulässig, die große Macht, die derselbe besessen hatte, dem hochaufstrebenden Sohne ungetheilt zu überlassen. Denn nur wenn die Macht der Großen beschränkt war, konnten sie im Gehorsam, nur dann die königliche Würde im Ansehn und das Vaterland in Einheit und Ruhe erhalten werden. Auch war es damals noch keineswegs feste Regel, daß die Söhne ihren Vätern in Lehen und Würden folgten. Konrad wollte also Thüringen von Sachsen trennen, und nur mit letzterm allein Heinrich'n belehnen. Allein dieser, damals mehr für sich als für das Ganze sorgend, war mit einer Maßregel, der er späterhin als König seine Billigung gewiß nicht versagen konnte, sehr unzufrieden, und, bauend auf den Beystand der Sachsen und Thüringer, trotzte er den Anordnungen Konrad's.

Konrad griff nun zu den Waffen; aber, auf allen Seiten von Feinden umringt, konnte er nie vereint und dauernd seine Macht gegen den Mächtigen richten. Vergebens übertrug er die Fortsetzung des Kriegs seinem Bruder Eberhard: Eberhard wurde bey Eresburg im Paderbornischen von Heinrich'n geschlagen; vergebens belagerte er selbst Heinrich'n zu Grona bey Göttingen: eine schlau ersonnene List, oder der Ausbruch neuer Unruhen in Deutschland nöthigten ihn zum Rückzug; vergebens erbot sich der schändliche Hatto, Erzbischof von Mainz, Heinrich'n durch ein künstliches Halsband, das inwendig mit verdeckten Stacheln versehen war, zu erdrosseln: das Bubenstück ward entdeckt und vereitelt. Dagegen schloß Heinrich eine Verbindung mit Frankreich, und behauptete alle Lehen und Würden seines Vaters, ohne daß zwischen ihm und Konrad ein eigentlicher Friede zu Stande kam.

Wie tief mochte es Konrad'n schmerzen, gerade dieses Vorhaben, das ihm so sehr am Herzen lag, vereitelt zu sehen! Doch er bezähmte seine Empfindlichkeit und erhob sich zu einem seltnen Beyspiel der Mäßigung und Großmuth.

Er hatte keine Kinder, wohl aber einen Bruder, den schon genannten Eberhard. Dieser besaß

manche rühmliche Eigenschaften, die ihn der Krone würdig machen konnten, aber es fehlte ihm an Macht und Ansehn, um sie zum Segen Deutschlands zu tragen. Hiervon überzeugt und zugleich von dem Gedanken durchdrungen, daß Deutschland unter dem Gewühle innerer Unruhen und den Raubzügen der Ungern zu Grunde gehen müsse, wenn es nicht einen sehr mächtigen, angesehenen und tapfern König erhielt, und daß ferner die Sachsen nie ruhen würden, wenn nicht ihr Herzog zur Krone gelangte, hegte Konrad den Wunsch, daß nicht sein Bruder Eberhard, sondern sein seitheriger Gegner, der mächtige und angesehene Heinrich zu seinem Nachfolger erwählt werden möchte. Er rief daher, als er die Nähe seines Todes fühlte (es war zu Limburg an der Lahn) seinen Bruder samt den Vornehmsten der Franken zu seinem Sterbelager, und sprach also: "Ich fühle, lieber Bruder, daß "ich länger nicht leben kann, da es Gott also be"fiehlt und eine schwere Krankheit mich bedrängt. "Drum nimm dein, und noch mehr, nimm des "ganzen Reiches wahr, indem du auf den Rath "deines Bruders höreſt. Wir besitzen Schätze, "können Heere sammeln und anführen, haben "Städte, Waffen, die Ehrenzeichen der Königs"würde und alles was die königliche Hoheit erfor"dert, nur nicht Glück und Ansehn. Beydes aber "besitzt in hohem Grade Heinrich, und die Sach-

sen

"ſen haben die größte Macht im Staate. Nimm "alſo dieſe Ehrenzeichen" — er deutete auf die heilige Lanze, die goldenen Armbänder, das Gewand, das Schwert und die Krone der alten Könige — "trage ſie zu Heinrich'n und mache mit "ihm Friede, damit du ihn zum Verbündeten ha"beſt auf immerdar. Wozu frommt's, daß das "Frankenvolk ſamt dir erliege? Er muß König "werden und Fürſt vieler Völker!"

Selten hat ſich deutſcher Edelſinn auf eine ſo herrliche Weiſe gezeigt als hier, am Sterbelager Konrads! Denn wenn wir geſtehen müſſen, daß Konrad groß und edel handelte, da er ſeine Bitterkeit gegen Heinrich'n unterdrückte, und den Glanz ſeines Hauſes dem Heil des Vaterlandes zum Opfer brachte: ſo müſſen wir auch Eberhard'n gleiches oder vielmehr noch höheres Lob zuerkennen. Nahe am Grabe ſchwiegen irdiſche Wünſche, und im Vorgefühl des Ewigen reinigt ſich die Seele von niedrigen Leidenſchaften; aber ſchwerer iſt es, im Vollgenuſſe des Lebens und der Kräfte den lockenden Reizen der Macht und Hoheit zu entſagen. Dieß aber that Eberhard. Mit einem deutſchen Handſchlag und unter Thränen gelobte er, den Wünſchen ſeines Bruders nachzukommen *). Und kaum war

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. XXVII, das nach dem, was hier erzählt worden iſt, keiner weitern Erklärung bedarf.

war dieser gestorben (17. Oct. 918), so lösete er sein Gelübde. Er ging zu Heinrich'n und überbrachte ihm die Reichskleinodien.

Heinrich, heißt es, war eben auf seinem Finkenheerd mit Vogelfang beschäftiget (weshalb er den Beynamen "der Finkler" erhalten haben soll), als die Nachricht von Konrads letztem Willen an ihn gelangte. Er ward dadurch überrascht; doch freudig folgte er Eberhard'n nach Fritzlar, wo er von den Franken und Sachsen feyerlich gewählt und gekrönt wurde. Dabey fühlte er, selbst ein Edler, das Edle in Eberhards Betragen: immer blieb er ihm mit Freundschaft zugethan, und vertrauensvoll übertrug er ihm die wichtigsten Stellen.

VIII.

Character-Schilderung Heinrich des Ersten.

Es ist eine wohlthuende Freude, die gewiß zum Herzen jedes Vaterlandsfreundes spricht, in Heinrich, dem Begründer der Wohlfahrt Deutschlands, auch den Abglanz der Tugenden eines deutschen Mannes zu finden. Gern verweilen wir daher bey seinem Bilde, das groß und herrlich aus dem Dunkel seiner Zeiten hervortritt, und wie ein glänzendes Gestirn uns vorleuchtet.

Heinrich I, geboren 876 und seit 918 König der Deutschen, war nicht bloß durch Klugheit, Thätigkeit und Tapferkeit ausgezeichnet, sondern noch herrlicher durch Vaterlandsliebe, Biederkeit und Frömmigkeit. Schon sein Aeusseres, seine schöne kräftige Gestalt, sprach für ihn; aber eine noch eindringendere Gewalt auf menschliche Gemüther hatte seine offene Geradheit und seine zuvorkommende Freundlichkeit. In seinem Beginnen war überall Kraft und Besonnenheit sichtbar, und dabey war er ein Muster weiser Mäßigung: streng, wo Strenge Noth that, aber nie hart, wo er durch

Güte

Güte zu seinem Zwecke gelangen konnte. Als Beyspiel hiervon führen wir Folgendes an.

Er war zu Fritzlar nur erst von den Sachsen und Franken als König anerkannt worden, aber noch nicht von den Schwaben, noch nicht von den Baiern, und Lothringen hatte sich ganz nach Frankreich hingewendet. So konnte es nicht bleiben ohne Entwürdigung der deutschen Krone, und Heinrich fühlte, daß er mit Uebernahme der Königswürde auch die Verpflichtung übernommen habe, an der Eintracht, Sicherheit und Wohlfahrt Deutschlands zu arbeiten. Wie er nun in der Folge Lothringen theils durch Waffengewalt, theils durch gütliche Unterhandlungen wieder an Deutschland brachte, eben so suchte er jetzt vor allem, Schwaben und Baiern zum Gehorsam zu bringen. Er eilte daher (919) mit seiner ganzen Macht von Fritzlar zuerst nach Schwaben. Der dasige Herzog Burkard ward überrascht; ohne Widerstand zu leisten, erkannte er Heinrich'n als König an, und nahm Länder und Würden von ihm zu Lehen. Von da wendete sich Heinrich nach Baiern, wo Herzog Arnulf, ein langjähriger und gefährlicher Feind Konrads, den königlichen Titel angenommen und das feste Regensburg mit seinen Mannen besetzt hatte. Heinrich kam dahin, aber ehe er Gewalt brauchte, suchte er durch freundliches Zure-

den

den das Herz des kräftigen Herzogs zu gewinnen. Er ladete ihn daher zu einer Unterredung ein. Arnulf erschien, und Heinrich nannte ihn Bruder und Freund, erinnerte ihn an die Gefahren, die innerer Zwiespalt dem von aussen bedroheten Vaterlande bringen könnte, und bat ihn innigst, abzustehen von aller Widersetzlichkeit und sich mit ihm zum Heil des Vaterlandes zu vereinigen. "Dieß Heil," sagte er, "ist mein einziges Abse-"hen, nicht aber mich zu erheben, oder jemand "etwas wegzunehmen, am wenigsten dir." Diese treuherzigen Vorstellungen fanden Eingang. Arnulf erkannte Heinrich'n als König, behielt dagegen sein Herzogthum samt dem Rechte die baierschen Bißthümer zu besetzen, und blieb zeitlebens der treueste Vasall.

Mit solcher Großmuth und Leutseligkeit verband Heinrich einen religiösen Sinn, der sich durch Demuth, frommen Wandel und ehrerbietige Achtung alles dessen, was man damals für heilig hielt, deutlich aussprach. Als ihn zu Fritzlar der Erzbischof von Mainz, Heriger, salben und krönen wollte, ließ er dieß durchaus nicht zu. "Es ist "mir genug," sprach er, "daß ich mit Gottes "und eurer Genehmigung zum König ernannt und "bestimmt wurde; aber Salbung und Krone spare "für bessere auf. Ich fühle mich so hoher Ehre unwerth!"

"unwerth!" Laut jauchzte bey solchen bescheidenen Worten die ganze Versammlung auf! — Nach dem Geiste der damaligen Zeit, der das Heilige in Reliquien ehrte, waren ihm diese besonders werth; auch mochte er ihnen eine besondere Kraft, Schutz und Gedeihen für seine Unternehmungen zuschreiben. Es machte ihm daher große Freude, als ihm der König von Frankreich, Karl der Einfältige, die Hand des heiligen Dionysius schenkte; und er selbst erkaufte vom König Rudolf von Burgund eine heilige Lanze, in der einige Nägel vom Kreuze Christi eingeschlagen waren, gegen eine große Geldsumme und gegen Abtretung eines beträchtlichen Theils von Schwaben. Diese Lanze ließ er dann in allen Schlachten als ein heiliges Panier vor seinem Heere hertragen, um dessen Anstrengungen und Vertrauen zu beleben.

Wie sehr des Reiches Wohlfahrt ihm am Herzen lag, ergibt sich aus seinen bereits angeführten Aeusserungen und aus seinem ganzen Regentenleben. Unermüdet thätig für Deutschlands Beste zog er immer umher, und untersuchte mit eigenen Augen, was der Umänderung und Besserung bedurfte. Und wie erfolgreich sein patriotischer Eifer war, braucht hier nicht wiederholt zu werden: die innere Ruhe, deren sich Deutschland unter ihm erfreute, der Sieg über die Ungern, den es durch

ihn

ihn erhielt, und der Wohlstand und Glanz, zu dem es durch ihn emporstieg, ist die beste Lobrede auf seine Regierung.

Aber auch in seinem Privatleben, so weit wir es kennen, erscheint er sehr achtungswürdig. Mit inniger Liebe hing er an seiner Gemahlin Mathilde (wir werden diese Edle sogleich näher kennen lernen); seinen Kindern war er ein sorgsamer Vater, seinen Freunden ein treuer Freund. Er war munter und gesellig, liebte die Jagd, ein fröhliches Gastmahl und heitere Scherze; aber nie verletzte er dabey seine Würde, nie verschwendete er seine Güte an Unwürdige. Unter seinen Söhnen schien ihm der kräftige Otto der Regierung am fähigsten. Darum berief er, schon krank, die Fürsten Deutschlands nach Erfurt und empfahl ihnen denselben zu seinem Nachfolger. Dieß Werk der Vaterliebe und Regentensorgfalt war sein letztes auf Erden. Bald darauf starb er zu Memleben an der Unstrut, sechzig Jahre alt (den 2. Jul. 936), werth der Thränen, die bey seinem Tode geweint wurden, und des Nachruhms, der ihm unvergänglich blüht.

IX.

Mathilde,
Gemahlin Königs Heinrich des Ersten.

„Wohl dem, der ein tugendsames Weib hat, deß lebt er noch eins so lange.“ An König Heinrich ward dieser Ausspruch erfüllt! Seine Gemahlin Mathilde, menschenfreundlich und gottesfürchtig wie er, und eben so wie er vom Volke geliebt, war der Trost und die Freude seines Lebens, und in ihrem treuen Herzen loderte ihm, als er schon längst gestorben war, das Feuer einer unauslöschlichen Liebe.

Näher als viele andre historische Erscheinungen ist sie uns bekannt. Ihr Urenkel, Kaiser Heinrich II (st. 1024) ließ — unbekannt ist es, von wem — ein ausführliches Gemälde ihres Lebens, Wirkens und Duldens entwerfen, das auf unsre Zeiten gekommen ist und noch immer kräftig, lieblich und anziehend zu uns spricht. Im Bezug auf die Entstehung desselben mag vielleicht Mancher die Bemerkung machen, daß Dankbarkeit gegen die Todte und Schmeichelei gegen deren regierenden Urenkel dasselbe zum Ideal erhoben, oder wenigstens

stens vieles in demselben, der historischen Treue entgegen, mit zu blendenden und schimmernden Farben aufgetragen oder überzogen habe. Mit Bestimmtheit läßt sich diese Bemerkung nicht zurückweisen, aber eben so wenig läßt sie sich mit Bestimmtheit rechtfertigen; vielmehr steht ihr das Zeugniß zweyer gleichzeitigen Geschichtschreiber, Witichind's von Corvey (st. um 1006) und Ditmar's von Merseburg (st. 1018), entgegen, die beyde in den einzelnen Zügen, die sie von Mathilden aufstellen, mit jenem Gemälde zusammentreffen. — Und gesetzt auch, daß obige Bemerkung so fest begründet wäre, wie sie es nicht ist, so bleibt doch jenes Gemälde immer denkwürdig als ein schönes Zeugniß für die moralische Cultur der Zeiten, in denen es entstand oder in denen Mathilde lebte. Denn ohne Gefühl für das Sittlich-Schöne, ohne Achtung für weibliche Größe und christliche Würde hätte ein solches Muster einer holdseligen Frau und frommen Christin nicht aufgefaßt und dargestellt werden können. Gern halten wir uns also an dasselbe, indem wir hier das Wichtigste aus dem Leben Mathildens kurz zusammenfassen und mit einigen Bemerkungen begleiten.

Mathilde war ein Sprößling des trefflichen Herzogs der Sachsen, Wittekind, der einst gegen Karl den Großen gekämpft hatte. Ihr Vater, Dietrich, Graf in Westsachsen, war des Helden Urenkel; ihre Mutter, Reinhilde, stammte aus dänischem und friesischem Geschlechte. Unbekannt ist das Jahr ihrer Geburt.

Als ein kleines Mädchen wurde sie in das Kloster zu Herforden gebracht, um dort unter den Augen ihrer Großmutter (väterlicher Seits), der dasigen Aebtissin Mathilde, erzogen zu werden. Diese Erziehung gelang. Schnell und herrlich bildete sich ihr Geist und Körper, und bald erscholl der Ruf ihrer schönen Gestalt, ihrer fürstlichen Sitten, ihrer manchfaltigen Kenntnisse und besonders ihrer christlichen Frömmigkeit so laut und einstimmig, daß der alte Sachsenherzog, Otto der Erlauchte, keine edlere Gemahlin für seinen Sohn Heinrich auffinden konnte, als sie. Er verfügte daher, daß dieser selbst ins Kloster zu Herforden ging, um die edle Jungfrau mit eignen Augen zu sehen. Und so wie Heinrich sie erblickte, entbrannte sein Herz von heißer Liebe für sie. Sie aber schenkte ihm Gegenliebe, und bald darauf wurden beyde, mit Einwilligung ihrer Eltern, zu Wallhausen in Thüringen vermählt (um 909).

Innige

Innige Liebe kettete Mathilde'n an ihren Gemahl, tiefgefühlte Ehrfurcht an Gott und mildthätiges Wohlwollen an die Armen. So bewährte sie sich in den ersten Jahren ihrer Ehe, und so blieb sie auch, als ihr Gemahl nach Ottos Tode (912) Herzog der Sachsen, und nach Konrads Tode (918) König der Deutschen geworden war. Die Vermehrung des äussern Glanzes bewirkte keine Veränderung in ihrem Innern; ja sie zeigte sich um so demüthiger, je höher sie stand. Nie ermüdend im Dienste des Herrn, verließ sie oft zur Nachtzeit ihr Lager, um in frommer Andacht zu beten. Ihren Unterthanen war sie mit mütterlicher Liebe zugethan, und ihre Sanftheit milderte die Hitze, die zuweilen in ihrem Gemahle aufloderte. Ihr Herz war so weich, daß sie keinem etwas abschlagen konnte; selbst der Verbrecher fand in ihr eine Fürsprecherin, und immer war sie tiefbekümmert, wenn irgend einer zum Tode verurtheilt wurde. Konnte ihr Gemahl aus Liebe zur Gerechtigkeit ihre Bitten nicht erfüllen, so ließ er die Richter allein das Urtheil fällen, um der Gerechtigkeit keinen Eintrag zu thun, und doch in den Augen seiner Mathilde keinen Antheil an einem Todesurtheil zu haben.

Sie gebar ihm fünf Kinder, drey Söhne und zwey Töchter. Die Söhne waren: Otto, der

Nach-

Nachfolger ihres Gemahls, Heinrich, ſpäterhin Herzog von Baiern, und Bruno, ſpäterhin Erzbiſchof von Cöln und Herzog von Lothringen. Ihre älteſte Tochter Gerberg ward erſt (929) mit dem Herzog von Lothringen, Giſelbert, dann (940) mit dem König von Frankreich, Ludwig IV, vermählt, und ihre zweyte Tochter Hedwig (938) mit Hugo dem Großen, Grafen von Paris. Von allen ihren Kindern war ihr der ſchöne Heinrich am liebſten; ihn zog ſie allen übrigen vor, und ihm ſuchte ſie ſogar die Nachfolge in der Regierung zu verſchaffen. Dieſe partheyiſche Vorliebe, wodurch ſie den Samen zu vielen Uebeln ausſtreuete, nnd ſich ſelbſt großen Kummer bereitete, iſt der einzige Vorwurf, der ihr gemacht werden kann. Zwar war ſie auch befangen von religiöſer Schwärmerey; aber dieſe floß aus dem Zeitgeiſte hervor, und ward durch ein Zartgefühl verherrlicht, das ſie zu einer ſeltnen Zierde ihrer Zeit erhebt.

Glücklich und in ſteter Liebe vereint hatte ſie ſieben und zwanzig Jahre mit ihrem Gemahl verlebt, als ihr derſelbe zu Memleben (936) durch den Tod entriſſen wurde. Tief verwundete dieſer große Verluſt ihr zartes Herz; aber ſie ertrug ihn mit frommer Ergebung: Gebet und Thränen milderten ihren Kummer, und an dem Todtenbette ihres Gemahls ermahnte ſie ihre Söhne, nicht um

ver-

vergängliche Würden und Vorzüge zu ſtreiten, ſondern nach dem Ewigen zu ringen, Gott zu fürchten und in Eintracht zu leben. — O hätte doch dieß liebevolle Wort einen bleibenden Eindruck auf das Herz der Söhne gemacht! Wie ſehr würden ſie dadurch ſich ſelbſt geehrt, wie viel Kummer ihrer frommen Mutter erſpart haben!

Auch in ihrem Wittwenſtande fuhr Mathilde fort, die Tugenden zu üben, die ihr früheres Leben geſchmückt hatten. Nie wieder wendete ſie ihr Herz einer irdiſchen Liebe zu; das Andenken ihres Gatten blieb ihr heilig, und ſeinen Sterbetag, einen Sonnabend, feyerte ſie ſtets mit Gebeten und Wohlthaten. Aber auch jeden andern Tag widmete ſie dem Dienſte des Herrn, der Unterſtützung der Nothleidenden, und der Verfertigung weiblicher Arbeiten. Nur an Feyertagen unterließ ſie letztere, aus religiöſem Bedenken; dafür las ſie dann in der heiligen Schrift, oder ließ ſich aus ſelbiger vorleſen. Bey Tafel aß ſie nie mehr, als ſie nothwendig brauchte, um ihren Hunger zu ſtillen; alles Uebrige ſendete ſie den Armen. Im Winter ließ ſie ſowohl in Häuſern als auch unter freyem Himmel des Nachts Feuer anzünden, damit ſich Frierende erwärmen, und Verirrte zu rechte finden möchten. Selbſt der Thiere vergaß ſie nicht. Sie ließ für kleinere Vögel Brodkrumen aus-

ſtreuen; die Hüner fütterte ſie ſelbſt, und beſonders pflegte ſie des Hahns, deſſen Schrey ihr die Morgenröthe verkündete und ſie zur Frühmette aufrief. Kurz, aus allem, was ſie that, leuchtete ihr frommes und ſanftes Herz hervor. Nie ſah ſie jemand erzürnt oder in bittrer Wallung; nie über die Maßen lachen oder weinen. Stets blieb ſie ſich gleich in Freundlichkeit und Demuth.

Bittre Leiden waren ihr beſchieden. Boshafte Verläumder hatten ausgeſprengt, ſie habe ungeheure Schätze zuſammengehäuft, die ſie an Unwürdige verſchleudere. Dieß hörte ihr Sohn Otto, damals König, und ſeine aufbrauſende Hitze trieb ihn an, herriſch von ihr zurückzufordern, was ſie unter die Armen vertheilt hatte; auch ließ er ihren Dienern überall auflauern, und ihnen die Gaben, die ſie den Dürftigen zugedacht hatte, entreißen. Ja, was das bitterſte für ſie war, auch ihr Lieblingsſohn, der ſchöne Heinrich, wurde ihr abhold. Er verband ſich mit Otto, mit dem er vorher in Feindſchaft gelebt hatte, und beyde drangen in ſie, ihr Wittthum zu verlaſſen und den heiligen Schleier zu nehmen.

Geduldig ertrug die Ehrwürdige dieſes Herzeleid. Nie entſchlüpfte ihren Lippen ein hartes Wort gegen ihre Söhne, vielmehr ſchrieb ſie, was

ſie

ſie von ihnen erleiden mußte, ſich ſelbſt zu. Sie fühlte, daß ſie dem König Otto durch den, ſeinem Bruder geſchenkten Vorzug wehe gethan haben mochte. "Gott aber weiß," ſprach ſie, "wer mei-"nen lieben Heinrich gegen mich aufgebracht hat, "ihn, von dem ich Troſt in jedem Drangſale er-"wartete. Dennoch kann ich es nicht ertragen, "hart von ihm reden zu hören; denn ich liebe ihn "noch immer von Herzensgrund. — Möge es "Gott verhüten, daß nicht der König, jetzt ſein "Helfer, ſpäterhin mein Rächer werde! Möge die "Freundſchaft, die jetzt beyde gegen mich verbindet, "nie wieder in Feindſchaft auflodern." Da die Beleidigungen von Seiten ihrer Söhne täglich drükkender wurden, ſo verließ ſie ihr Witthum, das ihr ihr Gemahl in der Gegend von Nordhauſen und Quedlinburg gegeben hatte, und begab ſich nach ihren Stammgütern in Weſtſachſen. Auch dort ließ ſie nicht ab, ſo viel ſie konnte, Gutes zu thun.

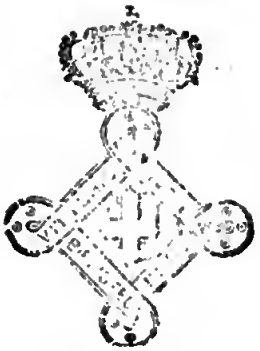
Jetzt ſchien der Himmel ſelbſt beyde Söhne an die Erfüllung der kindlichen Pflichten zu mahnen. Heinrich ward von einer ſchweren Krankheit betroffen, König Otto aber hatte Unglück bey allem, was er unternahm, und verſank in tiefe Traurigkeit. Da baten Prieſter und Edle die Königin Edith, ſeine Gemahlin, ſie möchte ihm zure-

den, seine Mutter zurückzurufen und in die vorigen Würden einzusetzen. Edith that dieß, und Otto ward gerührt. Er schrieb sogleich an seine Mutter, und bat sie reumüthig, ihm zu verzeihen und zu ihm zurückzukehren.

Hocherfreut über die Sinnesänderung ihres Sohnes und alles Geschehene vergessend, machte sich Mathilde sogleich auf den Weg, und kam gen Grona unweit Göttingen. Kaum hörte dieß der König, so ritt er ihr mit einem großen Gefolge und in Begleitung seiner Gemahlin entgegen. Als er nun die Gottgeliebte von fern erblickte, sprang er vom Pferde, ging näher, und warf sich mitten auf dem Wege mit folgenden Worten vor ihr nieder: "O du Quelle aller meiner Ehren, du "Trost aller meiner Mühen, verhänge über mich "welche Strafe du willst, nur laß mich Versöh"nung finden! Schon genug habe ich gebüßt, "was ich gegen dich verbrochen habe! Denn seit"dem du dein Witthum verlassen, hat sich alles "Kriegsglück von mir gewendet." Die ehrwürdige Mutter war tief gerührt. Sie beugte sich über ihn, bot ihm den Kuß des Friedens und sprach mit Thränen im Auge: "Betrübe dich nicht, "mein Sohn! Ich hoffe du wirst Vergebung vom "Herrn empfahen; denn hätten nicht meine Sün"den es verwirkt, so wäre mir von deiner Seite

nichts

Sanftmuth der Königin Mathilde.



"nichts Widriges begegnet. Gott aber ſchenke dir "Vergebung nach der unausſprechlichen Gnade, "mit der er ſich jedes Reuigen erbarmt, der ſein "Vergehen aufrichtig beweint und unterläßt." *)

Dieſe Ausſöhnung zog auch eine andre nach ſich. Denn kaum hatte Heinrich vernommen, was bey Grona geſchehen war, ſo machte er ſich auf, ging zu ſeiner Mutter und redete ſie alſo an: "Ehrwürdige Frau und, wenn es mir erlaubt iſt "zu ſagen, geliebteſte Mutter, ich bekenne, daß ich "gegen eure mütterliche Güte ſchwer geſündigt habe; "aber jetzt flehe ich um Verzeihung, die ich nicht "verdiene. Ja ich beſchwöre euch bey der Seele "und dem Namen meines Vaters, ſchenkt mir "wieder eure vorige Huld. — Ach, ſeit ich eure "Liebe zum Zorn gereizt habe, bin ich durch ſchwere "Krankheit in große Gefahr gekommen." Als ihn die Ehrwürdige ſo weinen und flehen ſah, konnte ſie ſich länger nicht halten. Schnell brach ſie in die Worte aus: "Mein lieber Heinrich, höre auf "zu weinen! Höre auf, mein Sohn, höre auf! "Ich vermag nicht ſolche Bitten von dir zu hören! "tritt näher, küſſe deine Mutter! Der getreue "Gott möge dir gnädig ſeyn! Ich liebe dich, wie "vorher; denn ich weiß, daß nur feindſeliges Zu- "reden dich gegen mich aufgebracht hat." — Nach dieſer

*) Man ſehe das Kupfer Taf. XXVIII.

dieſer herzlichen Ausſöhnung führten Otto und Heinrich die ehrwürdige Mutter zu ihrem Wittwenſiz zurück, und ſezten ſie wieder in ihr voriges Anſehn ein. Und von dieſer Zeit an herrſchte zwiſchen ihr und ihren Söhnen ununterbrochen Friede und Eintracht.

Das folgende Leben Mathildens war abwechſelnd mit Freud und Leid erfüllt. Sie fühlte ſich glücklich durch die Liebe ihrer Kinder, ſah den Wohlſtand derſelben wachſen, und freute ſich der Enkel, die ſie von ihnen erhielt. Aber bald wurde ſie aufs neue mit unſäglichem Jammer erfüllt. Ihr geliebter Heinrich, der ſich von der frühern Kränklichkeit nie völlig wieder erholt hatte, ſtarb im Jahr 955. Wie tief ſie dadurch erſchüttert wurde, iſt nicht zu beſchreiben. Aber ſie unterlag nicht ihrem Kummer; im Tempel des Herrn und am Grabe ihres Gatten ſuchte und fand ſie Troſt. Doch legte ſie von nun an allen königlichen Schmuck ab, erſchien nur in Trauerkleidern, und mochte weder weltliche Geſänge anhören, noch weltliche Spiele anſchauen. Ihre einzige Freude war jezt ihr Enkel, der kleine Heinrich, in welchem ſie beyde, den verlornen Sohn und Gatten, wieder zu erblicken meinte.

Voll mütterlicher Besorgnisse sahe sie ihren ältesten Sohn mit seiner zweyten Gemahlin Adelheide (die Königin Edith war 947 gestorben) im Jahr 961 nach Italien ziehen. Sie dachte nur an die Gefahren, die ihn treffen konnten, und verdoppelte ihre Gebete für ihn. Aber ihre Angst wurde in Freude verwandelt! Otto wurde Herr von Italien, empfing zu Rom die Kaiserkrone und kehrte glücklich über die Alpen zurück (964). Auf diese Nachricht eilte sie mit ihren Enkeln, dem kleinen Heinrich und Otto dem Zweyten, Ottos Sohn, den dieser ihrer mütterlichen Obhut zurückgelassen hatte, ihm bis Cöln entgegen. Dort lebte ihr dritter Sohn, Bruno, Erzbischof von Cöln; auch ihre Tochter Gerberg, damalige Königin von Frankreich, (ihre zweyte Tochter Hedwig war schon 956 gestorben) fand sich daselbst ein; und so traf die ganze königlich-sächsische Familie zu Cöln zusammen, und verlebte einige glückliche Tage in gegenseitiger Liebe. Darauf begleitete Otto seine Mutter nach Nordhausen, und versicherte dem Nonnenkloster, das sie während seiner Abwesenheit daselbst zu bauen angefangen hatte, seinen kaiserlichen Schutz. Sieben Tage lang blieb er bey ihr.

Schwer ward beyden der Abschied: sie fühlten, daß sie sich im sterblichen Leben nicht wieder sehen würden.

würden. Am Morgen des Scheidens gingen beyde, nachdem sie sich lange mit einander besprochen hatten, in die Kirche, um die Messe zu hören. Als diese geendigt war, sprach Mathilde: "Theuer-"ster Sohn, gedenke fleißig an das, was ich hier "deinem Schutze empfohlen habe. Hier habe ich "heitre Tage verlebt, und hier hat mich Gott "zweymal den Gefahren des Kindbettes entrissen. "Denn in dieser Stadt habe ich deinen Bruder "Heinrich und deine Schwester Gerberg geboren. "Und darum habe ich hier ein Kloster gegründet "für deines Vaters und deines Bruders Seele "und für dein eigenes Wohlergehen. Billig mögst "du also den Bewohnern dieses Klosters eine recht "lebhafte Theilnahme schenken. Auch besprechen "wir uns, wie ich ahne, hier zum letzten Male! "O, möchte der letzte Anblick deiner Mutter dir "eine Erinnerung an dieses Kloster seyn!" Tief gerührt versprach der Kaiser, alles, was sie verlangte, zu erfüllen. Dann verließen beyde die Kirche, und umarmten und küßten einander noch einmal unter vielen Thränen. Alle Anwesende weinten mit ihnen. An der Kirchthüre blieb Mathilde stehen, und verfolgte mit ihren Augen den scheidenden Sohn. Nachdem er sein Pferd bestiegen hatte, kehrte sie in die Kirche zurück, warf sich auf die Stelle hin, wo er die Messe gehört hatte, und küßte weinend seine Spuren. Dieß

sahen

ſahen Graf Witigo und noch einige Kriegsleute, die zurückgeblieben waren, und voll Rührung meldeten ſie es dem Kaiſer. Sogleich ſprang dieſer vom Pferde, und eilte ſchluchzend in die Kirche, wo er die fromme Mutter noch an derſelben Stelle weinend und betend fand. Er warf ſich neben ihr zur Erde und ſprach: "O ehrwürdige Frau, wo-"mit ſoll ich euch dieſe Thränen vergelten?" Nur weniges konnten beyde reden. Endlich faßte ſich Mathilde. "Was frommt's," ſprach ſie, "daß du länger weilſt? Wir müſſen uns doch "trennen, und mehren unſern Schmerz, ſtatt ihn "zu mindern. Zieh hin im Frieden Chriſti! Du "wirſt mich nicht mehr in dieſem Leben ſehen. "Alles, was ich auf dem Herzen hatte, habe ich "dir geſagt." — Darauf reiſte der Kaiſer fort erſt durch die Städte Thüringens, dann, mit ſeinem Sohne, Otto dem Zweyten, nach Italien.

Zwey Jahre nach dieſem ſchmerzlichen Abſchied fing Mathilde zu kränkeln an. Sie fühlte, daß nun ihr Ende herannahe und bereitete ſich mit chriſtlichem Sinne dazu vor. So ſchwach ſie war, ſo bereiſte ſie doch die Städte Sachſens und half den Bedürfniſſen der daſigen Klöſter ab. Zuletzt kam ſie nach Nordhauſen zurück, um das daſige Nonnenkloſter, ihre liebſte Stiftung, und deſſen Aebtiſſin, die fromme Richburg, vormals ihre treueſte

Die-

Dienerin, noch einmal zu sehen. Vom Herbste bis gegen Weihnachten (967) blieb sie daselbst, untersuchte genau den Zustand und die Bedürfnisse des Klosters, die Kenntnisse und das Betragen der Nonnen. Gern hätte Richburg sie zurückgehalten; sie aber erklärte: "Quedlinburg, wo ihr Gemahl ruhe, sey der Ort, wo auch sie ruhen und den letzten Tag erwarten müsse." Sie reiste daher, nachdem sie noch einmal alle Nonnen ihres Klosters ermahnt und getröstet hatte, am 22. Dec. 967 von Nordhausen ab. Thränen und Wehklagen folgten ihr nach.

In Quedlinburg nahm ihre Kränklichkeit so zu, daß die Nähe ihres Todes nicht mehr zu bezweifeln war. Sie ließ daher die Aebtissin Richburg, ihre vertrauteste Freundin, zu sich kommen, und vertheilte, was sie besaß, an die Armen, an die Priester und an die Klöster. Viele Menschen strömten herzu, um die geliebte Königin noch einmal zu sehen. Unter andern kam auch ihr Enkel Wilhelm, Erzbischof von Mainz, ein natürlicher Sohn des Kaisers Otto. Seine Ankunft machte ihr Freude; denn von niemand lieber, als von ihm, mochte sie den letzten geistlichen Trost empfangen, nachdem ihr jüngster Sohn, Bruno, Erzbischof von Cöln, schon vor einiger Zeit gestorben war. Ihm also legte sie ihre Beichte ab, ihn ließ sie für

sich,

ſich, für ihren verewigten Gemahl und für alle gläubige Chriſten eine Seelenmeſſe halten, und aus ſeinen Händen empfing ſie die letzte Oelung und das heilige Nachtmahl. Zum Andenken an dieſen letzten Dienſt und zum Unterpfand ihrer Liebe ſchenkte ſie ihm (alles andre hatte ſie ſchon verſchenkt) das Gewand, das ſie zu ihrem Begräbniſſe auserſehen hatte.

Amtsgeſchäfte nöthigten ihn, ſich zu entfernen. Im Weggehen ſagte er leiſe zu den Umſtehenden: "Ich laſſe hier einen meiner Geiſtlichen, der mir "melde, wenn das Hinſcheiden der Königin ein"tritt, auf daß ich dann zurückkehre und ihren "Leib beſtatte." Die Königin hatte dieſe Worte vernommen, und ſprach: "das iſt nicht nöthig, "daß dieſer Geiſtliche hier bleibe. Er reiſe mit "euch; ihr bedürfet ſeiner auf euerm Wege. Zie"het hin im Frieden Chriſti." Er zog hin, und wenige Tage darauf traf ihn ein plötzlicher Tod. Niemand wagte es der Königin dieſe ſchmerzliche Nachricht zu hinterbringen; allein durch das Geflüſter um ſie her mochte ſich ihr dieſelbe verrathen; und wie vom Geiſte der Weiſſagung erleuchtet, rief ſie unter Thränen und Lächeln aus: "Was flüſtert ihr? Und warum ſucht ihr mir "das Bittere zu verbergen? Wohl weiß ich es: "der Biſchof Wilhelm iſt aus dieſer Welt gegangen,

"gen, und das ist ein neuer Zuwachs meiner Lei-
"den." Dann ließ sie die Glocken läuten, und Almosen unter die Armen vertheilen, beydes zum Heil der Seele ihres Wilhelm.

Zwölf Tage darauf, an einem Sonnabend (14. März 968), erschien ihr Sterbetag. Sie fühlte es. Mit Tagesanbruch mußten sich Klosterjungfrauen und Priester um sie versammeln: niemand wurde zurückgewiesen; und sie vermahnte alle zu einem frommen und gottwohlgefälligen Wandel. Als sie hierauf die größere Menge verabschiedet hatte, wendete sie sich besonders zu ihrer Enkelin Mathilde, der Tochter Otto's, damals Aebtissin zu Quedlinburg, und zu ihrer geliebten Richburg. Erstrer übergab sie eine Schrift, worauf alle Namen der sächsischen Familie verzeichnet waren, und beyden rief sie mütterliche Worte des Trostes und der Ermahnung zu. Dann ließ sie die Priester näher treten, um noch einmal zu beichten, und das Wort der Vergebung zu hören. Dieß geschah; dann wurden Psalmen gesungen und Evangelien verlesen. Sie selbst aber sprach kein Wort mehr: sie lag still, mit ausgebreiteten Armen und dem Blick gen Himmel. Die neunte Stunde ertönte. Da gab sie ein Zeichen, daß man sie auf eine härene Decke neben dem Bette niederlegen sollte. Sie selbst bestreute noch ihr Haupt mit

Asche.

Asche. Dann entschlief sie sanft und selig, wie sie gelebt hatte, und wurde neben ihrem Gemahl begraben.

Edle Verklärte, mit Recht als Heilige verehrt, ewig blühe dir Ruhm und Achtung! Deine treue Liebe zu deinem Gemahl, dein bescheidner Sinn, dein gottesfürchtiger, liebevoller Wandel sey ein Beyspiel für jede deutsche Frau, sie mag auf Thronen glänzen oder im Schatten der Niedrigkeit leben. Wäre dir auch das niedrigste Loos zugefallen, immer würdest du ein Vorbild für andre seyn können; aber da du, eine Königin, die Tugenden der frommen Hausfrau und Christin übtest, so kannst du auch denen ein Vorbild seyn, die Seelengröße nur da ehren, wo sie im Bunde mit äusserem Glanze erscheint.

X.

Wahl und Krönung Otto's des Ersten.

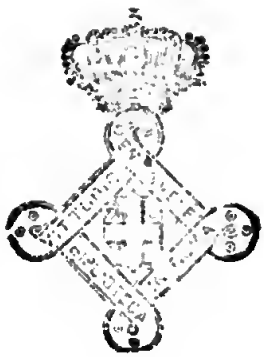
Die umständliche Beschreibung der Art und Weise wie Otto I zum König der Deutschen gewählt und gekrönt wurde, aufgezeichnet von einem Schriftsteller jener Zeiten, Witichind von Corvey, ist merkwürdig als ein Denkmahl altdeutscher Sitten und als ein Vorbild der Gebräuche, die in späteren Zeiten bey der Wahl und Krönung deutscher Könige Statt gefunden haben.

Nachdem Otto I schon zu Erfurt auf Betrieb seines Vaters von den deutschen Ständen zu dessen Nachfolger bestimmt war, so wurde er bald nach dessen Tode (936) zu Aachen feyerlichst gewählt und gekrönt. Die weltlichen Herren, Herzoge, Grafen samt den übrigen Fürsten und Kriegsmannen, versammelten sich daselbst in einem Saale (sistorium), der mit der dasigen Hauptkirche, einer Stiftung Karls des Großen, zusammenhing. Hier erhoben sie Otto'n auf einen Thron und gelobten ihm durch einen Handschlag beständige Treue und Hülfe wider alle Feinde.

Indessen

Schubert del. C.J. Kruger Sculp.

Otto der Grosse wird König der Deutschen.



Indeſſen wartete die Geiſtlichkeit, der damals kein Antheil an der Wahl, ſondern nur die Krönung und Salbung des Neuerwählten zukam, ſamt allem Volke unten in der Kirche auf das Hervortreten des neuen Königs. Als dieſer erſchien (bekleidet nach Sitte der Franken mit einem kurzen und knapp anliegenden Gewand), ging ihm der Erzbiſchof von Mainz, Hildebert, im prieſterlichen Schmuck entgegen, faßte deſſen rechte Hand mit ſeiner linken (in der Rechten trug er den Biſchofsſtab) und führte ihn in die Kirche. *) Hier wendete er ſich zu dem Volke, das rundherum auf Umgängen verſammelt war, und ſprach: "Sehet, "ich ſtelle euch vor den von Gott erkornen, einſt "von unſerm Herrn Heinrich vorgeſchlagenen und "jetzt von allen Fürſten erwählten König Otto. "Gefällt euch dieſe Wahl, ſo hebt zum Wahrzeichen eure rechte Hand zum Himmel empor!" Das ganze Volk hob die Rechte zum Himmel und rief: "Heil und Segen dem neuen König!"

Hierauf wurde zur Salbung und Krönung geſchritten. Welcher von den drey vornehmſten Erzbiſchöfen ſie vollziehen ſollte, war anfangs zweifelhaft

*) Man ſehe das Kupfer Taf. XXIX. Es ſtellt den Moment dar, wo Otto, begleitet von den weltlichen Herren und empfangen von dem Erzbiſchof, aus der Gallerie, die den Verſammlungsſaal mit der Kirche verbindet, in die offene Thüre der letztern eintritt.

felhaft gewesen. Der Erzbischof von Trier machte darauf Anspruch, weil sein Stift höchst alt, und vom Apostel Petrus selbst gegründet sey; und der Erzbischof von Cöln, weil Aachen zu seinem Sprengel gehöre; beyde aber wichen dem höhern Ansehn des Erzbischofs von Mainz. Dieser also führte den Neugewählten hinter den Altar, auf welchem die Abzeichen der Königswürde, das Schwert mit dem Wehrgehenke, der Mantel mit den Armbändern, der Hirtenstab (eine Hindeutung auf des Königs Antheil an der Kirchengewalt) mit dem Scepter und der Krone ausgestellt waren. Jedes dieser Kleinodien wurde dem König unter besondern Anreden vom Erzbischof Hildebert überreicht. Zuerst ergriff er das Schwert mit dem Wehrgehenke und sprach: "Nimm dieses Schwert, um damit zu "vertreiben alle Feinde Christi, Heiden sowohl als "böse Christen, da dir nach Gottes Willen alle "Gewalt des Frankenreichs übergeben ist zur "Befestigung des Friedens aller Christen." Hierauf bekleidete er ihn mit dem Mantel und den Armbändern und sagte: "Dieser bis zur "Erde herabhängende Mantel ermuntere dich voll "Glaubenseifer zu erglühen, und bis ans Ende "in Beschützung des Friedens zu beharren." "Ferner überreichte er ihm den Hirtenstab und das Scepter mit den Worten: "Erinnere dich "bey diesen Zeichen, daß du als ein Vater deine

Unter-

"Unterthanen mit Barmherzigkeit regieren sollst. "Vor allem reiche deine Hand den Dienern Got- "tes, den Wittwen und Waisen!" Endlich setzte er hinzu: "Niemals mangle es deinem Haupte "an dem Oele der Erbarmung. Und wie du jetzt "gekrönt wirst, so mögst du auch einst gekrönt "werden mit ewiger Belohnung!" Unter diesen Worten salbte er ihn mit dem heiligen Oele; alle drey Erzbischöfe aber setzten ihm die goldene Krone auf, und führten ihn dann zu einem, auf mehreren Stufen und zwischen zwey schönen Marmorsäulen errichteten Thron, wo er alle Anwesende sehen und von ihnen gesehen werden konnte. Hier blieb er, bis der Lobgesang und das Hochamt vollbracht war.

Nach diesen kirchlichen Feyerlichkeiten erfolgte das Krönungsmahl im Pallaste. An einer prächtig geschmückten Marmortafel ließ sich der König mit den Bischöfen und einigen aus dem Volke nieder; die Herzöge aber hatten, zum Zeichen der Unterthänigkeit, die Aufwartung — erste Spuren der nachmals berühmt gewordnen Reichserzämter! Der Herzog von Lothringen, Giselbert, zu dessen Herzogthum Aachen gehörte, hatte die Aufsicht über das Ganze (er war Erzkämmerer); der Herzog der Franken, Eberhard, stand der Tafel vor (er war Erztruchseß); Hermann, Herzog der Schwaben, besorgte

das Trinken (er war Erzschenk); und Arnulf, Herzog der Baiern, führte die Aufsicht über die Reiterey und das königliche Lager (er war Erzmarschall). Die Sachsen hatten damals keinen besondern Herzog: Otto bekleidete anfangs diese Würde selbst, wie sein Vater; und der Vornehmste der Sachsen, Siegfried, ein naher Verwandter des Königs, war mit dessen Bruder Heinrich zurückgeblieben, um das Land gegen etwanige Angriffe der Slaven zu decken. — Nach aufgehobener Tafel beschenkte Otto jeden der Fürsten mit königlicher Freygebigkeit, und entließ dann freundlich die ganze Versammlung.

XI.

Deutschlands Befreyung von den Ungern.

Jn den Gefilden um Leipzig ist schon zu drey verschiedenen Zeiten die Freyheit Deutschlands erkämpft worden. Jn unsern Tagen wurde sie unmittelbar vor

vor Leipzigs Mauern durch die Schlacht vom 16. bis 18. October 1813 gegen Frankreich, im dreyßigjährigen Kriege durch die Schlachten bey Breitenfeld (7. Sept. 1631) und Lützen (6. Nov. 1632) gegen Oesterreich, und noch früher, im Jahre 933 durch die Schlacht bey Keuschberg, zwischen Leipzig und Merseburg, gegen die räuberischen Ungern behauptet. Wie letzteres geschah, soll hier erzählt werden.

Furchtbarer und verheerender, als zu unsrer Zeit von den Franzosen, wurde Deutschland unter der Regierung Ludwigs des Kindes und Konrads I von den Ungern überschwemmt (900 — 918). Auch unter Heinrichs I Regierung brachen sie ein (924), um ihre Raubzüge fortzusetzen, und den Tribut, den sie früher erpreßt hatten, fortdauernd zu erhalten. In fürchterlichen Schwärmen ergossen sie sich gegen Sachsen; allenthalben floh das geängstigte Landvolk vor ihnen, und hinter ihnen ward das Land zur Wüste. König Heinrich war nicht im Stande, mit seinen damaligen Kriegsleuten etwas Bedeutendes gegen sie auszurichten; ja es ist sogar wahrscheinlich, daß er unweit Wurzen von ihnen geschlagen wurde. Er zog sich in seine Burg Werla, im Hildesheimischen, ließ aber den einzelnen Horden der Feinde auflauern, um ihnen die gemachte Beute abzunehmen.

In diesem kleinen Kriege ward einer ihrer vornehmsten Heerführer gefangen und gefesselt vor den König gebracht. Dieser Vorfall erregte unter ihnen große Bestürzung; sie liebten den Gefangenen und boten ungeheure Summen für dessen Loslassung. Heinrich aber wollte nicht Gold, sondern Frieden, und erlangte einen Waffenstillstand auf neun Jahre gegen Auslieferung des Gefangenen und einen jährlichen Tribut. *) Hierauf zogen die Ungern ab und hielten treulich, was sie versprochen hatten.

Musterhaft benutzte Heinrich die Zeit der Ruhe, um solche Vorkehrungen zu treffen, die dem deutschen Vaterlande nicht bloß augenblicklichen Sieg über die Ungern, sondern auch dauernden Wohlstand zusichern konnten.

Den

*) Irrig scheint mir die Meinung derer, welche behaupten, daß die Ungern während des Friedens oder Waffenstillstandes auf den Tribut Verzicht leisteten. Denn daß sie Tribut bekamen, deuten schon die Worte Witichind's (lib. I, p. 638) an: Rex obtinuit, ut reddito captivo cum aliis muneribus ad novem annos pax confirmaretur; aber noch deutlicher wird dieß aus der Rede, die Heinrich gegen das Ende des Waffenstillstandes hielt (Witichind. I, p. 640; Vos hucusque exspoliavi, et aerarium eorum explevi etc.), und aus dem, was als Erfolg dieser Rede erzählt wird (ibid. p. 641: Post haec legati Vngarorum adierunt regem pro foliis muneribus — — Tributumque, quod rex hostibus dare consuevit, divino cultui mancipavit etc.).

Den Ungern fehlte es an der Kunst der Belagerung und an dem dazu erforderlichen Geräthe; dagegen fehlte es den Deutschen an festen Plätzen. Die alten Städte, einst von den Römern im südlichen und westlichen Deutschland angelegt, waren verfallen; die neueren waren meistens offene Oerter; die festen Burgen oder Bergschlösser, deren es viele gab, dienten nur Fürsten und Herren zum sichern Aufenthalt. Dieß erwägend, kam Heinrich auf den Gedanken, feste Städte oder wohlverwahrte Wohnplätze anzulegen, wohin das Landvolk beym Eindringen des Feindes fliehen und seine Habe und Lebensmittel in Sicherheit bringen könnte. Er ließ daher mit rastloser Thätigkeit, vorzüglich im nördlichen Deutschland, Flecken und Dörfer in Städte verwandeln, oder mit Mauern und Gräben umziehen und mit festen Thoren versperren. (Namentlich werden Meißen, Quedlinburg, Merseburg und Goslar als von ihm gestiftete oder befestigte Städte genannt.) Dann verordnete er, daß je der neunte Mann aus den freyen Landbewohnern in diese Städte ziehen, das Landvolk aber den dritten Theil des Erndteertrags dahin abliefern sollte. Um nun das Leben in Städten, das den freyern Deutschen damals noch als ein Gefangenleben galt, angenehmer zu machen, so verlegte er in die Städte alle Volksversammlungen, Märkte und Feste, ferner auch die Werkstätten der Handwerker und Künstler,

ler, und ſchuf ſo das deutſche Stadtweſen, das für die Bildung Deutſchlands die wohlthätigſten Folgen hatte.

Zu gleicher Zeit traf er mit dem deutſchen Kriegsweſen heilſame Veränderungen. Schon das Fußvolk, vorher ſchwerfällig und unbehülflich, ward durch ihn rührſamer, tüchtiger und zahlreicher; aber beſonders machte er ſich durch Bildung einer guten Reiterey verdient. Frühere Erfahrungen hatten ihn überzeugt, wie nachtheilig der Mangel daran im Kampfe gegen die behenden Reiterſchaaren der Ungern wäre. Er übte daher ſeine Deutſchen im Dienſte zu Pferde, gab ihnen eine leichtere Bewaffnung, gewöhnte ſie an leichte und ſichere Schwenkungen, lehrte ſie in geſchloſſenen Maſſen anrücken und zurückweichen. Ueberall wurden nun mit großem Eifer ritterliche Uebungen veranſtaltet, die zwar noch nicht eigentliche Turnire waren, aber dieſen doch zur Vorſchule dienten. Er ſelbſt ging mit ſeinem Beyſpiele voran, und erwarb ſich in dieſen Uebungen eine ungemeine Fertigkeit und Gewandtheit.

Dabey verſäumte er auch nicht, ſein Heer in Thätigkeit zu erhalten, und es zu dem wichtigen Kriege mit den Ungern durch Kriege vorzubereiten. Er führte es gegen Lothringen, das er 925 wieder

zu

zu Deutschland brachte; dann gegen die slavischen Völker, die die nordöstlichen Gränzen des Reichs beunruhigten, und besiegte 928 die Heveller an der Havel und die Daleminzier an der Elbe; ferner zog er (929) gegen die Böhmen, deren Herzog Wenzeslav er zinspflichtig machte, und endlich gegen die Normänner (930), die den Slaven oft beystanden und besonders dem nördlichen Sachsen beschwerlich wurden. Auch hier siegreich, erweiterte er die alten Gränzen des Reichs von der Eider bis zur Schlie, und um beyde Völker, Normänner und Slaven, von Einbrüchen abzuhalten, legte er gegen diese die Markgrafschaften Lausitz, Meißen und Altmark, und gegen jene die Markgrafschaft Schleswig an.

So vergingen mehrere Jahre! Als nun der Waffenstillstand mit den Ungern seinem Ende nahe kam, berief Heinrich die deutschen Stände zu einer Versammlung. Hier erinnerte er sie, wie er mit Gottes Hülfe der Unordnung und innern Zwietracht gesteuert habe, und wie nöthig es nun sey, sich mit vereinten Kräften gegen die Feinde des Reichs, gegen die Ungern, zu erheben. "Ich "habe" fuhr er fort, "bisher euch, eure Söhne "und Töchter ausgeplündert, und den Schatz der "Feinde bereichert; jetzt, da nirgends mehr Geld "vorhanden ist, würde ich gezwungen seyn, die

Kir-

"Kirchen und deren Diener anzutaſten. Bedenket "alſo, was zu thun iſt? Soll ich den Schatz, "der zum Dienſte Gottes beſtimmt iſt, wegnehmen "und den Feinden Gottes geben? oder ſoll ich "dieſen Schatz nicht vielmehr zum Heil unſrer "Seelen vermehren?" Bey dieſen Worten erklärte ſich das verſammelte Volk laut und ungeſtüm gegen den Tribut. Einmüthig verſprach es, gegen die Ungern zu kämpfen, und mit erhobenen Händen ſchwur es einen feyerlichen Kriegseid.

Nicht lange nach dieſer Verſammlung erſchienen Abgeſandte der Ungern, um den gewöhnlichen Tribut abzuholen; aber ſie wurden zurückgewieſen, und mußten mit leerer Hand abziehen. Eine alte, oft wiederholte Sage meldet, Heinrich habe, ſtatt des geforderten Tributs, einen verſtümmelten und räudigen Hund den Ungern überreichen laſſen; aber dieſe Sage iſt wahrſcheinlich aus einer Verwechſelung der Perſonen entſtanden. Nicht Heinrich, ſondern die Daleminzier, wie Witichind erzählt, ließen den Ungern einen Hund ſtatt des Gaſtgeſchenks überſchicken.

Sobald die Ungern die Verweigerung des Tributs vernommen hatten, brachen ſie unter ſchrecklichen Verheerungen in Deutſchland ein (933). An den Gränzen Thüringens theilten ſie ſich. Einer

ihrer

ihrer Haufen ging nach Weſten, um von dieſer Seite in Sachſen einzufallen; der andre aber ſetzte ſich an der Saale. Jener Hauſe wurde von einigen thüringiſchen und ſächſiſchen Edeln bey Jechaburg unweit Sondershauſen angegriffen, zerſtreut und aufgerieben, noch ehe Heinrich heranrückte. Indeſſen plünderte der andre Haufen im öſtlichen Sachſen, und ein Theil desſelben beſtürmte eines Tages Merſeburg, wohin ſich des Königs Schweſter mit ihrem Gemahl, dem Grafen Wido, und vielen Schätzen geflüchtet hatte. Wenig fehlte, daß dieſe Stadt erobert wurde: nur die Dunkelheit der Nacht trieb die Stürmenden zurück, und gleich darauf erhielten ſie Kunde von der Niederlage ihres erſten Haufens und von der Annäherung des Königs. Sie gaben daher ihren zerſtreuten Schaaren das gewöhnliche Zeichen durch Feuer und Dampf, um ſich zu ſammeln.

Heinrich war über Skopau herbeygerückt, und lagerte ſich bey Keuſchberg an der Saale. *) Mit Tagesanbruch ſtellte er ſeine Sachſen und Thüringer in Schlachtordnung, und ermahnte ſie auf

*) Der Name Keuſchberg, ſagt ein alter Annaliſt, iſt dem Berge und Feldlager Heinrichs gegeben worden, weil derſelbe in ſeinem Lager keine unzüchtige Weibsperſon dulden wollte. Vorher ſey der Ort des Lagers nebſt dem darunter gelegenen Dorfe Riade genannt worden.

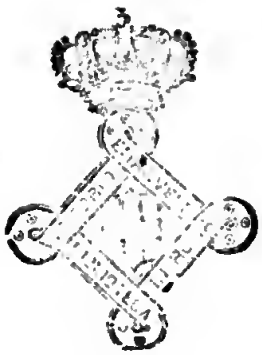
auf die Gnade Gottes zu bauen, die ihnen hier, wie in andern Gefahren Schutz und Beystand gewähren würde. Dabey sollten sie bedenken, daß sie Vaterland und Eltern an den Ungern zu rächen hätten. Sie sollten daher wacker kämpfen und ausharren. Namentlich rief er der Reiterei zu, festgeschlossen und mit vorgehaltenen Schilden anzurücken, und ruhig zu warten, bis der Feind seine Spiese und Pfeile abgeschossen hätte, dann aber, ehe er zum zweyten Male schießen könnte, plötzlich über ihn herzufallen und ihn niederzuhauen. Nach diesen Ermahnungen begab sich der König durch die Reihen seiner Krieger, und vor ihm her wehete die Engelsgestalt, die auf seiner Hauptfahne gemalt war. Da soll sein Pferd in einen Steinblock getreten seyn, so daß die Spur des Hufes kenntlich blieb; er selbst aber soll die flache Hand in demselben Block abgedrückt, und vor seinem Heere ausgerufen haben: "So wahr durch Gottes Allmacht hier wundervoll ein Denkmahl dieses "Tages in dem harten Steine sich ausdrückt: so "wahr wird uns dieselbe Allmacht den Sieg ver"leihen über Gottes und unsre Feinde!" *)

Jetzt

*) Hierauf bezieht sich das Kupfer Taf. XXX. — Noch jetzt ist ein Steinblock mit Spuren eines Hufes und einer Hand bey Reuschberg zu sehen. Er liegt bey dem dortigen Salzwerke, an der Ecke des zweyten Gradirhauses.

Schubert del. Meno Haas fec.

Heinrich I siegt über die Ungarn.



Jetzt begann die Schlacht. Mit dem Geschrey: "Hui! Hui!" rückten die Ungern an; die Deutschen aber riefen: "Kyrie eleison (Herr, erbarme dich unser!)." Ihr muthiges Vertrauen fand Erhörung. Die Ungern mit den heilsamen Vorkehrungen, die Heinrichs Klugheit getroffen hatte, wahrscheinlich unbekannt, geriethen über den Widerstand, den sie fanden, in Erstaunen, dann in Verwirrung und bald in die wildeste Flucht. Nur wenige von ihnen fielen im Kampfe, aber viele Tausende wurden auf der Flucht niedergehauen. Ihr Lager, samt aller Beute und allen Gefangenen, die sie zusammengeschleppt hatten, fiel in die Hände der Sieger, und in wenigen Tagen war das ganze Land von ihnen gereinigt.

Hoher Ruhm und Dank ward Heinrich'n für diesen Sieg, der seine neunjährigen Anstrengungen mit dem herrlichsten Erfolge krönte. Sein Heer begrüßte ihn als Vater des Vaterlandes, das Volk sang Lieder zu seinem Lobe, und weit und breit erscholl der Ruf seiner siegreichen Tapferkeit. Er selbst erhob in der Fülle der Freude sein Herz zum Himmel, dankte Gott für den verliehenen Sieg, und bestimmte den Tribut, den er sonst den Ungern zu entrichten genöthigt war, zum Besten der Kirchen und zur Unterstützung der Armen. Auch ließ er die Besiegung der Ungern in einem

Gemälde

Gemälde darstellen und selbiges im obern Stockwerke seines Palastes zu Merseburg aufhängen. Dieses Gemälde ist nicht mehr vorhanden, auch die Lieder zu Heinrichs Lobe sind verhallt; aber noch jetzt wird das Andenken an seinen herrlichen Sieg alljährlich in der Kirche zu Keuschberg, die er erbauen ließ, erneuert. Daselbst wird nämlich am Kirchweihfeste eine gutgemeinte (aber an vielen Stellen unrichtige) Erzählung der gefeyerten Begebenheit von der Kanzel abgelesen.

So lange Heinrich lebte, wagten die Ungern nicht, wieder in Deutschland einzubrechen. Wie hätte auch die Schlacht von Keuschberg nicht schreckend und warnend für sie seyn sollen! Aber als Heinrich gestorben war (936), vermeinten sie, daß mit dem Sieger auch die Kraft zu siegen unter den Deutschen dahin sey, und erneuerten daher ihre alten Raubzüge. Doch Heinrich hatte seine Deutschen siegen gelehrt, und was er begonnen hatte, das vollendete sein großer Sohn, Otto der Erste.

Nachdem schon in dem Jahre nach Heinrichs Tode (937) und dann in den Jahren 938, 944 und 954 Deutschland und Italien von den Ungern heimgesucht worden war (aber ohne bedeutenden Erfolg):

Erfolg): so brachen sie abermals im Jahre 955 ein, entweder auf eignen Antrieb, oder herbeygelockt durch die Nachkommen des baierschen Herzogs Arnulf, die aus Baiern verdrängt worden waren. Ihr Einfall war jetzt furchtbarer als je. Sie erschienen in so ungeheurer Menge, daß sie prahlend ausriefen: "wofern nicht der Himmel einstürze oder die Erde sich aufthue, werde ihnen kein Unfall widerfahren." In fünf Heereszüge getheilt, drangen sie auf beyden Seiten der Donau bis an den Lech, und lagerten sich um Augsburg. Diese Stadt, damals kleiner als jetzt und nur mit einer schwachen Mauer umzogen, gerieth in große Gefahr; doch die Tapferkeit der Einwohner ward ihr Bollwerk, und der fromme und verständige Bischof Ulrich ihr Schutzengel. Durch besonnenes Handeln in den größten Gefahren und durch Hinweisung auf den Beystand Gottes erhöhete er den Muth der Einwohner, und bald erschien auch die ersehnte Hülfe.

König Otto hatte die Nachricht von dem abermaligen Einfall der Ungern erhalten, als er eben in einem Kriege mit den Slaven begriffen war. Sogleich hatte er seine Sachsen den Slaven gegenüber gelassen, und war, entschlossen eher zu sterben, als die Schmach der ungerischen Raubzüge länger zu ertragen, nach dem südlichen Deutschland

geeilt.

geeilt. Nicht fern von Augsburg ſtießen Franken, Schwaben, Baiern und Böhmen zu ihm, und mit einer kräftigen Reiterey Konrad der Weiſe, vormals Herzog von Lothringen, deſſen Ankunft Muth und Vertrauen unter den Deutſchen verbreitete. Mit Beten und Faſten bereitete ſich das Heer zum nahen Kampfe vor; Otto ſelbſt empfing das heilige Abendmahl aus den Händen des Biſchofs Ulrich, und gegenſeitig ſchwuren ſich König und Heer, mit einander zu leben und zu ſterben. Darauf ordnete Otto das Heer in acht Haufen. Die drey erſten beſtanden aus Baiern, angeführt von mehreren Oberſten: ihr Herzog Heinrich lag tödtlich krank zu Regensburg und ſtarb bald darauf, wie wir aus dem Leben der heiligen Mathilde wiſſen; den vierten Haufen bildeten die Franken, angeführt vom Herzog Konrad; der fünfte Haufen, der größte von allen, zuſammengebracht aus den Tapferſten des Heeres ward von Otto ſelbſt befehligt, und vor ihm wehete die Hauptfahne mit dem Bilde des Engels Michael; im ſechſten und ſiebenten Haufen ſtanden die Schwaben, unter ihrem Herzog Burkard, und im achten tauſend Böhmen, unter ihrem Herzog Boleslav: ihnen war die Deckung der Wagenburg übertragen. So geordnet rückten die Deutſchen auf dem Lechfelde vor, vorſichtlich zu Abwegen und Gebüſchen ſich hinwendend, um nicht vor

dem

dem eigentlichen Angriffe von den Pfeilen des Feindes erreicht zu werden. Aber es ging anders, als sie erwartet hatten!

Sobald nämlich die Ungern den Anzug erblickten, setzten sie über den Lech, umgingen das deutsche Heer, und überfielen die Böhmen. Der ganze Haufe derselben ward schnell zerstreut, und die Wagenburg ging verloren. Gleich darauf ward auch der sechste und siebente Haufen, die Schwaben, in die Flucht geschlagen. Allein der hochherzige Konrad, der an diesem Tage der Gefahr um so tapfrer kämpfte, je mehr der Vorwurf auf ihn lastete, als habe er zum dießmaligen Einbruch der Ungern beygetragen, eilte zur Hülfe, und entriß den Ungern den erhaltnen Vortheil. Er fiel über sie her, schlug sie zurück, nahm ihnen die Wagenburg, und befreyete die Gefangenen. So mit Lorbeern geschmückt, kehrte er zum König Otto zurück, und zeigte sich des Herzogthums wieder würdig, das ihm dieser des Abfalls wegen früherhin abgesprochen hatte.

Doch dieser Kampf war nur ein Vorspiel der großen Schlacht, die am andern Tage, dem Feste des heiligen Laurentius, den 10. Aug. 955, erfolgen sollte. Um sein Heer darauf vorzubereiten, redete Otto dasselbe also an: Daß es in diesem

Drange

" Drange der Umstände, da der Feind nicht ent-
" fernt, sondern in der Nähe steht, tapfrer Thaten
" bedarf, das begreift ihr selbst, geliebte Mannen!
" Bisjetzt habe ich durch eure Thätigkeit und Ta-
" pferkeit überall ausserhalb der Gränzen des Va-
" terlandes gesiegt, und jetzt sollte ich in meinem
" Reiche den Rücken wenden? Der Feind ist uns
" überlegen an Zahl, aber nicht an Tapferkeit,
" nicht an Waffen. Er ist, wie ihr wißt, größ-
" tentheils entblöß't von Waffen, und, was am
" meisten tröstet, ohne Gottes Hülfe. Tollkühnheit
" ist seine Wehr; wir aber trauen auf den gött-
" lichen Schutz. Wäre es nicht Schande, wenn
" wir, die Herren von fast ganz Europa, uns sol-
" chen Feinden unterwerfen wollten? Besser, ihr
" Mannen, wir sterben ruhmvoll im Kriege, als
" daß wir, besiegt, in Knechtschaft unser Leben
" hinschleppen. Ich würde noch mehreres reden,
" wenn ich glauben könnte, daß es der Worte be-
" dürfe, um Tapferkeit und Klugheit in euch zu
" erhöhen. Auf, lieber mit dem Schwerte, als
" mit Worten laßt uns beginnen!"

Nachdem der König solches geredet hatte, er-
griff er Schwert, Schild und die heilige Lanze,
und war der erste, der auf die Feinde losstürzte.
Muthvoll folgte ihm sein Heer. Den ersten An-
griff wehrten die Tapfersten unter den Ungern herz-

haft

haft ab; aber bald geriethen sie durch die Furcht der Feigern in Verwirrung. Ihre Reihen wurden durchbrochen, und es erfolgte ein blutiges Handgemenge. Schrecken ergriff sie; sie flohen. Ihr Lager samt allem, was sie geraubt hatten, ging für sie verloren; viele Tausende von ihnen wurden während der Schlacht, noch mehrere auf der Flucht getödtet. Einen größern Verlust, als diesen, hatten die Ungern nie erlitten.

Hocherfreut über diesen Sieg, der freylich auch den Deutschen manches theure Opfer gekostet hatte *), zog König Otto in Augsburg ein. Hier verwilligte er den Einwohnern zur Belohnung ihrer Tapferkeit, ausser andern Freyheiten, Erweiterung ihrer Mauern. Dann ließ er in allen Kirchen seines Reiches Danklieder ertönen, und einen großen Theil des erbeuteten Goldes und Silbers zu kostbaren Kirchengefäßen verwenden.

Das war das Ende der Einfälle der Ungern! Von nun an wagten sie nie wieder, raubend und verheerend in Deutschland einzubrechen. Wie also in

*) Unter andern befand sich auch der wackre Herzog Konrad unter den Todten. Er war, als er eben um Luft zu schöpfen, den Helm geöffnet hatte, von einem feindlichen Pfeile tödtlich getroffen worden.

in unsern Tagen der französischen Herrschaft über Deutschland durch Gemeinsinn, Tapferkeit und heldenmüthige Anführer ein Ende gemacht ward: so geschah eben dieß in Rücksicht der ungerischen Raubzüge, so daß Deutschland auch an diesem Beyspiele sehen kann, was es bey festem Zusammenhalten unter verständigen und tapfern Anführern auszurichten vermag.

XII.

Gefahr und Rettung Kaisers Otto des Zweyten.

Im Jahr 980 war Otto II nach Italien gezogen, um die Ruhe, die Crescentius zu Rom gestört hatte, wieder herzustellen, und Apulien und Calabrien, worauf seine Gemahlin Theophania, eine griechische Prinzessin, ein Erbrecht zu haben meinte, den Griechen zu entreißen. Ersteres gelang ihm, wenigstens auf kurze Zeit; letzteres aber fiel sehr unglücklich für ihn aus.

Anfangs

Anfangs freylich gewann er einige Vortheile: er brachte Tarent in seine Gewalt, und erfocht einen bedeutenden Sieg über die Saracenen, die von den Griechen zur Hülfe gerufen waren. Doch eben diese Vortheile verleiteten ihn zu einer verderblichen Sicherheit! Er hielt die Feinde für unfähig, ihm fernerhin Widerstand zu leisten, zog unvorsichtig einher, und fiel so eines Tages (11. Jul. 982) in einen gefährlichen Hinterhalt. Plötzlich drangen die Saracenen, die sich zur Nachtzeit hier verborgen hatten, auf ihn ein. Da ergriffen die Italiener, die ihn begleiteten, die Flucht, nur seine Deutschen hielten treulich bey ihm aus; aber sie mußten der Mehrzahl der Feinde unterliegen, und die edelsten deutschen Herren wurden getödtet.

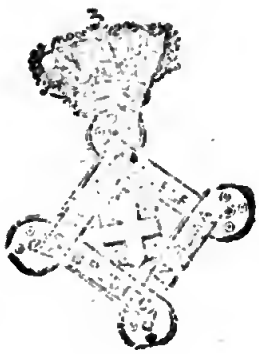
Otto selbst befand sich in einer drangvollen Lage! Hinter ihm waren die Saracenen, vor ihm das Meer; wohin er sich wendete, sah er nur Gefahr und Verderben. Hoffnungslos floh er mit einigen, die ihm geblieben waren, dem Ufer zu. In diesem Augenblick segelte ein Schiff vorbey. Es war ein griechisches, also ein feindliches; aber lieber mochte er in die Hände der Griechen, als in die der Saracenen fallen. Er eilte also auf dem Pferde eines Juden, der in der Nähe war, dem Schiffe zu; aber vergebens! Das Schiff segelte fort, und er mußte ans Ufer zurück. Gleich dar-

auf erschien ein zweytes Schiff, abermals ein griechisches, und zugleich vernahm er das Getöse der herandringenden Feinde. Jetzt war seine einzige Hoffnung auf dieses Schiff hingerichtet. Er setzte daher zum zweyten Male mit dem Pferde ins Meer, schwamm so dem Schiffe zu, und ward aufgenommen. *) Ein slavischer Kaufmann oder Ritter, der sich auf dem Schiffe befand und ihn kannte, aber nicht verrieth, verschaffte ihm Aufnahme. Er ward in die Kajüte des Schiffsherrn geführt. Lange suchte er hier seinen Stand und Namen zu verbergen; doch als der Schiffsherr, der ihn vielleicht früher gesehen hatte, mit der Frage in ihn drang: "ob er der Kaiser sey?" da rief er endlich aus: "Ja ich bin's, bin meiner "Sünden wegen in solches Unglück gerathen! "Aber hört, was geschehen soll! Meine besten "Freunde sind erschlagen, und nie mag ich in dies"ses Land zurückkehren, noch die Verwandten der "Erschlagnen wiedersehen. Zuerst laßt uns also "nach Rossano segeln, wo meine Gemahlin Theo"phania meiner harrt, und sie samt allen den gro"ßen Schätzen, die ich daselbst habe, einschiffen. "Dann laßt uns zu euerm Kaiser, meinem Bru"der,

*) Man sehe das Kupfer Taf. XXXI. — Otto zu Pferde schwimmt dem Schiffe zu, das ihn aufnimmt. Am Ufer stehen noch einige seiner Begleiter.

Schubert del.

Gefahr und Rettung Otto's II.



"der, segeln *): er wird sich als Freund meiner "annehmen!" Der Schiffsherr gab den Bitten Ottos nach: die Aussicht auf Gewinn mochte ihn dazu bestimmen. Er steuerte also gen Rossano in Calabrien, und in der Nähe dieser Feste, ward, wie es Otto wünschte, jener Slave, der ihm wohlwollte, vorausgeschickt, um der Kaiserin das Vorgefallene zu melden. Sogleich erschien sie vor dem Thore der Feste, und Diedrich, Bischof von Metz, der bey ihr war, ging mit vielen Maulthieren, die Schätze trugen, dem Ufer zu. Als dieß die Griechen sahen, legten sie sich vor Anker, und nahmen den Bischof samt den Schätzen ins Schiff. Aber während sie nun auf diese ihre Aufmerksamkeit richteten, sprang Otto, der auf dem Vordertheile des Schiffes stand, vertrauend seinen Kräften und seiner Geschicklichkeit im Schwimmen, in die Fluthen hinab. Vergebens suchten dieß die Griechen zu hindern. Einer derselben ward, eben da er nach dem Gewand des hinabspringenden Otto griff, von einem Begleiter des Bischofs niedergestoßen; die übrigen aber geriethen auf einmal in solche Bestürzung, daß der Bischof selbst samt seinem Gefolge in dem Nachen, worauf er herbeygekommen war, glücklich zum Ufer zurückfahren konnte. Hier fand er den Kaiser, der nun freywillig

*) Damals regierte zu Constantinopel Zimisces, der Oheim Theophaniens, der Gemahlin Otto's II.

willig den Griechen ein groſses Geſchenk machen wollte. Doch dieſe, von Beſtürzung oder Mistrauen ergriffen, ſegelten eiligſt von dannen.

Nicht zu übergehen iſt der Antheil, den die deutſchen Fürſten an Ottos Unfall nehmen. Die Nachricht hiervon erfüllte ſie mit Kummer; ſie ſehnten ſich, ihn wieder zu ſehen, und gern folgten ſie ſeinem Rufe zu einer Fürſtenverſammlung in Verona (983), obſchon Deutſchlands Gränzen durch die Dänen und Slaven ſehr ſtürmiſch befehdet wurden, und der Krieg in Unteritalien nicht als ein Reichskrieg betrachtet werden konnte. Auch erklärten ſie ſich bereit, ihrem Kaiſer beyzuſtehen, und ernannten ſeinen erſt fünfjährigen Sohn zu ſeinem Nachfolger.

Otto ſelbſt zog von Verona nach Rom, und hier ſoll er, an den Römern, die aufs neue gefährliche Unruhen erregt hatten, eine eben ſo rohe als blutige Strafe vollzogen haben. Nachdem er nämlich, wird erzählt, die Klagen der Einwohner angehört und die Namen der Schuldigen angemerkt hatte, veranſtaltete er ein öffentliches Gaſtmahl vor der Kirche des heiligen Petrus. Alle Groſsen waren dazu eingeladen, jedem wurde ſein Platz angewieſen,

wiesen, und Speise und Trank reichlich aufgetragen. Aber kaum hat das Mahl begonnen, so läßt Otto seine Gäste von allen Seiten mit Bewaffneten umringen, und ein Herold ruft aus: "Was auch geschehen möge, keiner solle bey Todesstrafe reden, oder seinen Platz verlassen." Alle gerathen in Bestürzung und bange Erwartung. Hierauf erhebt Otto Klage über den letzten Friedensbruch, läßt die Namen der Schuldigen ablesen, und jedem derselben den Kopf abschlagen. Die Tafel trieft vom Blute der Enthaupteten; er aber, gleich als wäre nichts Gräßliches geschehen, fordert die noch übrigen Gäste auf, das Mahl fröhlich fortzusetzen.

Man hat die Glaubwürdigkeit der Erzähler und mithin die Zuverlässigkeit dieses rohen Verfahrens in Zweifel gezogen; aber zugeben muß man, daß es dem Character Ottos entspricht. Denn er liebte blutige Scenen; sein Ehrgeiz war wild und stürmisch, und es mangelte ihm die Großmuth seines Vaters und das Sanfte und Liebenswürdige seines Großvaters.

XIII.

Otto der Dritte am Grabe Adelberts und Karls des Großen.

Otto III verband mit herrlichen Anlagen und einer seltnen Liebe zu Künsten und Wissenschaften einen Hang zur Schwermuth, der an den Blüthen seines Lebens nagte. Schwärmerisch erglühend für alles Große und Heilige, fühlte er sich unbefriedigt in der Welt, die ihn umgab. Sie blieb hinter den Idealen zurück, die seine aufgeregte Phantasie ihm vorspiegelte, und er suchte daher das Herrliche, das ihm die Erde nicht bot, unter den Todten.

Von solchen Gefühlen ergriffen, unternahm er im Frühjahr des Jahres 1000 eine Wallfahrt nach Gnesen zum Grabe Adelberts, einst Bischofs von Prag. Er hatte ihn in Rom kennen lernen und sich an seinen frommen Gesprächen gelabt. Dann hatte er ihn wieder gesehen zu Mainz und von ihm die Lehre empfangen, "daß der mächtigste "Monarch nur ein Mensch aus Staub und Asche "sey, den Würmern einst zur Speise bestimmt." Nicht lange darauf war Adelbert von den heidnischen

schen Preußen, denen er das Evangelium zu predigen suchte, erschlagen worden. Der polnische Herzog Boleslav hatte dann dessen Leichnam durch Gold aufgewogen, ihn dadurch an sich gebracht und in Gnesen beygesetzt. Mit nackten Füßen nahete sich Otto III dieser Stadt. Dort sank er weinend an dem Grabe des Märtyrers nieder, flehete um dessen Fürbitte bey Christo, und stiftete zu dessen Ehren ein Erzbißthum zu Gnesen.

Noch in demselben Jahre 1000 kam er zu einer Reichsversammlung zu Aachen. Hier bemächtigte sich seiner der Wunsch, das Grab Karls des Großen, dessen eigentlicher Ort durch die Länge der Zeit und durch die häufigen Verwüstungen der Normänner in Vergessenheit gerathen war, aufzufinden. Aufgemuntert durch ein Traumgesicht, ließ er in der Marienkirche nachgraben, und nach dreytägigem Fasten wurde die Leiche gefunden, in einer Wölbung der Marienkirche, in aufrechter Stellung, mit Krone, Scepter und Schwert von gediegenem Golde. Wer vermag die Gefühle namhaft zu machen, die der Anblick dieses großen Todten in Otto III aufregte? Mit stiller Ehrfurcht betrachtete er ihn, eignete sich ein goldnes Kreuz zu, das am Halse der Leiche hing, und einen Theil der noch nicht vermoderten Kleider. Die Ueberreste aber ließ er

in

in eben dieſer Marienkirche hinter dem Altar Johannis des Täufers beyſetzen, da, wo noch jetzt das Grab Karls des Großen gezeigt wird.

XIV.

Das Jahr 1000, oder das befürchtete Ende der Welt.

Der Glaube an das nahe Ende der Welt, oft ſchon von Chriſten aufgefaßt, gehegt und verworfen, hatte ſich beſonders gegen das Jahr 1000 der chriſtlichen Zeitrechnung verbreitet. Es ſey, wähnte man, in der heiligen Schrift, namentlich in der Offenbarung Johannis vorausgeſagt, daß gleich nach dem Jahre 1000 der Antichriſt erſcheinen, die Welt untergehen, und das jüngſte Gericht erfolgen werde. Zwar fehlte es nicht an Männern von Einſicht, die dieſen Wahn beſtritten; aber ſchwer iſt es, einen tiefgewurzelten Wahn zu bannen: der Vernunft widerſtrebend, gibt er nicht leicht vernünftigen Gründen Gehör.

Vor-

Vorzüglich herrschte dieser Wahn unter den Deutschen. Ihre düstre Phantasie beschäftigte sich gern mit furchtbaren Schreckbildern, und laut und wiederholt hatten Mönche und Priester unter ihnen das nahe Ende der Welt verkündigt. Als nun im December des Jahres 1000 drohende Naturerscheinungen eintraten, nämlich heftige Erderschütterungen, das Erscheinen eines Kometen, der im Verschwinden das Bild einer Schlange zurückließ, und schrecklich leuchtende Blitze, da gerieth alles in Bangigkeit und Zagen. Aus Klöstern tönten Gesänge, die die Erscheinung des Weltheilands verkündigten; Gebete um Vergebung der Sünden erschallten; muthige Ritter, alte Frauen und kleine Kinder starrten in vermischten Haufen den Himmel an. Viele verzehrten ihre Habe, deren Besitz ihnen fernerhin unnütz schien; andre sannen auf Verantwortung vor dem Sohne Gottes, noch andre versteckten sich, so gut sie konnten, um dem Weltenrichter verborgen zu bleiben.

Indessen verstrich das Jahr 1000, und die Welt stand wie zuvor; aber die alte Furcht erhielt sich fort und fort in den Gemüthern der Menschen, und es bedurfte nur geringfügiger Umstände, um sie aufs neue zu entflammen. Als bald nachher einige slavische Völker, die Obotriten und Wagrier, vom Christenthume zum Heidenthume zurücktraten, glaub-

glaubten schon wieder mehrere von den benachbarten Sachsen und Thüringern, dieß wären Vorboten des jüngsten Tages. Als dann im Jahre 1062 Erdbeben und tödtliche Seuchen eintraten, und Raub und Plünderung im ganzen Reiche herrschte, fürchtete man abermals das Ende der Welt, so daß viele dadurch erschreckt Kirchen und Klöster bauten, andre zum heiligen Grabe wallfahrteten. Und so hat sich diese Furcht bis auf unsre Tage erhalten, obschon Ditmar von Merseburg (er st. 1018) seinen Zeitgenossen die Lehre gab, "daß, so gewiß der jüngste Tag einst kommen werde, doch keine Ursache vorhanden sey, dessen baldige Ankunft zu wünschen."

XV.

Wahl und Krönung Konrad's des Zweyten.

Als mit Heinrich II das königlich-sächsische Haus ausgestorben war (1024), schien das neuerwachte Streben nach Unabhängigkeit und Herrschaft

schaft Deutschland abermals in Verwirrung und Zerrüttung zu stürzen. Acht Wochen lang blieb der Thron unbesetzt, gewaltige Fürsten trotzten auf ihre Macht, schon brach an vielen Orten Zwietracht, und deren Begleitung, Krieg und Verheerung, aus. Aber der patriotische Sinn der edelsten Bischöfe und Herzoge rettete das Vaterland von der Gefahr, die ihm drohete, und es bewährte sich hier ein beachtungswürdiges Beyspiel deutscher Biederkeit.

Nachdem sich die deutschen Fürsten zuvörderst durch Briefe und Gesandte in der Stille verständigt hatten, kamen sie mit vielem Volke auf einer großen Ebene zwischen Mainz und Worms zur förmlichen Wahl zusammen. Hier lagerten sie sich unter freyem Himmel auf beyden Seiten des Rheins: diesseits die Sachsen, Ostfranken, Baiern und Schwaben, jenseits die rheinischen Franken und Lothringer. Die italienischen Großen konnten nicht zur Wahl kommen, weil diese zu schnell vor sich ging; doch bestätigten sie selbige nachher zu Costnitz.

Lange wurde gestritten, wer zu regieren am würdigsten wäre. Bisher war die Regierung in den Händen der Sachsen gewesen; jetzt aber schien es billig, daß selbige den Franken, die noch immer

als das Hauptvolk des germaniſchen Bundes galten, zugewendet würde. Aber wer von ihnen ſollte ſie erhalten? Sie ſtanden unter zwey Häuptern, dem Reichsgrafen Konrad dem Aeltern und Konrad dem Jüngern, Herzog der Franken; beyde waren Vettern, Sprößlinge des deutſchen Königs Konrad des Erſten, beyde ſtanden in großem Anſehn. Leicht hätte zwiſchen beyden um der Krone willen blutige Zwietracht entſtehen können; allein der ältere Konrad, eben ſo verſtändig als redlich, und darum von den Wählenden vorzüglich geehrt, verhütete dieß. Er rief ſeinen jüngern Vetter bey Seite, und ſtellte ihm vor, wie es jetzt nahe daran ſey, daß die höchſte Gewalt wieder zu den Franken kommen ſollte; er möchte alſo nicht durch Zwietracht dem Glück ihres Hauſes und der Ehre ihrer Nation widerſtreben; würden die Stimmen zu Gunſten des jüngern Konrad ausfallen, ſo wolle er, der Aeltere, der Erſte ſeyn, der ihm huldige; aber eben dieſes erwarte er auch von ihm. Der jüngere Konrad ward durch dieſe Vorſtellungen gerührt; er verſprach denſelben nachzukommen, und gab ſeinem Vetter den Kuß des Friedens. Mit Freuden ſah dieß die Verſammlung. Sie ſchloß daraus, daß zwiſchen beyden ein gutes Vernehmen herrſche, und ſchritt nun ungeſäumt zur Wahl. Die Fürſten ſetzten ſich, und das Volk ſtand rings umher in großer Menge.

Damaliger Sitte gemäß wurde der Erzbiſchof von Mainz, Aribo, zuerſt um ſeine Meinung befragt. *) Mit vollem Herzen und freudiger Stimme erklärte er, daß er den ältern Konrad zu ſeinem Herrn und König und zum Regenten und Beſchützer des Vaterlands erwähle. Dieſer Erklärung traten auch die übrigen Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Geiſtlichen ohne Bedenken bey. Als nun die Reihe des Stimmens an die weltlichen Fürſten kam, trat Konrad der Jüngere erſt ein wenig bey Seite, um ſich mit den Lothringern zu berathſchlagen; bald aber kehrte er auf ſeinen Platz zurück und erwählte ſeinen Vetter mit Wärme zu ſeinem König und Herrn. Der ältere Konrad nahm ihn bey der Hand und ließ ihn neben ſich ſetzen. Alle übrigen Fürſten wiederholten dieſelbe Erklärung; das ganze Volk aber ſtimmte einmüthig ihnen bey, und die verwittwete Kaiſerin Kunigunde gab die Reichskleinodien, die ihr verſtorbener Gemahl, Heinrich II, ihr anvertraut hatte, unverweilt heraus. Hierauf wurde Konrad der Aeltere, nun

*) Man bemerkt hier eine Veränderung in Rückſicht der Wahl eines Reichsoberhaupts, ohne angeben zu können, wie und wann ſie entſtand. An Otto's I Wahl im Jahr 936 hatte, wie wir oben nach Witichind von Corvey meldeten, die Geiſtlichkeit keinen Antheil; jetzt aber im Jahr 1024 bey der Wahl Konrads II, behauptet ſie denſelben, und zwar vor den weltlichen Fürſten, wie Wippo, Konrads Kapellan und Hofgeiſtlicher, berichtet.

nun der Zweyte genannt, nach Mainz geführt, und daselbst gekrönt und gesalbt.

Bey dieser Feyerlichkeit hielt der schon genannte Erzbischof von Mainz, Aribo, eine herzliche Rede, die als ein Zeichen deutscher Biederkeit nicht unbemerkt bleiben darf. Den König an die Erfüllung seiner neuen Pflichten mahnend, sprach er unter andern: "Von so vielem, was Gott von "dir fordert, ist das Wichtigste, daß du Gerech"tigkeit und Frieden handhabest; daß du ein Be"schützer seyst der Kirchen und Geistlichen, ein "Helfer der Wittwen und Waisen. So wird dein "Thron befestiget werden auf immerdar. Und nun "Herr König bittet dich die heilige Kirche mit mir "um Gnade für alle, die dich bisher beleidigt "haben. Darunter ist ein edler Mann, Otto, der "sich dir feindselig bewiesen. Mögst du ihm und "allen andern verzeihen um der Liebe Gottes wil"len, die dich heute zu einem andern Manne "macht, und dich hier auf Erden an ihre Stelle "setzt, und so wie du wünschest, daß dir Gott "alle deine Sünden verzeihen möge." Der König ward bewegt; er seufzte tief und vergoß Thränen. Da nun auch die Bischöfe und Herzoge samt dem ganzen Volke in ihn drangen, so verzieh er allen, die ihn seither beleidigt hatten. Diese Großmuth rührte die Anwesenden: sie weinten vor Freuden.

XVI.

XVI.

Leben und Leiden Kaisers Heinrich des Vierten.

Nicht anders als mit inniger Theilnahme können wir Heinrich dem Vierten durch die Irrgänge seines Lebens folgen. Von früher Kindheit an das Spiel des Schicksals, und in Umstände verwickelt, in denen kaum der Kräftigste sich hätte zurecht finden können; dann unglücklich durch eigene Schuld wie durch die Härte seiner Feinde; bald despotisch stolz, bald sclavisch demüthig; einerseits leichtsinnig, unbesonnen und wankelmüthig, und andrerseits ausharrend thätig, reich an Hülfsmitteln und standhaft gegen sein Unglück kämpfend — erregt er abwechselnd Mitleiden, Unwillen und Achtung, und seine Lebensgeschichte hat eben so viel tragisches Interesse, als einen großen Reichthum beherzigungswerther Warnungen.

Heinrich IV, geboren den 11. November 1050, und schon 1053 zu Tribur zum Thronfolger erwählt und 1054 zu Aachen gekrönt, war, als sein Vater, Kaiser Heinrich III, starb (5. Oct. 1056), noch nicht volle sechs Jahre. Zufolge der

väterlichen Verfügungen fiel die Vormundschaft über ihn, womit die Regierungsverwaltung verbunden war, seiner Mutter, Agnes, zu. Diese, eine verständige und gottesfürchtige Frau, bestrebte sich, Freunde zu gewinnen, und das Mißvergnügen, das ihres Gemahls Regierung erregt hatte, zu beseitigen. Sie nahm den Bischof Heinrich von Augsburg zum Genossen der Vormundschaft und Regierung; sie verlieh das Herzogthum Schwaben an den Grafen Rudolf von Rheinfelden (1058), das Herzogthum Kärnthen an den Grafen Berthold von Zähringen (1060), das Herzogthum Baiern, das ihr Gemahl ihr selbst zugesprochen hatte, an den sächsischen Grafen Otto von Nordheim. Allein ihr Bestreben scheiterte an dem Ehrgeiz und der Arglist ihrer Gegner. Die Prälaten, die von der Regierung ausgeschlossen waren, murrten über Weiberregiment, und der Erzbischof Hanno von Cöln machte, in Verbindung mit dem Grafen Ecbert von Braunschweig, den Anschlag (dem auch der neue Herzog von Baiern, Otto, beytrat), den jungen König der Aufsicht seiner Mutter und des Bischofs von Augsburg zu entreißen. Zu Kaiserswerth am Rhein ward dieser Anschlag ausgeführt (1062). Während Heinrich mit seiner Mutter sich daselbst befand, ließ Hanno ein neugebautes und köstlich ausgeschmücktes Schiff herbeyführen. Der junge König ward

neu-

neugierig gemacht, dieß Schiff zu beſehen. Doch kaum hatte er es in kindlicher Unbefangenheit beſtiegen, ſo ruderten die Schiffleute, wie ihnen Hanno befohlen hatte, dem jenſeitigen Ufer zu. Heinrich erſchrack, hielt ſich für verloren, und ſtürzte ſich angſtvoll in den Rhein. Reißend zog ihn das Waſſer fort, und es war nahe daran, daß er hier ein frühes Ende fand. Doch Graf Ecbert ſprang ihm nach, und brachte ihn mit eigner Lebensgefahr wieder in das Schiff. Hier ſuchte man ihn durch ſchmeichelnde Worte zu gewinnen, während das Schiff eiligſt nach Cöln ſteuerte. Die Kaiſerin Agnes vermochte dieſe Kränkung ihrer Rechte nicht zu ahnden, und begab ſich bald darauf in die Einſamkeit; Hanno aber entſchuldigte ſein Verfahren durch das Vorgeben, für Deutſchlands Wohl gehandelt zu haben, und behauptete ſamt dem Herzog von Baiern die Regentſchaft.

Aber dieſe Regentſchaft dauerte nicht lange. Um ſeine Parthey zu vergrößern, hatte Hanno den Erzbiſchof von Bremen Adelbert zur Theilnahme an der Erziehung des Prinzen gezogen. Doch Adelbert, zu liſtig und herrſchſüchtig, um das Werkzeug fremder Plane zu werden, benutzte dieſe Theilnahme zur Befriedigung ſeiner eigennützigen Abſichten. Ihm war es darum zu thun, ein Pabſtthum im Norden zu gründen, und ſich an den

Sachsen, die seinem Streben nach Hoheit entgegen standen, zu rächen; beydes aber glaubte er hierdurch zu erreichen. Er suchte daher durch ein einschmeichelndes, verführerisches Betragen, den jungen König an sich zu ketten; er begleitete ihn (1063) auf einem Zug nach Ungern, behielt ihn um sich, während Hanno wegen einer streitigen Pabstwahl nach Italien gereist war (1064), und brachte so die Regentschaft an sich, da Hanno das Gesetz gegeben hatte (freylich nur für sich), daß sie derjenige Bischof führen sollte, in dessen Sprengel sich der junge König aufhielt. Auch ließ er ihn im Jahr 1065 zu Worms feyerlichst mit dem Schwerte umgürten und für großjährig erklären, um desto sichrer durch ihn zu regieren.

Jetzt fing sich eine gänzliche Verbildung Heinrichs an! Hanno, ein ernster und strenger Mann, hatte ihn zu einem gehorsamen Sohn der Kirche zu bilden gesucht; Adelbert aber verleitete ihn durch lockende Eingebungen zu lüderlichen Ausschweifungen und zu despotischen Grundsätzen, erfüllte ihn mit Abneigung gegen den Pabst, und machte ihm die Sachsen verhaßt, die die festeste Stütze seines Thrones hätten werden können. Heinrich war von Natur gut geartet: bösen Willen äusserte er nicht; auch besaß er hervorstrebende Fähigkeiten, die bey guter Pflege herrliche Früchte tra-

tragen konnten; aber durch die Art seiner Erziehung wurde er zu vielem Bösen verführt, was auf den Gang seines Lebens und auf die Maßregeln seiner Regierung höchst nachtheiligen Einfluß hatte.

Glücklicher Weise war auch Adelberts Regentschaft von kurzer Dauer. Die Stände, und vor allen die Erzbischöfe von Cöln und Mainz waren gegen ihn so erbittert, daß sie ganz eigenmächtig eine Versammlung zu Tribur (1066) veranstalteten, und vom König forderten, entweder den Adelbert zu entlassen oder der Krone zu entsagen. Erbittert über diese Forderung wollte Heinrich entfliehen; aber sein Vorhaben wurde entdeckt, Adelbert mußte den Hof meiden, und konnte nur mit Mühe den fernern Ausbrüchen eines gerechten Haßes entgehen.

Doch was half dieß? Heinrich blieb, wozu ihn Adelbert verführt hatte, hingegeben seinen Ausschweifungen, seinen despotischen Grundsätzen, und vor allem seinem Hasse gegen die Sachsen. Seine Gemahlin Bertha, die Tochter eines italienischen Markgrafen, mit der er als Kind verlobt worden war, und die er, ein sechszehnjähriger Jüngling, (1066) geheyrathet hatte, war ihm in kurzer Zeit so zuwider geworden, daß er von ihr geschieden zu werden wünschte. Um nun den Erzbischof von

Mainz,

Mainz, Siegfried, für dieſe Scheidung zu gewinnen, und um den Sachſen wehe zu thun, verlangte er (1069) von den mit ihnen verbundenen Thüringern, ſie ſollten dem Erzbiſchof von Mainz den Zehnten entrichten. Aber weder das Eine noch das Andere gelang. Die Thüringer widerſetzten ſich, und der Pabſt unterſagte die Scheidung bey Strafe des Banns. Im folgenden Jahre (1070) ward der tapfere Herzog von Baiern, Otto, beſchuldigt, dem König nach dem Leben geſtrebt zu haben, und Heinrich entſetzte ihn, ohne die Beſchuldigung zu unterſuchen, des Herzogthums, das er an den Grafen Welf verlieh (1071). Hierüber erbittert, verband ſich Otto mit dem ſächſiſchen Erbprinzen Magnus, einem hochherzigen Jüngling. Heinrich zog gegen ſie, und nahm beyde gefangen. Otto wurde nach einem Jahre (1072) wieder entlaſſen, Magnus aber, ſo hieß es, ſollte die Freyheit nicht eher wieder erhalten, bis er dem Herzogthum Sachſen und ſeinen Erbgütern freywillig entſagte.

Um nun Sachſen deſto ſichrer in Gehorſam zu halten und, wo möglich, zu ſeinem Eigenthum zu machen, blieb Heinrich faſt immer in Goslar, legte allenthalben Bergſchlöſſer in Sachſen an, ließ ſchon vorhandene mehr befeſtigen, zwang die Einwohner, dazu behülflich zu ſeyn, und erlaubte ſeinen

nen Besatzungen die wildesten Ausschweifungen. Durch alles dieß entstand eine feindselige Gährung, die immer höher stieg, und endlich nur eines kleinen Anstoßes bedurfte, um in einen blutigen Krieg überzugehen. Dieser Anstoß erfolgte, als Heinrich ein Aufgebot gegen Polen hatte ergehen lassen. Die Sachsen sahen dasselbe als eine abermalige Maßregel zu ihrer Unterdrückung an, und verbanden sich unter einander zur Rettung ihrer Freyheit. Von Heinrich unbemerkt sammelten sich auf 60,000 Mann. Nun ließen sie ihm nach Goslar sagen (Aug. 1073), er solle die verhaßten Burgen niederreißen, den Herzog Magnus (der Vater desselben, Ordluf, war inzwischen gestorben) freygeben, nicht länger sich in Sachsen beständig aufhalten, seine schlimmen Rathgeber entfernen, und überhaupt seine Regierung wie seine Lebensart ändern. "Thät' er," wurde hinzugesetzt, "diesen "Forderungen Gnüge, so würden sie ihn auch "künftig als ihren Fürsten ehren; wo nicht, so "würden sie ihn als einen Feind behandeln, und "ihre Freyheit bis auf den letzten Blutstropfen "vertheidigen."

Heinrich ward durch diese unerwartete Anmuthung überrascht. Er wankte; doch bald trieben ihn seine despotischen Gesinnungen und die Einflüsterungen schlimmer Rathgeber an, sie verächtlich zurück-

zurückzuweisen. Nun brachen die Sachsen (1073) mit aller Macht gegen Goslar los. Heinrich, auf solchen Angriff nicht vorbereitet, flüchtete nach Harzburg, und von da, unter vielen Schwierigkeiten und Gefahren, nach Eschwege, und von Eschwege nach Hersfeld. Hier fand er einige deutsche Fürsten, die das Aufgebot gegen Polen zusammen gebracht hatten. Flehentlich bat er sie um Beystand; aber weder sie, noch die Versammlungen der Fürsten, die er zu wiederholten Malen veranstaltete, zeigten sich dazu willig und bereit: die Zahl seiner Feinde hatte sich vermehrt; man sprach bereits von seiner Absetzung.

Inzwischen waren die Sachsen über die ihnen verhaßten Schlösser hergefallen, und hatten eines nach dem andern erobert. Als Lüneburg in ihre Hände fiel, droheten sie die ganze Besatzung niederzumachen; wofern nicht Heinrich ihren gefangenen Herzog Magnus in Freyheit stellte. Heinrich mußte in ihr Begehren willigen. Darauf suchte er noch einmal Gewalt zu brauchen. Vergebens! Die Truppen, die er zusammen brachte, hatten keine Lust gegen die Sachsen zu kämpfen, und so mußte er, so widrig es ihm auch war, Frieden schließen. Dieser Friede kam zu Gerstungen, einer alten Stadt Thüringens, zu Stande, und ward zu Goslar bestätigt (im März 1074). Die Haupt-

bedin-

bedingung desselben, Schleifung der Bergschlösser, ward sogleich ins Werk gesetzt. Gern hätte Heinrich seine geliebte Harzburg, und wenigstens die dasige Kirche, die er selbst erbaut hatte, und wo die Gebeine zwey seiner nächsten Verwandten ruheten, dieser allgemeinen Verheerung entzogen; aber das sächsische Volk war viel zu sehr erbittert, als daß es auch in billigen Dingen nachgegeben hätte. Mauern, Häuser und Kirchen der Harzburg wurden zerstört.

Tief gekränkt über dieses Verfahren und zugleich zur brennendsten Rachgier entflammt, verließ Heinrich Sachsen. Er begab sich nach Worms. Die Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß er zur Ausführung seiner Plane Freunde nöthig habe. Er änderte daher sein Betragen, verbarg seinen Stolz unter der Maske der Freundlichkeit, versprach Sachsen und Thüringen unter seine Anhänger zu vertheilen, und brachte ein starkes, ihm ergebenes Heer zusammen. Mit diesem zog er (1075) gegen die Sachsen. Unweit Langensalza an der Unstrut traf er sie. Ein hitziges Treffen entbrannte, den 13. Jul. 1075. Die Sachsen, obgleich unvorbereitet überfallen, kämpften mit angestammtem Muthe; aber sie unterlagen der Mehrzahl und dem geordneten Angriff ihrer Feinde. Viele von ihnen wurden getödtet, ihr Lager erobert und ihr Heer

in

in die Flucht geschlagen. In Folge dieses Treffens sahen sich die sächsischen und thüringischen Fürsten genöthigt, sich dem erbitterten König zu ergeben, doch unter Zusicherung ihrer Freyheit und Güter.

Heinrich befand sich jetzt auf dem höchsten Punct seines Glücks. Italien war ruhig, Deutschland ihm unterworfen, und selbst diejenigen, die ihn haßten, mußten vor seiner Macht schweigen. Hätte er nun auch verstanden, sein Glück weislich zu nützen, und die Gemüther seiner Unterthanen durch Liebe und Schonung an sich zu ketten! Aber er dachte nur an Rache und behandelte die Unterworfenen, dem gegebenen Worte zuwider, mit verhöhnendem Stolze. Auf einer Ebene in der Gegend von Sondershausen versammelte er sein Heer; er selbst bestieg einen erhabenen Sitz, die sächsischen Fürsten mußten vor ihm erscheinen und Unterwerfung angeloben. Dann übergab er sie einzeln, "bis Gericht über sie gehalten wäre," seinen Getreuen in Gewahrsam, und verwies sie an verschiedene Orte Deutschlands, Burgundiens und Italiens; ihre Güter verschenkte er an seine Günstlinge. Nur gegen den einzigen Otto, vormals Herzog von Baiern, den erbittertsten seiner Gegner zeigte er eine unbesonnene Güte; denn nach kurzer Haft ließ er ihn frey und ernannte ihn sogar zum königlichen Statthalter über Sachsen.

Aber

Aber während er am festesten zu stehen meinte, war er seinem Falle am nächsten. Jetzt nämlich erhob sich gegen ihn ein Mann, den eigene Plane und die Klagen der Sachsen aufregten, und der, furchtbarer als alle, Kummer, Beschimpfungen und lebenslängliche Unruhen über ihn häufte.

Dieser Gegner war Pabst Gregor VII, ein kraftvoller und ehrgeitziger Mann (wir werden ihn unten näher kennen lernen), der den tiefgreifenden Plan hegte, die Kirche der weltlichen Macht zu entziehen, und diese wie jene der Pabstmacht zu unterwerfen. Schon länger als zwanzig Jahre hatte er in diesem Sinn alle Angelegenheiten des päbstlichen Stuhles geleitet, und noch offener und nachdrücklicher wirkte er dahin, seitdem er selbst im Jahr 1073 mit Heinrichs Genehmigung Pabst geworden war. Er hatte daher im Jahr 1074 alle eheliche Verbindungen der Geistlichen und die Simonie oder den Verkauf kirchlicher Stellen, wohin er auch die Belehnung mit den Kirchengütern, oder die Investitur, rechnete, bey Strafe des Bannes verboten. Allein Heinrich hatte sich nicht an dieses Verbot gekehrt; er hatte fortgefahren, geistliche Stellen nach Willkühr zu verkaufen und zu verleihen, und sich ausserdem in seinem Betragen manche Unbilde zu Schulden kommen lassen. Hierauf hatte Gregor, um den erlassenen Verboten Nach-

Nachdruck zu geben, im Jahr 1075 vier deutsche Bischöfe, die ihre Aemter erkauft, abgesetzt, fünf Räthe des Königs, durch welche gewöhnlich der ärgerliche Handel getrieben wurde, mit dem Bann belegt, und von letzterm selbst gefordert, sie von sich zu schaffen und seinen Lebenswandel zu bessern. Auch dadurch hatte sich Heinrich nicht schrecken lassen; vielmehr hatte er die in Bann gethanen Räthe fortdauernd um sich behalten, und war auch entschlossen, sich der abgesetzten Bischöfe anzunehmen. Dieß konnte Gregor nicht ungeahndet lassen, und höchst erwünscht mußten ihm nun die Klagen der Sachsen kommen, die ihn zur Rache gegen Heinrich'n aufforderten: denn hiermit bot sich ihm eine zwar niedergedrückte, aber noch immer starke Parthey gegen den ersten Fürsten der Christenheit dar. Er schickte daher im Anfang des Jahres 1076 ein Dekret nach Deutschland, worin dem König angedeutet wurde, bey Strafe des Bannes in den nächsten Fasten vor dem Pabst zu erscheinen, und sich dort wegen der Verbrechen, die ihm zur Last gelegt würden, zu rechtfertigen.

Heinrich's Stolz wallte auf bey diesem Ansinnen. Er berief die deutschen Bischöfe nach Worms (Jan. 1076) und drang auf die Absetzung des seiner Meinung nach unverschämten Pabstes. Die Bischöfe fügten in sein Verlangen; die Absetzung

ſetzung des Pabſtes ward beſchloſſen, und der gefaßte Beſchluß ihm wie den Römern ſchriftlich angekündigt. Allein der Erfolg war ganz ein andrer, als Heinrich erwartet hatte.

Gregor empfing die Nachricht von ſeiner Abſetzung, als er eben die gewöhnliche Synode zur Oſterzeit (1076) zu Rom eröffnete, und ſäumte nicht, ſich zu rächen. Nicht nur über die Biſchöfe, die an der wormſer Synode Antheil genommen hatten, ſprach er den Bann aus, ſondern auch über den König ſelbſt, entſetzte denſelben ſogar der Regierung, und entband deſſen Unterthanen und Vaſallen ihres Eides der Treue — "im "Namen des allmächtigen Gottes," — "und da"mit alle Völker wiſſen und bekennen, daß Petrus "der Fels iſt, auf welchem der Sohn des leben"digen Gottes ſeine Kirche erbaut hat, und den "auch die Pforten der Hölle nicht überwältigen "können." Dieſe Verfügung ſchickte er ſogleich in mehreren Abſchriften durch Geſandte nach Deutſchland, um ſie überall zu verbreiten und in Wirkſamkeit zu ſetzen.

Heinrich achtete anfangs dieß alles nicht. Er baute auf den wormſer Beſchluß und auf die Erbitterung, die Gregors Eheverbote unter den Geiſtlichen erzeugt hatten; ja er fing wiederum an die

die Sachsen zu plagen, und neue Beraschlösser in ihren Landen zu bauen. Aber bald wurde er aus seiner stolzen Ruhe aufgescheucht. Die meisten Bischöfe verließen ihn, aus Furcht ihre Aemter und Einkünfte zu verlieren, und eilten sich vor dem Pabste zu demüthigen. Die Sachsen freudig, daß ihr Feind nun auch als Feind Gottes galt, erneuerten den Krieg; ihre gefangenen Fürsten setzten sich wieder in Freyheit, und selbst Otto, den Heinrich zum Statthalter in Sachsen ernannt hatte, trat zu dessen Gegnern über. Zu gleicher Zeit vereinigten sich im südlichen Deutschland die Herzoge Rudolf von Schwaben, Welf von Baiern und Berthold von Kärnthen gegen ihn. Ihm längst abgeneigt, und nun dreust gemacht durch den päbstlichen Ausspruch versammelten sie sich mit andern deutschen Fürsten zu Tribur (Oct. 1076), um ihn abzusetzen und einen neuen König zu wählen. Vergebens suchte Heinrich, der sich damals jenseit des Rheins befand, dieß abzuwenden; vergebens versprach er die Regierung niederzulegen, und nur den Königstitel zu behalten: die Wortbrüchigkeit, deren er sich gegen die Sachsen schuldig gemacht hatte, hatte seinen Versprechungen allen Glauben entzogen. Indessen vermittelten seine Freunde folgenden Beschluß: man wolle die ganze Sache der Entscheidung des Pabstes überlassen, und diesen ersuchen auf nächste Lichtmesse nach Augsburg zu einer

einer allgemeinen Reichsversammlung zu kommen; würde Heinrich bis zu Anfang des nächsten Februar vom Banne nicht loskommen, so sollte sofort ein neuer König erwählt werden; inzwischen aber sollte er ruhig zu Speyer verharren, seine Kriegsleute verabschieden, und sich aller Ausübung der königlichen Gewalt enthalten.

Traurig war in der That die Lage, in der sich Heinrich jetzt befand. Er, noch kurz vorher der gefürchtete Beherrscher Deutschlands und Italiens, war jetzt von allen verlassen, auf deren Eid und Beystand er gebaut hatte. In angstvoller Einsamkeit hatte er fast drittehalb Monate in Speyer zugebracht, und immer näher rückte der von den Fürsten anberaumte Tag zu Augsburg. Was sollte er thun? Sollte er die Ankunft und Entscheidung des Pabstes in Deutschland abwarten? oder sollte er unaufgefordert nach Italien gehen und sich ihm, dem Uebermüthigen, unterwerfen? Beydes schien beschimpfend, doch jenes noch gefährlicher als dieses. Kam der Pabst nach Deutschland, so war ihm der Verlust seiner Krone gewiß; ging er aber nach Italien, so konnte er vielleicht durch demüthige Bitten diesen Verlust von sich abwenden. Sein Stolz war gebrochen! Er entschloß sich daher, um nur zuvörderst vom Bannfluch loszukommen, zum Pabst nach Italien zu reisen.

Mit-

Mitten im Winter (Jan. 1077) machte er sich auf, begleitet von seiner Gemahlin, seinem zweyjährigen Sohne, einigen Dienern und Dienerinen, und einem einzigen freyen Manne. Aber neue Schwierigkeiten traten ein, die nur durch Entschlossenheit oder Verzweiflung besiegt werden konnten. Die schon genannten Fürsten des südlichen Deutschlands hatten, seine Abreise nach Italien fürchtend, alle dahin führenden Pässe besetzt, und schon manche seiner Freunde aufgefangen. Er mußte daher die Reise über die savoyischen Gebirge machen, und seiner eignen Schwiegermutter Adelheid, der Wittwe des Markgrafen Odo von Susa, ein Stück von Burgund abtreten, um nur auf diesem Wege nach Italien zu kommen. Und wie beschwerlich war die Reise! Es war einer der rauhesten Winter; die Berge waren mit Schnee und Eis bedeckt; oft konnte man keinen Schritt ohne Lebensgefahr thun; an manchen abschüßigen Stellen mußten die Männer auf Händen und Füßen kriechen, die Königin und ihre Frauen in Ochsenhäute gewickelt, und so wie die Pferde (diese mit zusammengebundenen Beinen) an Stricken herabgelassen werden. Gleichwohl kam Heinrich mit den Seinigen glücklich nach Italien.

Wie ganz anders schien jetzt seine Lage zu werden! Die angesehensten Italiener geistlichen und welt-

weltlichen Standes ſtrömten ihm entgegen, und empfingen ihn um ſo freudiger und ehrenvoller, je verhaßter ihnen der Pabſt war, und je gewiſſer ſie glaubten, er komme nur darum, um den Pabſt zu züchtigen, wobey ſie ihm gern beyſtehen wollten. Aber Heinrich, mit einem Herzen voll Kummer und Sorgen, achtete nicht auf die Geſinnungen der Italiener; noch weniger kam es ihm in den Sinn, Gewalt gegen den Pabſt zu brauchen. Tiefgebeugt durch das, was ihm begegnet war, und in Furcht geſetzt durch das, was ihm drohete, ſuchte er nur bey dem Pabſte vorzukommen, um durch demüthige Unterwerfung von dem Banne befreyt zu werden.

Gregor war eben im Begriff, ſich nach Deutſchland zu begeben, als ihm Heinrichs Ankunft gemeldet wurde. Dieſe Nachricht machte ihn anfangs beſtürzt. Er kannte den Widerwillen, den die meiſten Italiener gegen ihn hegten, und fürchtete, Heinrich möchte ſich an deren Spitze ſtellen, und mit Gewalt der Waffen die Krone behaupten, die er ihm zu entreißen willens war. Er begab ſich daher, um fürs erſte ſeine Perſon in Sicherheit zu ſtellen, auf das feſte Schloß ſeiner Freundin, der Markgräfin Mathilde von Toskana, nach Canoſſa, im Herzogthum Modena. Dorthin wendete ſich auch Heinrich, und bat Mathilden, ſeine Verwandte, um ihr Fürwort bey dem Pabſte.

Jetzt wußte Gregor woran er war, und sein Uebermuth trieb ihn zu einem recht auffallenden Triumph über Heinrichs Niedergeschlagenheit. Anfangs wollte er ihn gar nicht sehen und hören, und erklärte, er werde über dessen Sache in Deutschland entscheiden. Endlich gestattete er, daß Heinrich, wenn er sein Vergehen wahrhaft bereue und Besserung angelobe, in Canossa eingelassen werden solle, jedoch ohne Krone und andre königliche Ehrenzeichen, in der Kleidung eines Büßenden. Und Heinrich fügte sich in dieses Verlangen, und ging nach Canossa.

Canossa war mit einer dreyfachen Mauer umgeben. Das erste Thor ward ihm aufgethan. Er trat hinein, ohne alle Begleitung und ohne alle Zeichen seiner Würde, angethan mit einem wollenem Hemde, und mit bloßen Füßen. Hinter ihm ward das Thor geschlossen. Drey Tage lang, im harten Winter (25. — 28. Jun. 1077), stand er als ein Büßender im äussersten Schloßhof, fastend vom Morgen bis zum Abend, harrend auf die Entscheidung des Pabstes, und in den wehmüthigsten Ausdrücken um Erbarmung und Mitleiden flehend. Alles im Schlosse wurde gerührt, nur Gregor nicht. Man bat ihn, sich des Unglücklichen zu erbarmen, Mathilde selbst bat mit heißen Thränen; er aber beharrte bey einer Härte, die sogar

Heinrich IV und Gregor VII.

seinen Freunden (seinen eigenen Aeusserungen zufolge) nicht apostolische Strenge, sondern die Grausamkeit einer tyrannischen Wildheit zu seyn schien. Am vierten Tage endlich ließ er ihn vor sich. Da stand nun der deutsche König, der immer fremden Rath bedurfte, allein vor dem Pabst, den seine Freunde umgaben, stand als ein Büßender mit bloßen Füßen, durch die Kälte fast erfroren, vielfältig um Mitleid flehend. *) Endlich nachdem vieles von beyden Seiten geredet worden war, ward der Bannfluch von ihm genommen, doch unter folgenden Bedingungen: "Er solle sich an dem Tage und dem Orte, den der Pabst bestimmen würde, vor der Versammlung der deutschen Fürsten stellen, und auf die gegen ihn angebrachten Klagen antworten; der Pabst selbst wolle Richter seyn, und nach dessen Entscheidung solle Heinrich die Regierung entweder fernerhin führen, oder sogleich unweigerlich niederlegen; nie solle er sich an irgend einen Menschen wegen der jetzigen Demüthigung rächen; bis zu dem Tage der Entscheidung solle er sich aller königlichen Ehrenzeichen und Gewalt enthalten, und keine Einkünfte als die zu seinem Unterhalte nöthigen beziehen; seine schlechten Rathgeber, namentlich Rupert, Bischof von Bamberg, und

*) Man sehe das Kupfer Taf. XXXII — wo dieser Moment aus Heinrichs IV Leben dargestellt ist.

und Ulrich von Cosheim, solle er entfernen; auch wenn er unschuldig und der längern Regierung würdig befunden würde, solle er dem Pabste gehorsam bleiben; zuletzt, wenn er eine dieser Bedingungen überträte, so solle die Lossprechung null und nichtig seyn; er solle dann als ein verruchter Verbrecher gelten, nirgends Gehör zur Behauptung seiner Unschuld finden, und ein andrer König anstatt seiner erwählt werden." — Wie hart und unerfüllbar auch diese Bedingungen Heinrich'n erscheinen mußten, so nahm er sie doch ohne Murren an, und schwur einen feyerlichen Eid, sie treulich zu halten. Auch die Personen, die seine Fürsprecher gewesen waren, mußten sich für ihn eidlich verbürgen. Nun erst nahm der Pabst den Bannfluch zurück. Dann ging er mit dem König in die Kirche, die heilige Messe zu feyern. Da rief er ihn samt der übrigen Versammlung zum Altar, nahm einen Theil des geweiheten Brodes, als Zeichen, daß er schuldlos sey bey allen Vorwürfen, die ihm gemacht würden; den andern Theil aber reichte er dem König, und forderte ihn auf, denselben gleichfalls zum Zeichen seiner Schuldlosigkeit zu genießen. Heinrich in Verwirrung gesetzt, bat die Entscheidung über seine Schuld oder Unschuld bis auf die festgesetzte Fürstenversammlung zu verschieben, und der Pabst war damit zufrieden. Hierauf nahm er den König mit sich zur Mahlzeit,

labte ihn mit Speisen, und entließ ihn aus dem Schlosse.

Diese Auftritte zu Canossa erfüllen das Gemüth mit widrigen Empfindungen. Mit Unwillen sieht man auf Heinrich'n, der sich durch Mangel an wahren Regententugenden in eine schlimme Lage gestürzt hat, der dann ohne Gefühl seiner Würde die niedrigsten Demüthigungen erträgt, und leichtsinnig beschwört, was er nicht halten kann; aber mit noch größerm Unwillen sieht man auf das anmaßende und übermüthige Verfahren des Pabstes. Zwar suchen manche dasselbe mit dem Geiste oder den Ansichten der damaligen Zeit zu entschuldigen, und wahr ist es, daß man Menschen und menschliche Handlungen nach den Zeiten, in denen sie erscheinen, messen muß; allein gerade der Rückblick auf das, was damals als Sitte und Recht galt, spricht gegen Gregors Verfahren. Nach damaliger Sitte galt der deutsche Kaiser und König als Oberherr des Pabstes; jener konnte wohl diesen absetzen (und viele Kaiser hatten dieß schon gethan), aber nicht umgekehrt. Heinrich hatte also gar nichts Ungehöriges gethan, als er zu Worms auf die Absetzung eines übermüthigen Pabstes drang. Aber etwas Ungehöriges und Anmaßendes war es, daß der Pabst die Absetzung des deutschen Königs aussprach, und noch dazu ehe eine Untersuchung über

dessen

dessen Schuld oder Unschuld Statt gefunden hatte. *) Nach damaliger Sitte waren ferner die härtesten Büßungen selbst von Seiten regierender Fürsten gewöhnlich **); aber doch nur dann, wenn sie freywillig im Gefühl eines begangenen Unrechts übernommen, nicht, wenn sie, wie hier, mit verhöhnendem Stolze abgenöthigt wurden. — Drittens war es auch unrecht und unchristlich, daß Gregor das Unglück, in welches er Heinrich'n gestürzt hatte, benutzte, um ihm Demüthigungen aufzulegen, die ihn herabwürdigen mußten, und Bedingungen vorzuschreiben, die er nicht erfüllen konnte, ohne sich selbst zu vernichten. Wäre endlich Gregors Verfahren dem Geiste jener Zeiten oder damals herrschenden Sitten angemessen gewesen, so würde es nur wenig beachtet worden seyn; aber kaum gibt es im Mittelalter eine Begebenheit, die von allen Seiten mehr Aufsehen erregt hätte, als

*) Auch die Sachsen, so erbittert sie gegen Heinrich'n waren, rügen in einem Schreiben an Gregor vom J. 1079, daß die Untersuchung dem Urtheilsspruch hätte vorangehen müssen. v. Bruno Histor. de bello Saxonico, — edit Struvii, p. 145. Aehnliches schrieb auch der Bischof Diedrich von Verdun an den Pabst Gregor VII. Man vergleiche Schmidt, Gesch. der Deutschen, V, 432.

**) So wird vom Vater Heinrichs, Heinrich III, erzählt, er habe nach Verbrennung der Kirche zu Verdun, im Gefühl dieses Vergehens, sich öffentlich geißeln lassen und bey dem Wiederaufbau dieser Kirche Taglöhnerarbeit verrichtet.

als das, was jetzt zu Canossa geschehen war, so daß Gregor sich gedrungen fühlte, sein Verfahren selbst gegen seine Freunde zu vertheidigen.

Besonders waren die Italiener höchlich darüber erbittert. Laut äusserten sie: "der Bannfluch eines Pabstes, der sich mit allerley Lastern befleckt und den Bann aller Bischöfe Italiens längst auf sich geladen habe, sey von keiner Bedeutung gewesen, und der König habe unwürdig gehandelt und seinen Namen unaustilgbar befleckt, indem er einem ketzerischen und schandbaren Menschen seine königliche Würde unterworfen habe; durch dieß Betragen habe er, den sie als Schutzherrn des Rechts und als Richter der kirchlichen Gesetze betrachtet hätten, den katholischen Glauben, die Würde der Kirche und den hohen Namen des Reichs verrathen." Auch blieb es nicht bey Worten allein. Als Heinrich wieder unter ihnen erschien, gaben sie ihm ihren Unwillen fühlbar zu verstehen. Nirgends wurde er mit Ehrerbietung empfangen; manche Städte nahmen ihn gar nicht auf; oft mußte er in Vorwerken übernachten, und kaum konnte er so viel Lebensmittel erhalten, als er bedurfte.

Wie innig mochte es nun ihn schmerzen, sich so tief vor dem Pabste gedemüthigt zu haben!

Indessen

Indeſſen gelang es ihm, die Zuneigung der Italiener wieder für ſich zu gewinnen. Er ſchob, was ihm begegnet war, auf die Untreue der deutſchen Fürſten, nahm die Räthe, die er nach dem Willen des Pabſtes entlaſſen hatte, wieder zu ſich, ſchmähete auf den Pabſt, nnd erklärte ſich laut gegen die Bedingungen, womit ihn dieſer umſtrickt hatte. Und ſo gewann er einen Anhang, der ſich von Tage zu Tage mehrte, ſo daß er, der kurz vorher Verlaſſene und Gedemüthigte, bald wieder mächtig daſtand, und dem Pabſte die Reiſe nach Deutſchland verwehren konnte.

Aber während er in Italien wiederum ſein Haupt erhob, waren die deutſchen Fürſten zu Forchheim in Franken zuſammengekommen, und hatten daſelbſt im Beyſeyn päbſtlicher Geſandten den Herzog von Schwaben, Rudolf, zu ihrem König erwählt (März, 1077). Dieß hörte Heinrich, und nun war ſeines Bleibens nicht länger in Italien. Mit erhöheter Entſchloſſenheit kehrte er nach Deutſchland, fand daſelbſt gleich bey ſeinem Eintritt neuen Anhang, und trieb den Gegenkönig Rudolf vom Neckar bis nach Sachſen. Darauf kam es im folgenden Jahr (12. Aug. 1078) zur Schlacht bey Mellrichſtadt. Dieſe Schlacht war blutig, aber nicht entſcheidend. Die Sachſen, die für Rudolf fochten, zogen ſich über den thüringer

Wald

Wald zurück; Heinrich aber begab sich von Baiern nach Schwaben, und verlieh dieses Herzogthum, das er seinem Gegner absprach, dem Grafen Friedrich von Hohenstaufen, dem Stammvater des nachherigen Kaisergeschlechts der Hohenstaufen.

Auf eine solche Umänderung der Dinge mochte Gregor nicht gerechnet haben, als er Heinrich'n zu Canossa demüthigte, und die Deutschen aufforderte einen andern König zu wählen. Er sah sich daher in Verlegenheit und Besorgnisse gesetzt; er erklärte sich nicht gegen Heinrich'n, und wollte auch Rudolf'n nicht als König anerkennen: seine Gesandten gingen zu beyden Partheyen und versprachen bald Heinrich'n, bald den Sachsen die Gunst des Pabstes. Vergebens klagten die Sachsen über dieß doppelzüngige Benehmen des Pabstes. Erst als Heinrich (27. Jan. 1080) von den Sachsen bey Fladenheim in Thüringen geschlagen worden war, sprach er abermals Bannfluch und Absetzung über ihn, als einen Treulosen, aus, und erkannte den Herzog Rudolf als König von Deutschland an. Zugleich überschickte er diesem (zum Zeichen, daß er Königreiche vertheilen könne) eine Krone mit der merkwürdigen Umschrift: Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho — das heißt dem Sinne nach: Christus gab die Herrschaft dem

dem Petrus, und Petrus (oder sein Nachfolger, der Pabst) verleiht sie dem Rudolf.

Doch Heinrich unterlag diesem zweyten Bannfluch nicht so, wie dem ersten. Seine Entschlossenheit war mit seinem Unglück gewachsen, und dabey kam ihm die steigende Erbitterung gegen den Pabst zu Statten. Er brachte es daher auf einer Synode zu Brixen (Jun. 1080) dahin, daß Gregor als ein Ketzer, Aufwiegler und Betrüger abgesetzt, und Guibert, Erzbischof von Ravenna (der den Namen Clemens III annahm), zum Pabst ernannt wurde. Dann zog er, um zuerst Ruhe in Deutschland zu haben, gegen die Sachsen. An der Elster, unweit Merseburg, kam es (15. Oct. 1080) zum Treffen. Die Sachsen siegten; Rudolf aber ward schwer verwundet. Er verlor die rechte Hand, bekam einen Stich in den Unterleib, und starb wenige Tage darauf: — ein trefflicher Herr, hätte er nur seinem Ehrgeiz Schranken gesetzt! Sein Tod galt Heinrich'n mehr als ein Sieg. Denn nach den Vorstellungen jener Zeiten sah man denselben als eine Entscheidung Gottes an, und Rudolf selbst soll beym Anblick seiner abgehauenen Hand (noch wird sie im Dom zu Merseburg aufbewahrt) reumüthig gesagt haben: "Dieß eben ist die Hand, mit der ich Heinrich'n "Treue geschworen hatte." Wirklich nahm auch

Hein-

Heinrichs Anhang von Stund an ungemein zu, und vielleicht hätte er die innern Unruhen in Deutschland jetzt völlig beylegen können, wäre er nicht nach Italien gezogen, um Rache zu nehmen an dem Pabst, den er als den Urheber alles erlittenen Unheils ansah.

Wie ganz anders trat er jetzt (1081) hier auf, als vor vier Jahren, da er als ein demüthig Bittender, erschien. Sein Heer war groß; mit ihm zogen viele Bischöfe, Fürsten und Grafen. Wer seiner Herrschaft widerstrebte, erlag. Bey Mantua trieb er die Mannschaft der Markgräfin Mathilde zurück und verheerte dann ihr ganzes Land. Padua und Cremona mußten sich ergeben, Florenz nach trotzigem Widerstande. Hierauf belagerte er Rom, doch lange Zeit vergebens, bis endlich die Einwohner, der langen Belagerung müde, ihm die Stadt übergaben (21. März 1084). Nun ließ er sich, am Osterfeste 1084, von dem neuen Pabste, Clemens III, den er eingeführt und auf den Stuhl Petri gesetzt hatte, zum Kaiser krönen. Inzwischen behauptete sich Gregor noch immer auf der Engelsburg, wohin er geflüchtet war, mit unerschütterlichem Muthe; Heinrich selbst konnte ihn nicht demüthigen. Die Angelegenheiten Deutschlands riefen ihn zurück, und er übertrug den Römern die Eroberung der Engelsburg.

Kaum

Kaum war er fort, so kamen die Normänner aus Unteritalien, Gregors Lehnsleute und von ihm herbeygerufen. Sie bemächtigten sich Roms und befreyten den Pabst. Doch ihre wilden Ausschweifungen entzündeten einen Aufstand der Römer. Sie mußten weichen, und brachten Gregor'n erst nach Monte Cassino, dann nach Salerno, wo er im kurzen starb (den 25. Mai, 1085).

Indessen gewann Heinrich durch den Tod dieses seines heftigsten Gegners keine Ruhe. Die Grundsätze, die derselbe aufgestellt hatte, überlebten ihn, und auch in Deutschland erhielt sich noch lange das Gewühl der Partheyen.

Während Heinrich in Italien war, hatten seine Gegner, vornehmlich auf Vermittelung des baierischen Herzogs Welf, den Grafen Hermann von Luxemburg zu Bamberg zum König erwählt und in Goslar gekrönt (Aug. 1081). Allein dieser, zwar reich und mächtig, aber unkriegerisch, paßte nicht zur Regierung des Reichs in so unruhigen Zeiten. Er konnte sein Ansehn nicht behaupten. Die vornehmsten unter seinen Anhängern, besonders der herrschsüchtige Markgraf Ecbert von Thüringen, rissen die Regierungsgeschäfte an sich. Hermann selbst wurde des leeren Königsspieles müde, und legte (1088) freywillig eine

Krone

Krone nieder, die er nicht mit Würde und Kraft tragen konnte. Damit aber war der Krieg, der durch diesen abermaligen Abfall der deutschen Stände erzeugt, und von den Jahren 1084 bis 1088 im Innern Deutschlands, oft zum großen Nachtheil Heinrichs, fortgepflanzt worden war, keineswegs beseitigt. Der schon genannte Markgraf Ecbert setzte ihn mit wildem Ungestüm fort und erlangte mehrmals bedeutende Vortheile. Doch das Glück, das in Heinrichs Leben so oft und auffallend mit Unglück wechselte, war auch hier für ihn geschäftig. Markgraf Ecbert wurde, als er es am wenigsten vermuthete, von einigen Dienstleuten der Aebtissin von Quedlinburg überfallen und erschlagen (1090), und die Ruhe der Erschöpfung herrschte seitdem in Thüringen und Sachsen.

Aber Heinrich hatte den Kelch seiner Leiden nicht geleert; das Schmerzhafteste war ihm noch beschieden! Denn nachdem er während seiner langen Regierung gegen die verschiedensten Feinde im Kampfe gewesen war, mußte er am Abend seines Lebens auch gegen seine aufrührerischen und pflichtvergessenen Söhne die Waffen ergreifen, und — hier unterlag er.

Auch dieses Unheil traf ihn von Rom aus. Als Gregor gestorben war, hatte dessen Parthey

erst

erſt Victor III (1085) und nach deſſen Tode (1087) Urban II zur Pabſtwürde erhoben. Dieſer, Gregors Grundſätzen getreu, hatte nicht nur den von Heinrich eingeſetzten Pabſt Clemens III verjagt, ſondern auch gegen den Kaiſer den Bannfluch wiederholt, und, um das mächtige Haus der Welfen für den päbſtlichen Stuhl zu gewinnen, die Markgräfin Mathilde mit dem jungen Welf von Baiern vermählt. Heinrich war daher gleich nach Ecberts Tode nach Italien gezogen (1090), um ſich an dem Pabſte und der Markgräfin Mathilde zu rächen. Dieſer Zug gab dem Pabſte Gelegenheit, Heinrichs älteſten Sohn, Konrad, der bereits 1087 zu deſſen Nachfolger ernannt war, zur Empörung aufzureizen. Der Erzbiſchof Anſelm von Mailand krönte ihn zum König (1093). Heinrich, der eben damals nach Deutſchland gereiſt war, eilte auf dieſe Nachricht nach Italien, konnte aber gegen den meuteriſchen Sohn nichts ausrichten. Er kehrte alſo (1095) nach Deutſchland zurück, verſöhnte ſich mit dem alten Welf, den er von der Parthey der Mathilde abzog, ferner auch mit ſeinen übrigen Gegnern; und ſo bewirkte er, daß an Konrads Stelle ſein zweyter Sohn Heinrich V zu ſeinem Nachfolger beſtimmt wurde; doch mußte dieſer ſchwören, ſich, ſo lange der Vater lebte, niemals ohne deſſen Willen in die Regierungsgeſchäfte zu miſchen. Bald darauf

ſtarb

ſtarb auch Konrad zu Florenz (1101), ob aus Gram über ſeine unnatürliche Empörung, oder an Gift iſt ungewiß.

Dem Beyſpiele Konrads folgte aus gleichen oder ähnlichen Antrieben auch der zweyte Sohn, Heinrich V. Pabſt Paſchalis II, Urbans Nachfolger (1099), hatte gegen Heinrich IV, "der ſich um den Pabſt und deſſen Befehle nicht kümmere und den Bann, unter dem er ſtehe, nicht achte", den Bannfluch erneuert (1102), und den Sohn gegen den unglücklichen Vater aufgehetzt. Freylich läßt ſich dieß nicht mit völliger Gewißheit angeben (Unterhandlungen ſolcher Art pflegen meiſtentheils im geheim betrieben zu werden); aber ſehr wahrſcheinlich iſt es. Denn als Heinrich IV ſeinen ausgearteten Sohn zum kindlichen Gehorſam ermahnen ließ, erklärte dieſer: "er könne ſeinem mit dem Banne beladenen Vater unmöglich gehorchen, vielmehr müſſe er ihn zu der dem Pabſte ſchuldigen Unterwürfigkeit zurückführen". Paſchalis aber entband den Sohn des ſchon erwähnten Eides. Hierauf traten viele deutſche Fürſten, beſonders unter den Sachſen, demſelben bey; und wie vorher Italien, ſo unterſtützte jetzt Deutſchland einen pflichtvergeſſenen Sohn.

Heinrich

Heinrich IV hatte, wenigstens anfangs, noch Kräfte genug, um den Aufrührern Widerstand zu leisten; auch fehlte es ihm noch immer nicht an der Thätigkeit und Besonnenheit, womit er schon oft aus mißlichen Lagen sich gezogen hatte; aber er unterlag schändlicher Argliſt. Als (im Frühjahr 1105) er seinen Sohn nicht weit von Regensburg überraschte, und eine Schlacht zwischen beyden unvermeidlich schien, ward von den Großen beyder Theile ein Vergleich vermittelt, wodurch der Vater viele seiner Anhänger verlor, so daß er nach Böhmen flüchten mußte. Als er dann von Böhmen aus durch Thüringen und Sachsen dem Rhein zueilte, um Mainz zu gewinnen, kam es zwischen ihm und seinem Sohne unweit Coblenz zu mündlichen Unterhandlungen. Durch trügerische Worte wußte letztrer seinen Vater zu entwaffnen, nahm ihn zu Bingen gefangen, und ließ ihn nach Ingelheim in Verwahrung bringen. Dann ging er nach Mainz. Hier hatten sich die von ihm zusammenberufenen Fürsten zu einem Reichstage versammelt, dem auch zwey päbstliche Legaten beywohnten, und auf demselben stimmte alles so stürmisch für den Untergang des alten Kaisers, daß der Sohn dadurch ermuthigt zu dem Aeusersten schritt. Er begab sich nach Ingelheim und nöthigte seinen gefangenen Vater, sich für einen Sünder zu bekennen, der Regierung zu entsagen,

und

und die Reichskleinodien auszuliefern (31. Dec. 1105). Von da eilte er nach Mainz zurück, wo er (den 1. Jan. 1106) von den versammelten Fürsten aufs neue gewählt, und von den päbstlichen Legaten als solcher bestätigt wurde. Dem Pabste aber wurde eine Gesandtschaft zugeschickt, um ihn von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen, und ihn einzuladen, in Person nach Deutschland zu kommen.

Doch während der Krönungsfeyerlichkeiten in Mainz fand Heinrich IV Gelegenheit, zu entfliehen. Er kam erst nach Cöln, dann nach Lüttich. Das Große in seinem Aeussern und das Rührende in seinen Schicksalen führte ihm Freunde zu. Der Bischof Otbert von Lüttich und der Herzog Heinrich von Niederlothringen blieben ihm bis in den Tod getreu; die Stadt Cöln erklärte sich für ihn; und er selbst forderte Franzosen, Engländer und Dänen, denen er sein trauriges Geschick meldete, zur Hülfe auf. Der neue König zog daher eine Macht von 20,000 Mann zusammen, um seinen Vater völlig zu Boden zu schlagen; aber er richtete nichts aus. Er knüpfte daher neue Unterhandlungen an. Doch ehe diese zu Stande kamen, starb der alte, vielgeprüfte Kaiser (den 7. Aug. 1106), mit dem Wunsche, daß sein Sohn, dem er Krone und Schwert überreichen

ließ, denjenigen Gnade angedeihen lassen möchte, die bisher seine Freunde gewesen waren.

Der Haß, der sein Leben verbittert hatte, traf ihn auch noch im Tode. Der Bischof Otbert hatte ihn nach christlichem Gebrauche in der Domkirche zu Lüttich begraben; aber der Pabst und dessen Anhang hielt ihn, der im Kirchenbann verstorben war, für unwürdig, in geweiheter Erde zu ruhen. Otbert mußte daher, wollte er anders sein Bißthum behalten, den Leichnam wieder ausgraben und auf eine kleine Insel in der Maas hinstellen lassen. Kein Todtenamt wurde der abgeschiednen Seele gehalten; nur aus eignem Antrieb sang ein Einsiedler aus Jerusalem, der sich dort aufhielt, unabläßig Bußpsalmen am Sarge des Todten. Einige Zeit darauf wurde derselbe, auf Befehl des neuen Königs nach Speyer gebracht, und in der Kirche St. Mariä, die er selbst erbaut hatte, beygesetzt. Aber sogleich untersagte der dasige Bischof allen Gottesdienst, und ruhete nicht eher, als bis man den Sarg in ein noch ungeweihetes Gewölbe geschafft hatte. So stand der Leichnam fünf Jahre lang über der Erde, bis endlich (im Jahre 1111) Pabst Paschalis, auf Betrieb des neuen Königs, den Bannfluch lösete, und das feyerliche Begräbniß der Ueberreste des Unglücklichen gestattete.

Ost

Oft strebt der Mensch nach irdischer Hoheit als dem höchsten Gute, und hält Lebensglanz und Lebensglück für eines. O des Thoren! Er blicke hin auf Heinrichs Leben und Tod, und er wird sich überzeugen, daß unsägliches Ungemach auch das gekrönte Haupt belasten kann, und daß nur dem Adel der Seele, nur der Festigkeit im Guten wahres und dauerndes Glück entkeimt!

XVII.

Der Cid.

Größer als vor der Schlacht bey Xeres (712) erscheinen die Spanier im eilften Jahrhundert auf dem Schauplatz der Geschichte. In dem langen und glücklichen Kampfe gegen die Araber hatte sich ihre Kraft gestählt; Rittergeist und Nationalstolz war unter ihnen erwacht; sie lebten ihr Heroen alter. Da erhob sich unter ihnen der Cid, ohne Furcht und Tadel, groß und herrlich in seinen Thaten, ein Spiegel edler Ritterschaft, wie nach ihm Bayard unter den Franzosen, Richard Löwen-

herz unter den Engländern, unter den Deutschen Götz von Berlichingen und andre.

Freylich ist vieles, was von ihm erzählt wird, dunkel, zweifelhaft und mit Sagen ausgeschmückt: wie eine höhere, ehrfurchtgebietende Gestalt tritt er aus dem Helldunkel seiner Zeit hervor; aber gern verweilt der Menschenfreund bey Schilderungen menschlicher Größe, und erfreulich ist es, in Einem Bilde vereinigt zu erblicken, was man ritterliche Tugend nannte. Wir wollen daher kurz zusammenstellen, was von Cids Thaten und Schicksalen aus Chroniken und Sagen wiederhallt.

Don Rodrigo, von Feinden, die ihn bewunderten, der Cid (d. i. der Herr) und von seinem König und Volk mit dankbarer Verehrung Campeador (d. i. der Oberfeldherr, oder Kampfheld ohne gleichen) genannt, stammte aus einem berühmten, altcastilischen Geschlecht. Sein Vater, ein tapfrer, siegreicher Herr, hieß Don Diego Laynez, seine Mutter Donna Therese, Tochter eines reichen Grafen von Asturien. Vivar, zwey Stunden von Burgos, gilt als der Ort, und das Jahr 1026 als die Zeit seiner Geburt.

Unter Fernando's des Großen Herrschaft (1033 — 1065) blühete seine Jugend und Manneskraft auf,

auf, und viel weiß die Sage zu erzählen von seiner zarten Kindesliebe, von seinem furchtlosen Muth, von seiner offenen Geradheit: wie er seinen alten Vater rächte an dem hochangesehenen Grafen Gormaz, wie er fünf Fürsten der Araber schlug und gefangen nahm, wie er vom König Fernando mit dem Schwert umgürtet ward, wie er treue Freundschaft schloß mit Alvaro Fanez Minaya, seinem Waffenbruder, und wie er voll Gefühl für des Vaterlands Ehre und Wohl laut eiferte gegen das Verlangen des deutschen Kaisers Heinrich des Dritten, kaiserliche Rechte über Spanien auszuüben. Aber alles dieß liegt im Dunkeln, und schwerlich läßt sich das Wahre ausmitteln.

Nach Fernando's Tode (1065) ward dessen ältester Sohn, Sancho der Starke, König von Castilien und damit Cids Oberherr. Sancho, nicht ohne Gefühl für Größe, ehrte den Helden, mit dem er schon in früheren Jahren zu Waffenthaten vereinigt gewesen war, ernannte ihn zum Oberbefehlshaber (Campeador) und bediente sich seiner in allen Kriegen, die er aus Vergrößerungssucht gegen Brüder und Schwestern führte. Cid fühlte, wie die Sage meldet, das Ungerechte dieser Kriege, aber als treuer Unterthan folgte er seinem König, und als unwiderstehlicher Held bekrönte er dessen Unternehmungen mit Sieg. Dem ältesten

Bru-

Bruder Garcia wurde Gallicien entrissen; der zweyte, Alfonso VI, König von Leon und Asturien, wurde nach zwey harten Schlachten gefangen genommen; die eine Schwester, Elvire, mußte Toro verlassen, aber die andre, Urraka, behauptete sich zu Zamora, und während Sancho diese feste Stadt durch Hunger zu besiegen hoffte, wurde er vor derselben meuchelmörderisch erstochen (Oct. 1072).

Jetzt gelangte Alfonso VI, der noch bey Sanchos Lebzeiten aus der Gefangenschaft nach Toledo entkommen und daselbst vom arabischen Fürsten Al Maimon gastfreundlich aufgenommen war, zu dem Besitz aller Staaten seines Vaters. Vor seiner Thronbesteigung zu Burgos mußte er feyerlichst schwören, an der Ermordung Sanchos auf keinerley Weise Antheil gehabt zu haben. Cid, heißt es, nahm ihm diesen Eidschwur ab, und ließ ihn selbigen dreymal wiederholen; denn wie tapfer er für das Haus Fernando's kämpfte, eben so eifrig wünschte er auch jeden Vorwurf von demselben entfernt. Alfonso empfindlich über diese Eidesforderung, vielleicht auch über die Niederlage, die er neun Monate früher durch Cid erlitten hatte, beeiferte sich dennoch den verehrten Helden fest an sich ketten. Er gab ihm seine Nichte Donna Ximena, eine vortreffliche Frau, zur Gemahlin (1074), und ehrte ihn durch die wichtigsten Aufträge. So sen-

sendete er ihn an die arabischen Fürsten, die von dem Emir zu Granada befehdet wurden (1076). Cid suchte diese Fehde erst in Güte abzuwenden. Vergebens! Nun griff er zu den Waffen. In dreystündiger Schlacht schlug er den Emir, und nahm die christlichen Ritter, die ihm dienten, gefangen; aber großmüthig, wie immer, gab er sie bald wieder frey. Mit gleichem Glücke kämpfte er im folgenden Jahre (1077) gegen die Araber. Die Schaaren derselben, die, von Aragonien aus, über den Duero vorgedrungen waren, trieb er zurück, und aus dem Gebiet von Toledo nahm er siebentausend Araber als Gefangene mit sich.

Aber der Höflinge Ränke treffen oft den verdienstvollsten Mann, und der Könige Gunst ist wandelbar. Auch Cid erfuhr dieß. Dieselben Ritter, die er im Kampfe gegen den Emir von Granada gefangen und befreyt hatte, vergalten seine Großmuth mit Undank. Sie verläumdeten ihn als einen stolzen Krieger, der eigenmächtig handele, und unbefehligt seines Königs Freund, den Fürsten von Toledo, angegriffen habe. Alfonso neidisch auf Cids Ruhm und Größe, hörte auf diese Vorwürfe, und befahl ihm, auf eine Zeitlang Castilien zu verlassen.

Cid, seinen Oberherrn ehrend, auch wenn dieser unbillig handelte, und mehr auf Gott und sich selbst als auf Könige bauend, folgte ohne Murren dem Verbannungsbefehl. Mit seinen Freunden und Mannen, dreyhundert an der Zahl, begab er sich nach Saragossa, und lebte daselbst neun Jahre (1078 — 1087) ohne Furcht und Tadel. Er gewann die Achtung des dasigen Emirs, wehrte ungerechte Angriffe ab, und befreyte Saragossa durch muthigen Kampf von der drohendsten Gefahr. Der Dank der Geretteten war sein schöner Lohn. Mehrere Stunden weit zog ihm, dem Sieger, ganz Saragossa frohlockend entgegen.

Auch Alfonso konnte dem vielgefeyerten Helden die verdiente Bewunderung nicht versagen. Er näherte sich ihm schon im Jahre 1084, aber leichtsinnig vernachlässigte er ihn wieder, als er ohne dessen Hülfe das wichtige Toledo eroberte (1086), und erst das Unglück machte ihm Cids Werth und Beystand recht fühlbar. Die spanischen Araber hatten sich, um Schutz gegen die zunehmende Uebermacht der Castilianer zu finden an ihre Glaubensgenossen, die Mauren in Afrika, gewendet. Diese kamen, angeführt von Juceph, dem mächtigsten König von Afrika, und Alfonso ward am Ufer der Guadiana, unweit Badajoz (1087) geschlagen. Schwer verwundet konnte er kaum mit fünfhundert

Rei-

Reitern, dem Reste eines großen Heeres, entfliehen. In dieser Noth rief er den verwiesenen und geringschätzig behandelten Cid wieder zu sich. Dieser, eben so großmüthig und versöhnlich, als streng und tapfer, kehrte sogleich zurück. Indessen war Juceph, ohne seinen Sieg weiter zu benutzen, nach Afrika zurückgekehrt, und Cid und Alfonso rächten nun die erlittene Niederlage nach verschiedenen Seiten hin.

Doch das gute Vernehmen zwischen beyden war von kurzer Dauer. Bey der Fortsetzung des Krieges gegen die spanischen Araber und deren afrikanische Bundsgenossen befahl Alfonso dem Cid, Halahet, eine von den Feinden sehr bedrängte Burg, zu entsetzen. Cid aber, der den Krieg mehr mit Ueberlegung als Ungestüm führte, sah dieß Unternehmen als tollkühne Verwegenheit an. Er rückte daher nicht vor, ja er zog sich vielmehr zurück, da er gehört hatte, daß Juceph aus Mangel an Glück und Unterstützung Spanien zum zweyten Male verlassen hatte. Sogleich erhob sich gegen ihn die Schaar seiner Feinde. Sie flüsterten dem König zu, daß Cid, uneingedenk seiner Pflichten als Unterthan, nur für eignen Ruhm und Vortheil fechte; und Alfonso, von solchen Eingebungen und eigner Leidenschaftlichkeit geblendet, befahl, daß ihm alles, was er von der Krone habe, Weib, Kostbarkeiten,

barkeiten und Geld, entrissen werden sollte. Vergebens betheuerte Cid seine Schuldlosigkeit: er konnte nur so viel erlangen, daß Donna Ximena frey gegeben wurde und sich mit ihren Töchtern nach San Pedro de Cordonna begeben durfte.

Aber im Unglück bewährt sich der Held! Cid stritt nun für sich selbst, und um so glücklicher, je freyer er sich fühlte. Er begab sich (1090) in die Gegend von Teruel in Aragonien und bemächtigte sich daselbst eines Felsen, der noch heut zu Tage Penna del Cid, oder Cid's Felsen heißt. Von dort aus unternahm er vielfältige Streifereyen nach den südöstlichen Küsten Spaniens, erfocht glänzende Siege über seine Feinde, gewann sie durch Großmuth, und verfolgte den Plan, Valencia zu erobern. Mitten auf dieser ruhmreichen Bahn traf ihn Neid und Mistrauen härter als zuvor. Auf Befehl des Königs verließen ihn seine Mannen, und bald fehlte es ihm am Nöthigsten, um sich und die Seinigen zu unterhalten. Er aber verlor in Bedrängnissen nie den Muth, nie die Hoffnung beßrer Zeiten. Auf künftiges Glück trauend, borgte er von den Juden (sie zu beliſten, hielt man für erlaubt) tausend Goldstücke und verpfändete dagegen verschlossene Kisten, angeblich seinen Schatz, in der That aber Sand enthaltend. Dann zog er wieder Mannen an sich, und noch

mehr

mehrere sammelten sich um ihn, als des Königs Zorn sich legte. So gelang es ihm nach vielen Mühseligkeiten und Gefahren, das Ziel seiner Wünsche zu erreichen. Im April 1094 eroberte er das reiche und mächtige Valencia, und verjagte die Afrikaner, die dieser Stadt zu Hülfe gekommen waren. Ungemein große Beute fiel dabey in seine Hände: Gold, Silber, Edelsteine, Seidenstoffe, kostbare Gefäße, herrliche Pferde. Nur ein Fünftheil davon behielt er für sich; das übrige vertheilte er unter seine Genossen; den Juden zahlte er die dargeliehene Summe zurück, und dem König Alfonso sendete er hundert der herrlichsten Pferde als ein Ehrengeschenk.

Zur Fülle seines Glücks fehlten ihm nur die Geliebten seines Herzens. Er ließ daher seine Gemahlin, die hochgesinnte Donna Ximena, und seine Töchter, die edeln Jungfrauen Sol und Elvire, aus dem Kloster San Pedro de Cordonna, wo sie sich seither aufgehalten hatten, durch seinen treuen Freund Alvaro Fanez herbeyführen. Sie kamen, umgeben von tapfern Rittern, auf geschmückten Pferden, und Cid ritt ihnen aus Valencia entgegen auf seinem köstlichen Streitroß Babieça. Ihr Anblick rührte ihn, und seine Thränen rollten in seinen langen und breiten Bart. Da sank seine edle Gemahlin, überwältigt von ihrem Herzen zu

den

den Füßen des Trefflichen, der nie kleinmüthig im Unglück, nie übermüthig im Glück, furchtbar in Schlachten und doch so gefühlvolles Herzens war. Hieronymus aber, vom Cid zum Bischof zu Valencia ernannt, ein frommer und muthiger Mann, segnete sie, und sie lebte mit ihrem Gemahl eine Zeitlang in Glück und Freude *).

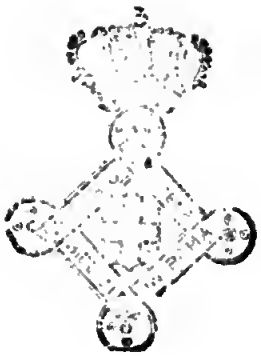
Doch Cid ruhete nicht auf den errungenen Lorbeern. Im Verein mit Don Pedro, damals König von Aragonien und Navarra (1094), zog er in die Gegend von Xativa, nahe am Meer, wo sich die Afrikaner, die von neuem nach Spanien gekommen waren, nahe bey ihren Schiffen gelagert hatten. Sobald sie des Feindes ansichtig wurden, erhoben sie ihr Feldgeschrey: "Allah! Allah!" Die Spanier erschracken. Cid aber sprengte durch ihre Reihen und rief: "Alle, die "ihr sehet und höret, sind in unsre Gewalt gege"ben auf diesen Tag!" Und so geschah es. Er schlug die Afrikaner und jagte sie zu ihren Schiffen. Viele Tausende von ihnen blieben auf der Wahlstatt, mehrere kamen im Meere um. Abermals ward große Beute gemacht, und abermals sen-

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. XXXIII. — Donna Ximena sinkt zu den Füßen ihres Gemahls, umgeben von ihren Töchtern und dem Bischof Hieronymus. Im Hintergrunde erblickt man die Stadt Valencia.

Schubart del.

Mene Haas Sc. Berlin.

Der Cid



ſendete er einen Theil derſelben ſeinem Oberherrn, dem König Alfonſo. Von Bewunderung hingeriſſen, beſuchte Alfonſo jetzt den Cid, und wendete ſein Herz nie wieder von ihm ab.

Bald nach dieſer Ausſöhnung wurde, wie die Romanze meldet, Cid's Vaterherz tief verwundet. Zwey Jünglinge von edler Abkunft, aber feig und boshaft, Diego und Fernando, Grafen von Carrion, warben um ſeine Töchter. Er war gegen dieſe Werbung, aber aus Nachgiebigkeit gegen den König Alfonſo, der ſelbſt für die Jünglinge ſprach, willigte er endlich ein. Die Heyrath wurde geſchloſſen, und die Jünglinge zogen mit Cid's Töchtern und großem Heyrathsgut ihrer Heimath zu. Aber in einer wilden Bergwüſte, als ſie ſich ihres Geleits entledigt hatten, ließen ſie ihrer Bosheit freyen Lauf. Sie riſſen den Frauen die Kleider vom Leibe, banden und ſchlugen ſie, überließen ſie ihrem Schickſale und ritten davon. Doch die Frevelthat wurde entdeckt. Ein Bote, den Cid nachgeſendet hatte, um zu erfahren, wie ſeine Töchter zu Carrion behandelt würden, fand die Unglücklichen. Cid forderte Recht, und König Alfonſo hielt ein hohes Landgericht zu Toledo. Da mußten die Jünglinge das Heyrathsgut zurückgeben, und einen Zweykampf beſtehen, der ihnen nichts als ein ehrloſes Leben übrig ließ.

Cid's

Cid's letzte That war die Eroberung Sagunts (1095). Vier Jahre nachher starb er, drey und siebenzig Jahre alt im Jul. 1099, mit Ehre und Ruhm bedeckt. Nach seinem Tode konnte Valencia gegen die erneuerten Angriffe der Afrikaner nicht behauptet werden; Alfonso sah sich genöthigt, diese Eroberung aufzugeben, und Donna Ximena zog mit ihren Schätzen und Kindern und dem Leichnam ihres Cid nach Castilien, wo selbiger im Kloster zu San Pedro von Cordonna beygesetzt wurde.

Von diesen Angaben der Chroniken wenden wir uns noch einmal zu den Romanzen, die den Helden verherrlichen *). Lieblich, wie ihr ganzer Inhalt, tönt besonders ihr Ausgang. Da erblicken wir den Helden, wie er, matt von Kämpfen und Siegen auf seinem Lager ruht, San Pedro ihm erscheint, und ihm des Himmels Seligkeit verheißt; wie dann der Held von seinen Freunden Abschied nimmt, und sie ermahnt, keine Thräne um ihn zu weinen, sondern, wenn er ausgeathmet, Tommeten, Cymbeln und Feldgeschrey ertönen zu lassen; wie er

*) Uns Deutschen sind diese Romanzen bekannt durch Herders meisterhafte Uebersetzung: "der Cid, nach spanischen Romanzen besungen," einzeln herausgegeben, Tübingen 1806, und in Herders sämmtlichen Werken zur schönen Literatur und Kunst Th. 3, samt Joh. v. Müller's Untersuchungen über den Cid.

er ferner nach seinem treuen Roß Babieça verlangt, dieses herbeykommt und mit großen Augen ihn ansieht, traurig und stumm, wie ein Lamm; wie er endlich sprachlos seiner Ximena die Hand drückt, und nun, da er entschläft, das Rauschen der Winde und seiner Paniere schweigt. Als späterhin die Mauren, fügt die Romanze hinzu, gegen Valencia losrückten, ward sein Leichnam, einbalsamirt und angethan mit der wohlbekannten Rüstung, auf sein Kampfroß gesetzt, und sein Schwert, Tizona, ihm in die Rechte gegeben. Dieser Anblick schreckte die Feinde: sie flohen. Darauf ward der Leichnam nach Cordonna gebracht, dort auf einem prächtigen Stuhl neben dem Altar aufgerichtet, und mit heiliger Scheu verehrt. Wunderwerke geschahen daselbst, und, so schließt die Romanze,

" Ein Wohlthäter für die Armen,
Ein Beschützer der Verlassnen
Ward der Cid auch in der Gruft. "

XVIII.

Alfred der Große.

Als eine hohe, ehrfurchtgebietende und zugleich ungemein liebenswürdige Erscheinung begegnet uns in der Geschichte Englands Alfred der Große, einer der kräftigsten und weisesten Könige, groß im Glück und Unglück, im Krieg und Frieden: ähnlich Karl dem Großen, dem er nur an Thatenglanz, nicht aber an Thatenwerth nachsteht.

Er war der fünfte Sohn Königs Ethelwolf, geboren zu Wantage in Berkshire im Jahr 849. Wegen seiner Schönheit, Munterkeit und Freundlichkeit ward er frühzeitig der Liebling seiner Eltern. Sein Vater schickte ihn daher als einen vierjährigen Knaben (853) mit einem großen Gefolge nach Rom, wo ihn Pabst Leo IV zum König salbte; und er selbst nahm ihn mit sich, als er im Jahr 855 eine Pilgerreise nach Rom vollzog. Schon in zarter Jugend fand Alfred Gefallen an vaterländischen Gesängen, oder altsächsischen Liedern, die er sich wiederholt hersagen ließ und auf solche Art auswendig lernte; aber erst in seinem zwölften Jahre lernte er lesen, und zwar auf folgende Veranlassung.

Er

Er war mit seinen Brüdern einst bey seiner Stiefmutter, Judith, der Tochter Karls des Kahlen (seine leibliche Mutter, Osburg, eine verständige und gottesfürchtige Frau, war schon im Jahr 854 gestorben). Judith zeigte den jungen Prinzen eine schön gemalte Liedersammlung und versprach sie demjenigen von ihnen zu schenken, der diese Lieder zuerst auswendig lernen würde. "Willst du "wirklich", rief Alfred, "demjenigen unter uns "das schöne Buch schenken, der es zuerst dir wird "vorlesen können?" — "Ja", erwiederte sie lächelnd. Jetzt erwachte in ihm die Begierde lesen zu lernen, und er gewann vor seinen Brüdern den Preis, und fing nun auch an, Latein zu lernen. Während er aber seinen Geist bildete, versäumte er die nöthigen Körperübungen nicht. Erst als Jäger, dann als Krieger führte er die Waffen. So stand er seinem Bruder Ethelred (reg. von 866 bis 871), obschon ihm dieser ein großes Erbgut entzogen hatte, bey allen Kriegsunternehmungen kräftig bey, und wendete mehr als einmal Niederlagen ab. Als zum Beyspiel die Dänen im Jahre 871 bey Aston in Berkshire unvermuthet einen furchtbaren Angriff thaten, wollte Ethelred, der eben die Messe hörte, nicht eher als diese geendigt seyn würde, zu den Waffen greifen: doch Alfred, rasch und klug, wagte die Schlacht und gewann einen herrlichen Sieg.

Kurz darauf starb Ethelred (871) und nun ward Alfred, damals zwey und zwanzig Jahre alt, nach dem allgemeinen Wunsch der Nation auf den Thron erhoben. Aber wankend schien dieser Thron: Unglück und Gefahren umringten ihn! Die Dänen, obgleich kurz vorher geschlagen, überschwemmten England von allen Seiten. Schon hatten sie sich auf der östlichen Seite Wohnsitze erstritten; Ostangeln und Northumberland wurde von dänischen Königen beherrscht; noch mehrere Gebiete waren ihren Verwüstungen preis gegeben, und nahe schien der Zeitpunkt, wo die Angelsachsen nach so vielen Gefahren, Verlusten und Verheerungen Sclaven der Dänen werden würden. Nur durch kühne und rasche Unternehmungen konnte diesem Uebel gesteuert werden.

Alfred zog daher bald nach dem Tode seines Bruders gegen die Dänen in Wessex: sie hatten Wilton eingenommen und plünderten die naheliegende Gegend. Glück und Unglück wechselten; doch versprachen die Dänen Wessex zu räumen (871). Aber nun wendeten sie sich in die nördlichen Provinzen, verwüsteten Mercien (872) und bemächtigten sich (874) dieses Landes. Neue Schwärme derselben erschienen dann in der Gegend von Cambridge, und drangen wieder in Wessex, Alfreds Erbreich, ein (876). Ausser Stand sie mit

Gewalt

Gewalt zu vertreiben, bot er ihnen zum zweiten Male einen Vergleich an, und ließ sie denselben auf heilige Reliquien und ein goldnes Armband, den Schmuck des Helden, beschwören. Umsonst! Die Treulosen fielen plötzlich das angelsächsische Heer an, schlugen es, und überwinterten zu Exceſter in Devonshire (877). Alfred bot alles auf, sammelte Schiffe und Truppen, und trieb die Dänen abermals zu dem Versprechen, seine Staaten zu räumen und den Räubereyen zu entsagen. Doch unerwartet rückte ein neuer Haufe mit furchtbarer Macht herbey. Jetzt sank der Muth der Engländer zu gänzlicher Verzagtheit; sie glaubten sich vom Himmel zum Verderben bestimmt und zerstreuten sich. Einige verließen ihr Vaterland, andre unterwarfen sich den Räubern.

Von seinem Volke verlassen, und nicht vermögend die Zerstreuten augenblicklich wieder zu sammeln, konnte Alfred nur darauf denken, den Verfolgungen seiner Feinde zu entgehn, um sich für bessere Zeiten zu erhalten. Er entließ daher sein Gefolge, legte allen königlichen Schmuck ab, zog Bauernkleider an, und floh in die Moräste von Sommerset. Dort begab er sich in die Hütte eines seiner Hirten, und theilte Arbeit und Beschwerden mit dem niedrigsten seiner Knechte. Aber mitten in der tiefsten Erniedrigung verließ ihn nicht die

Hoffnung beßrer Zeiten, nicht das Streben den Thron seiner Väter wieder zu besteigen. So gestimmt saß er einst am Heerde und bereitete sich einen Bogen und Pfeile. Da gab ihm die Frau des Kuhhirten, die ihn für einen Knecht hielt, den Auftrag, auf die Brode, die am Feuer geröstet wurden, zu achten. Er aber, versunken in Heldengedanken, vergaß des Auftrages. Als nun die Hirtin zurückkam, und die Brode verbrannt fand, schalt sie ihn einen faulen Knecht, der wohl Brode essen, aber nicht backen möchte *).

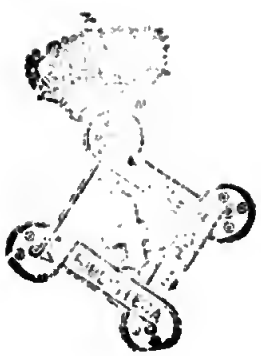
Sobald die Feinde lässiger wurden, ihn aufzusuchen, begab er sich mit einigen Anhängern auf eine kleine Insel in Sommerset, fünf Meilen von Caunton, welche von nun an Aethelingey oder Insel der Edeln genannt wurde. Ueber ein Jahr lag er hier, doch nicht müßig. Er baute sich eine Feste, und wie aus einem unsichtbaren Schloß that er Ausfälle auf die umherstreifenden Dänen. So fühlten sie oft die Stärke seines Arms, ohne zu wissen, woher die Streiche kamen.

Um eben diese Zeit war Oddune, Graf von Devonshire, auf seiner Felsenburg Kinwith von den Dänen eingeschlossen, und in Gefahr aus Mangel an Lebensmitteln und Wasser zur Uebergabe gezwungen

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. XXXIV.

Alfred der Grosse im Stande der Erniedrigung.

Digitized by Google



zwungen zu werden. Zum Aeuſſerſten gebracht, wagte er einen unvermutheten Ausfall, und der Muth der Verzweiflung führte ihn zum Sieg. Er ſchlug die Dänen, und erbeutete ihre heilige Fahne, Reafen genannt, worauf ein wunderſamer Rabe unter Zauberſprüchen geſtickt war. Dieſer Vorfall erweckte den Muth der Angelſachſen, ſie betrachteten das erbeutete Panier als das Zeichen eines ſiegverheißenden Kampfes.

Mit Freuden vernahm dieß Alfred. Jetzt konnte er die Wiederherſtellung ſeines Reichs betreiben, da Muth und Selbſtvertrauen in die Herzen der Seinigen zurückkehrte. Doch bevor er ein großes Unternehmen wagte, fand er für nöthig, die Stärke, Verfaſſung und Anſchläge ſeiner Feinde zu erſpähen. Kundig des Saitenſpiels und Geſangs, kleidete er ſich wie ein ſächſiſcher Minſtrel oder Balladenſänger, und ging ſo mit der Laute in der Hand, in das Lager der Dänen, nach Eddington in Berkſhire. Die Dänen ahneten nicht, wer er ſey; ſie nahmen ihn freundlich auf, fanden Gefallen an ſeinen muntern Geſängen, und führten ihn ſogar in das Zelt ihres Anführers Guthrum. Einige Tage verblieb er im däniſchen Lager, und während er alle durch ſeine Lieder gleichſam bezauberte, beobachtete er ſorgfältig ihr Lager und ihre

Ge-

Gespräche, ihre sorglose Sicherheit und ihre thörichte Verschwendung.

Nicht umsonst hatte er diese Beobachtungen gesammelt. Gleich nach seiner glücklichen Rückkehr sendete er heimlich Boten zu den Angesehnsten der Angelsachsen, befahl ihnen das Volk zu waffnen, und an einem bestimmten Tage mit ihren Schaaren bey Brixton zusammen zu kommen. Freudig kamen sie, und lauter Jubel erscholl als sie ihn, ihren geliebten König, sahen, den sie schon für todt gehalten hatten, und der sie jetzt zum Sieg und zur Rache rief.

Sogleich führte er sie nach Eddington, griff dort den schwächsten Theil des dänischen Lagers an, und erfocht einen herrlichen Sieg über die sorglosen und jetzt erschrocknen Feinde. Geschlagen flohen sie mit ihrem Anführer Guthrum in einen festen Platz. Alfred rückte ihnen nach, schloß sie ein und zwang sie nach vierzehntägiger Belagerung zur Uebergabe. Das Leben schenkte er ihnen, doch nöthigte er sie, entweder Britannien zu verlassen, oder als Zeichen der Unterwerfung das Christenthum anzunehmen, und nach angelsächsischen Gesetzen zu leben. Guthrum und die meisten Dänen seines Gefolges wählten das letzte, und wurden getauft (880). Alfred selbst vertrat bey Guthrums

thrums Taufe Pathenſtelle, und beſtätigte ihn in der Regierung über Oſtangeln und Northumberland, die dieſer als Lehen von Weſſex beſitzen ſollte. Auch blieben die nun chriſtlichen Dänen, ſo lange Guthrum lebte, ruhig, und vertheidigten ſogar die brittiſchen Küſten gegen die Einbrüche ihrer heidniſchen Landsleute.

Alfred, nun wieder König, brauchte dieſen erſten Schimmer von Ruhe, um ſeinem zerrütteten Reiche aufzuhelfen, und künftigen Einfällen der Dänen zuvor zu kommen. Er ſtellte daher die zerſtörten Städte her, ſchützte das offene Land durch feſte Plätze, und ermunterte ſeine Großen ſchon um ihrer Sicherheit willen Schlöſſer zu erbauen. Alle dienſtfähige Mannſchaft ließ er aufſchreiben, übte und theilte ſie in zwey Hälften; durch die eine ließ er die Feſtungen und das Land bewachen, die andere ließ er von den Kriegsbeſchwerden ausruhen und Ackerbau treiben, beyde aber jährlich mit einander wechſeln. Da er einſah, daß die Stärke ſeiner Feinde in Schiffen beſtehe, ſo wendete er auch auf das Seeweſen, das vorher von den Angelſachſen gänzlich vernachläſſigt worden war, ſeine Regentenſorgfalt. Jetzt, oder ſchon früher, erbaute er eine Flotte von 120 Schiffen, die er zum Schutz der Küſten in die Häfen ſeines Reichs vertheilte, und in kurzem waren ſeine Angelſachſen

den

den Dänen in der Kunst des Schiffbaus und in der Geschwindigkeit des Segelns überlegen.

Aber neue Erschütterungen folgten. Hastings, ein berühmter dänischer Anführer, kam von Frankreich, wo er lange Zeit schrecklich gehauset und alle Länder an der Loire und Seine verwüstet hatte, im Jahre 893 mit einer Flotte von 330 Schiffen nach England. Ein Theil dieser Flotte landete an der Küste von Kent; ein andrer, bey dem sich Hastings selbst befand, lief in die Themse ein und landete bey Viltoy. Unerschrocken rückte Alfred den Ankommenden entgegen, auch gewann er einige Vortheile über sie; aber ihre Macht war zu groß, als daß er sie sogleich vertreiben konnte, und um das Maß seiner Bedrängnisse zu erhöhen, empörten sich auch die Dänen in Northumberland und Ostangeln nach Guthrums Tode. Gegen so zahlreiche und mächtige Feinde sich zu vertheidigen, war schwer. Doch Alfred verzagte nicht! Wie ein Sturm flog er nach allen Seiten hin, und nach vier blutigen und verheerenden Jahren (893 — 897) trug seine Standhaftigkeit, Klugheit und Tapferkeit endlich den Sieg davon. Hastings wurde genöthigt, England zu verlassen, die empörten Dänen in Northumberland und Ostangeln wurden zur Ruhe gebracht, und neue Einfälle zurückgewiesen.

So

So behauptete Alfred die Sicherheit seiner Krone, und ward nun mächtiger als seine Vorfahren. Ostangeln und Northumberland wurden durch angelsächsische Statthalter regiert; Mercien, nicht mehr unter zinsbaren Königen, kam unmittelbar unter Alfred; die Britten, Bewohner von Wallis, vergaßen ihren alten Haß gegen die Angelsachsen, und erkannten ihn als ihren Oberherrn. Er herrschte demnach über alle Theile Britanniens, von dem Kanal bis zu den Grenzen von Schottland.

Aber wie sehr auch Alfreds Herrschaft gesichert und erweitert war, so lag doch sein Reich in dem elendesten Zustande. Ueberall sahe man Spuren eines wilden, zerstörenden Krieges: eingeäscherte Kirchen und Klöster, öde Städte, verwüstete Flecken und Dörfer. Noch streiften einzelne Dänen räuberisch umher, selbst die Angelsachsen hatten sich ans Rauben gewöhnt; die Gesetze waren ohne Kraft und das Eigenthum ruhiger Bürger eben so wenig als ihr Leben gesichert. Um diesen Uebeln zu steuern, sorgte Alfred vor allem für bürgerliche Ordnung und öffentliche Sicherheit, und seine Gesetze, gebaut auf schon vorhandene, altsächsische Einrichtungen, wurden die wahre Quelle des englischen Rechts.

Er

Er ließ eine umständliche Landesbeschreibung, oder ein Verzeichniß aller Güter seines Reichs ausausfertigen, und theilte demnach ganz England in Grafschaften (Shire's), die Grafschaften in Trithings, jedes Trithing in Hunderte (oder Hundrede), die Hunderte in Zehntel. Jedes Zehntel (Decennarien) enthielt zehn benachbarte Hausväter, von denen jeder für des andern Aufführung, so wie wiederum jeder Hausvater für die Aufführung seiner Hausgenossen, selbst seiner Gäste, wenn sie länger als drey Tage bey ihm blieben, stehen mußte. Nur wer in ein Zehntel eingeschrieben war (und dieß geschah nur mit Zustimmung der Hausväter eines Zehntel), genoß des Schutzes der Gesetze; Landstreicher wurden fest gehalten, Räubereyen auf das härteste bestraft. Zur Handhabung aber der Gerechtigkeit war zuerst, bey geringfügigen Vergehen und Streitigkeiten, die Versammlung der Hausväter oder der Decennarien bestimmt. Von dieser fand Berufung Statt an das Gericht des Hunderts, das aus einem Ausschuß von zwölf Männern bestand, und sich alle Monate versammelte. Höher als dieses stand das Grafschaftsgericht, das alle Jahre zweymal unter dem Vorsitz des Bischofs und Grafen gehalten wurde. Wer sich mit den Aussprüchen dieser Gerichte nicht beruhigte, der konnte sich an den König wenden, und Alfred war in Abfertigung solcher Sachen uner-

unermüdet. Er selbst verfertigte ein Gesetzbuch, das aber nicht auf unsre Zeiten gekommen ist, und zeigte sich unerbittlich in Bestrafung ungerechter Richter. Dabey hegte er große Achtung für die Freyheit seines Volkes. Er setzte fest, daß nach altgermanischer Weise jeder Bürger von andern Bürgern seines gleichen gerichtet werden sollte, und äußerte in seinem letzten Willen: "Die Engländer müßten beständig so frey bleiben, wie ihre Gedanken."

Mit dieser Sorge für bürgerliche Ordnung und Freyheit verband er auch die Sorge für bürgerlichen Wohlstand. Er zog aus allen Ländern fleißige Fremdlinge in sein Reich, ließ keinen Erfinder einer nützlichen Kunst unbelohnt, ermunterte zum Ackerbau, zur Schifffahrt, zum Handel, und setzte einen Theil seines Einkommens zur Unterhaltung von Handwerkern aus, welche die zerstörten Städte, Burgen, Kirchen und Klöster wieder aufbauten.

Nicht minder groß war die Sorgfalt, die er auf die höhere Bildung seines Volkes wendete. Durch die Trübsal der Zeiten hatte Unwissenheit und Rohheit unter den Engländern über Hand genommen. Alfred stellte daher die zerstörten Klöster wieder her, baute neue und bereicherte sie.

Ferner

Ferner rief er, weil die vorigen Mönche getödtet, oder zerstreut und verwildert waren, aus Frankreich und andern Ländern Geistliche herbey, die den verfallenen Gottesdienst wieder aufrichten sollten. Gelehrte Männer sammelten sich um ihn, mit denen er sich oft über die Angelegenheiten der Kirche und der Reichsverwaltung berathschlagte, wie Plegmond, Erzbischof von Canterbury, Bischof Asser, der sein Leben beschrieben hat, und seine Kapellane Johannes und Grimbald. Durch letztren, den er aus Frankreich herbeygezogen hatte, führte er Kirchenmusiken in England ein; und mit Hülfe aller stiftete er öffentliche Schulen. Dabey verordnete er, daß alle nur einiger Maßen Begüterte ihre Kinder zum Unterricht in diese Schulen schikken sollten; auch bey Aemtervertheilungen zog er diejenigen vor, die sich durch Gelehrsamkeit auszeichneten. Am meisten aber beförderte er diese durch sein vorleuchtendes Beyspiel.

Selbst von Liebe zu den Wissenschaften entflammt, beschäftigte er sich mitten unter der Last so vieler Regierungssorgen mit Dichtkunst, Weltweisheit, Geschichte und Theologie. Vieles übersetzte er in seine Landessprache, zur Belehrung seiner Landsleute, die des Lateins unkundig waren, z. B. das Hirtenbuch Gregors des Großen, die Trostschrift des Boethius, die Fabeln des Aesop, die Kirchengeschichte des Beda, das Geschichtswerk

des Orosius, und einen Theil der Psalmen Davids. Die meisten dieser Uebersetzungen, die er mit Zusätzen ausstattete, sind verloren gegangen; die beyden letzten aber sind noch vorhanden, und können als redende Zeugen seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit gelten.

So war also Alfred groß und bewundernswürdig nicht bloß als Held und mächtiger Herrscher, sondern auch als Gesetzgeber und Vater seines Volkes. In sechs und funfzig Schlachten hatte er, größtentheils siegreich, gefochten, doch ließ er sich dadurch nie verleiten, den Krieg zu lieben, oder ein verderblicher Eroberer zu werden; und in der kurzen Zeit, da er vor den Dänen Ruhe hatte, that er für das Wohl seines Vaterlandes mehr, als alle seine Vorgänger in der längsten Regierung.

Um aber so vieles leisten zu können, beobachtete er die sorgfältigste Eintheilung seiner Zeit. Tag und Nacht theilte er in drey gleiche Abschnitte, von denen der eine den Regierungsgeschäften, der zweyte gelehrten Arbeiten und Andachtsübungen, der dritte dem Schlaf, körperlichen Genüssen und den Freuden des geselligen Umgangs gewidmet war. Bey der damaligen Unkunde die Zeit zu messen, war es schwer dieser Zeiteintheilung zu folgen. Er bediente sich daher brennender Wachskerzen von

glei-

gleicher Länge, welche er in Laternen ſetzte, und von beſonders dazu angeſtellten Leuten bewachen ließ. Eben ſo beobachtete er auch eine recht haushälteriſche Eintheilung und Anwendung ſeiner Einkünfte. Er vertheilte ſie in zwey Caſſen, wovon die eine zu weltlichen, die andre zu geiſtlichen Ausgaben beſtimmt war. Die erſte Caſſe diente zur Beſorgung ſeiner Haushaltung, zur Beſoldung ſeiner Dienerſchaft und zur Pflege der Fremden, die er herbeyzog; vermittelſt der zweyten Caſſe aber wurden die von ihm geſtifteten Klöſter und Schulen unterhalten, Arme erquickt, geiſtliche Geſellſchaften, ſelbſt auſſerhalb Englands unterſtützt und die Abgaben an den päbſtlichen Stuhl bezahlt.

Ein wahrhaft religiöſer Sinn ſchmückte ſein Leben. In früher Jugend war er, der kräftige Jüngling, von heftigen Verſuchungen zu ſinnlicher Luſt heimgeſucht; aber er wußte ſie durch Wachen und Gebet zu bekämpfen. Oft ſtand er auf beym erſten Hahngeſchrey, eilte in eine Kirche, warf ſich vor den Stufen des Altars nieder, und flehete inbrünſtig zu Gott, daß er ihm eine Krankheit ſenden wolle, durch welche die Gluth unreiner Begierden in ihm gedämpft werden möchte. Auch in ſeinem ſpätern Leben ſuchte er ſich durch fleißiges Beten zur Ausübung ſeiner Pflichten zu ſtärken. Er widmete, wie ſchon bemerkt, täglich einen Theil ſeiner

Zeit

Zeit frommen Andachtsübungen, nie versäumte er den öffentlichen Gottesdienst, und immer trug er ein Büchlein bey sich, welches Gebete und Psalmen enthielt, an denen er sich schon in früher Jugend erbaut hatte. Er war wohlthätig gegen die Armen, ehrerbietig gegen die Bischöfe; doch sah er auch darauf, daß sie die Pflichten ihres heiligen Amtes gewissenhaft erfüllten. Unter den Sprüchen, die von ihm aufbewahrt werden, verdient besonders folgende Ermahnung, die er wahrscheinlich in der Nähe seines Todes seinem ältesten Sohne gab, eine beherzigungswerthe Erwähnung. "Mein Sohn", sprach er, "ich fühle es, daß meine Stunde kommt. "Mein Angesicht ist bleich; meine Tage sind bald "dahin. Wir müssen von einander scheiden. Ich "gehe in eine andre Welt, und du sollst zurück- "bleiben in meinem ganzen Reiche. Ich bitte dich, "denn du bist mein geliebtes Kind, strebe zu seyn "ein Vater und ein Herr deines Volkes; sey du "der Kinder Vater, und der Wittwen Freund; "erquicke die Armen, schirme die Schwachen, und "mit deiner ganzen Kraft mache recht, was un- "recht ist! Beherrsche dich selbst nach dem Ge- "setze! Dann wird der Herr dich lieben, und "über alle Dinge wird dein Lohn seyn Gott! "Ruf ihn an, daß er dir rathe in allen deinen "Nöthen; helfen wird er dir dann, glücklich aus- "zuführen, was du willst."

Nicht

Nicht unbemerkt darf es endlich bleiben, daß Alfred's schöne Seele in einem schönen Körper wohnte. Die Würde seines Aeussern, die Anmuth seines einnehmenden, offenen Gesichts, und die Stärke seines Gliederbaues ließ leicht den großen Mann in ihm vermuthen; aber noch höher mußte die Achtung für ihn steigen bey denen, die es fühlten, wie er Tapferkeit mit Wohlwollen, Gerechtigkeit mit Milde, und Liebe zu den Wissenschaften mit einem thätigen und wahrhaft religiösen Leben verband.

Der Abend seiner Tage war ruhig. Seitdem er im Jahre 897 zuletzt mit den Dänen gekämpft hatte, störte kein neuer Krieg seine Anstalten für den innern Wohlstand seines Reiches. Und so starb er im Glanze eines fleckenlosen Ruhmes, und geliebt von seinem, durch ihn glücklichen Volke, im dreyßigsten Jahre seiner Regierung und im drey und funfzigsten seines Lebens, den 28. October 901. Von seiner Gemahlin Ethelwithe, der Tochter eines Grafen in Mercien, hinterließ er drey Töchter und eben so viele Söhne, von denen der zweyte, Eduard, ihm in der Regierung folgte. Aber keiner seiner Nachkommen hat ihn an Größe erreicht!

XIX.

XIX.

Der heilige Dunstan und seine Umgebungen.

Die Macht der Kirche hatte in England nur noch langsame Fortschritte gemacht, als daselbst ein Mann auftrat, der, besonnen, kräftig, zu vielen Dingen geschickt, voll stolzes Selbstgefühls, hartnäckig in seinem Eifer, und unbändig in seinem Zürnen, seine eigene Erhebung auf die Erhebung der Kirche baute. Dieser Mann hieß Dunstan, und seine Lebensgeschichte, schon an sich wichtig, ist dieß auch darum, weil in sie die Geschichte der Könige, die zu seiner Zeit über England herrschten, aufs innigste verwebt ist.

Dunstan, der Sohn angesehener Eltern in Wessex, wurde im Kloster zu Glastonbury erzogen und, wie die spätere Sage meldet, schon in früher Jugend abwechselnd von Teufeln verfolgt, und von Engeln errettet und bedient. Damaliger Sitte gemäß mußten die Klostergeistlichen, neben ihrem geistlichen Berufe, Künste und mechanische Geschäfte betreiben. Auch Dunstan betrieb dieselben, und, emporgeho-

ben durch Fleiß und gute Fähigkeiten, erwarb er sich nicht nur gelehrte Kenntnisse, sondern auch viele Geschicklichkeiten in der Musik, Malerey, Bildhauerey und Metallarbeit. Noch lange nach seinem Tode waren seine Glocken, Kreuze, Rauchfässer und Heiligenbilder berühmt und geachtet.

Durch seinen Oheim Athelm, Erzbischof von Canterbury, kam er an den Hof Königs Athelstan (927 — 941). Hier erlangte er durch geschickten Fleiß in jeglichem Geschäfte, und besonders durch seine Fertigkeit in der Musik große Bewunderung. Aber der böse Geist, so sagen seine Lebensbeschreiber, ließ ihn nicht unangefochten. Es erhob sich gegen ihn das Gerücht, er sey ein Zauberer und wollüstigen Ausschweifungen hingegeben. Darüber verlor er die Gunst des Königs und mußte sich vom Hofe entfernen.

Auf Anrathen des Bischofs von Wincheſter, seines Freundes, beschloß er der Welt und ihren Freuden zu entsagen, sich in ein Kloster zu verschließen, und durch freywillige Büßungen einen Platz unter den Heiligen zu verdienen. Ernst und standhaft führte er diesen Beschluß aus. Er wählte zu seiner Wohnung eine so kleine und niedrige Zelle, daß er darin weder aufrecht stehen, noch ausgestreckt liegen konnte; Beten, Fasten, Wachen

und

und Handarbeiten füllten seine Zeit. Aber auch hier ließ ihn der böse Geist nicht ruhen. Eines Tages, da er Eisen schmiedete, erschien ihm der Teufel in Gestalt eines gemeinen Mannes, der Schmiedearbeit bestellte. Dunstan war so aufmerksam bey der Arbeit, daß er diesen Kundmann anfangs nicht bemerkte; erst die gotteslästerlichen Flüche, die er vernahm, verriethen ihm die Anwesenheit des Teufels. Ergrimmt hierüber ergriff er eine glühende Zange, faßte damit den Teufel bey der Nase, und hielt ihn so fest, daß derselbe vor Schmerzen brüllte, und die ganze Gegend meilenweit von seinem Gebrüll wiederhallte. — Es mag seyn, daß Dunstan selbst, dessen Phantasie durch beständige Kasteyungen ergriffen seyn mochte, dieß für wahr hielt; gewisser aber ist es, daß er durch Erzählungen dieser Art, die er selbst unter dem Volke verbreitete, einen größern Ruf erlangte, als er je durch wahre Frömmigkeit hätte erlangen können.

Indessen war ihm das Leben am Hofe, wo seine Ehrsucht Befriedigung finden konnte, keineswegs verleidet. Er folgte daher dem Rufe Königs Edmund (941 — 946), kam wieder an den Hof, erhielt die Abtey Glastonbury und genoß eine ehrenvolle Behandlung. Noch höher stieg sein Ansehen unter Edred, Edmunds Bruder (946 — 955).

Dieſer frömmelnde Fürſt kam ihm mit grenzenloſem Vertrauen entgegen, machte ihn zu ſeinem Gewiſſensrath, zum Rathgeber in den wichtigſten Staatsangelegenheiten, und ſtellte ihn an die Spitze der Schatzkammer. Er aber benutzte dieſen Zuwachs an Einfluß und Anſehn, um das Kloſterweſen und die Geiſtlichkeit umzubilden, und dadurch die Macht der Kirche zu erheben.

Das Kloſterweſen hatte ungefähr ſeit dem ſiebenten Jahrhundert in England Eingang gefunden; aber die Mönche waren bisher eine Art weltlicher Prieſter geweſen. Sie konnten ihre Zeit anwenden, wie ſie wollten; waren an keine beſtimmte Ordensregeln gebunden, vom Umgang mit Weltlichen nicht abgeſchnitten, und noch nicht der unumſchränkten Gewalt der Aebte unterworfen; ja es ſtand ihnen frey, ſich zu verheyrathen oder im ledigen Stande zu verbleiben. Beſonders hatten die Klöſter, welche weltliche Stifter hießen, wenig Klöſterliches. Sie beſtanden aus verheyratheten und unverheyratheten Perſonen, die ziemlich frey zuſammen lebten. Ihre Vorſteher, Officiere und Aebte zugleich, waren allemal verheyrathet, und konnten ihren Kindern ihre Stellen nachlaſſen. Dieſe Gewohnheiten waren dem heiligen Dunſtan ein Gräuel. Die ſtrengen Regeln des heiligen Benedictus hatten ſein Gemüth ergrif-

ergriffen; er war überzeugt, daß die Eheloſigkeit der Geiſtlichen, die Macht der Kirche erheben würde, und faßte daher den Plan, ſtatt des lockern Kloſterlebens und der Weltgeiſtlichkeit, ſtrenge Mönchszucht und Cölibat in England geltend zu machen. Mit hartnäckigem Eifer verfolgte er dieſen Plan. In den Klöſtern, die unter ſeiner Aufſicht ſtanden, führte er die Regeln des heiligen Benedictus ein, empfahl die Eheloſigkeit der Geiſtlichen als verdienſtlich, ſchilderte das üppige Leben der Weltgeiſtlichen mit den ſchwärzeſten Farben, verdrängte ſie, ſo viel er konnte, beſetzte die erledigten Stellen mit ſeinen Mönchen, und bereicherte ſie mit vielen Einkünften.

In dieſen Zeiten gelangte Edwi, Edmunds Sohn, zur Regierung (955 — 959). Auch ihn ſuchte Dunſtan und deſſen Freund Odo, Erzbiſchof von Canterbury, von ſich abhängig zu machen; er aber, jung, kräftig und voll ſtürmiſcher Leidenſchaften, widerſtrebte den Anmaßungen herrſchſüchtiger Prieſter, und erfuhr eben deshalb die unerhörteſten Kränkungen.

Er liebte die ſchöne Prinzeſſin Elgive, und wünſchte ſie zu heyrathen; aber Dunſtan widerſetzte ſich, indem er dem König vorſtellte, daß Elgive mit ihm im vierten Grade verwandt ſey, und

und daß eine Ehe unter so nahen Anverwandten zu den Todsünden gehöre. Doch Edwi kehrte sich nicht daran, und vermählte sich mit Elgive'n, ohne die Einwilligung der Priester abzuwarten. Gar bald traf ihn dafür die grausamste Rache. Am Tage seiner Krönung hatte er die geistlichen und weltlichen Großen seines Reichs zu einem Gastmahl versammelt. Am Ende des Mahls stand er auf, während die Uebrigen noch zusammen saßen, und begab sich in das Zimmer seiner Gemahlin, und zu ihren Umarmungen. Ein lautes Murren erhob sich unter den Zurückgebliebenen und Dunstan machte sich auf, drang in das Zimmer der Königin, riß den König unter den bittersten Vorwürfen aus ihren Armen, und führte ihn mit Gewalt zu den noch versammelten Großen zurück. Keiner derselben wagte die beleidigte Majestät zu rächen; doch Edwi selbst fühlte sich dazu stark genug. Er forderte von Dunstan Rechenschaft wegen Verwaltung des Schatzes und verwies ihn, der sich der Rechenschaft entziehen wollte, als einen Treulosen, aus England. Zugleich gab er den verheyratheten Weltgeistlichen die Pfründen zurück, die ihnen Dunstan entrissen hatte.

Auch in seiner Verbannung war Dunstan furchtbar. Seine Parthey schrie über die Gottlosigkeit des Königs, der alle göttlichen und mensch-

lichen

lichen Gesetze mit Füßen trete, und Odo, Erzbischof von Canterbury, ließ durch Soldaten die Königin aus dem Pallaste entführen, ihr schönes Gesicht mit glühenden Eisen zerfetzen, und sie nach Irland schleppen, wo sie in beständiger Verbannung leben sollte. Allein sie blieb nicht lange daselbst. Denn kaum waren ihre Wunden geheilt, so machte sie sich auf, und eilte nach England, um in die Arme ihres geliebten Edwi zurückzukehren. Doch Odo erfuhr ihre Flucht, und bemächtigte sich ihrer durch seine Diener. Seine Bosheit war grenzenlos. Er ließ ihr die Flechsen an den Kniekehlen und Händen und Füßen zerschneiden, und sie auf diese Weise unter den empfindlichsten Martern zu Tode bluten. Damit aber solche Abscheulichkeiten von Edwi nicht bestraft würden, that Odo ihn in den Bann, trieb das Volk gegen ihn, als einen Feind Gottes, zur Empörung, und ernannte dessen jüngern Bruder, Edgar, einen Prinzen von dreyzehn Jahren, zum König. Mercien und Northumbrien, immer zum Aufstand geneigt, fielen demselben zu; nur das südliche England blieb dem Edwi treu; ein blutiger Bürgerkrieg schien nahe. Da starb, zu seinem Glücke, Edwi. Der Gram über Elgivens trauriges Schicksal scheint ihm das Herz gebrochen zu haben (959).

Inzwischen

Inzwischen war Dunstan, gleich nach dem Ausbruch des Aufstandes, aus Flandern, wo er sich seither aufgehalten hatte, nach England zurück gekommen. Hier hatte er als Oberhaupt der mißvergnügten Parthey die Regierungsverwaltung übernommen und jetzt erfolgte die glanzvollste Periode seines Lebens. Denn Edgar, nun allein König, hielt sich nicht bloß während seiner Minderjährigkeit, sondern auch nachher, ja seine ganze Regierung hindurch (959 — 975) fest an den furchtbaren Mann, der durch den Ruf der Heiligkeit die Herzen des Volkes in Händen hatte. Ihn erhob er zum Bischof von Worchester, dann zum Bischof von London, und endlich, nach Odo's Tode, zum Erzbischof von Canterbury; ihm überließ er die Leitung aller Staatsangelegenheiten, ihm folgte er in Erhebung und Bereicherung der Mönche. Dabey befand er sich wohl: seine Regierung war ruhig; er wurde, wie wenig er es verdiente, mit Lob und Ruhm überhäuft, und der Nachwelt als ein Muster empfohlen.

Jetzt hatte Dunstan unumschränkte Gewalt, die Ausführung seiner Plane fortzusetzen, und er säumte nicht, sie zu benutzen. Durch sein Ansehn erhob er zwey eifrige Vertheidiger des Mönchsstandes, Oswald und Ethelwolf, zu den Bisthümern Worchester und Winchester. Mit ihnen gemein-

meinschaftlich arbeitete er an der Verdrängung der verheyratheten Geistlichkeit, und eben dazu verschaffte er sich auch päbstliche Vollmacht. Im Jahre 964 brachte er die Verordnung auf, daß die Kleriker oder verheyratheten Geistlichen, aus dem Kloster zu Worchester gestoßen werden, und weder an der Kirche, noch an den Gütern dieses Klosters jemals Theil haben sollten. Dann ließ er im Jahre 969 den König eine allgemeine Versammlung aller englischen Prälaten halten, wo ausgemacht wurde, daß alle Kleriker entweder ehelos leben, oder die Kirche verlassen sollten. Auch überredete er den König vielen Klöstern die Erlaubniß zu ertheilen, sich selbst einen Abt zu wählen: — eine Erlaubniß, die offenbar zur Beschränkung der königlichen Gewalt hinführte.

Edgar achtete dessen nicht; er lebte mehr seinen Lüsten, als der Regierung. Einst war er sogar in ein Kloster eingebrochen, und hatte eine schöne Jungfrau geschändet. Ausschweifungen dieser Art galten damals dem abscheulichsten Morde gleich; Dunstan aber, belegte den ihm ergebenen Edgar mit einer ziemlich gelinden Strafe, die gleichwohl recht deutlich von seinen stolzen Anmaßungen zeugt. Er befahl ihm, sieben Jahre lang die Krone nicht zu tragen, hundert und zwanzig Männer an seiner Statt Kirchenbuße thun zu lassen, reich-

reichliches Almoſen an die Armen, wozu auch die Mönche gezählt wurden, zu entrichten, und, zum Erſatz der Gott geraubten Jungfrau, ein neues Nonnenkloſter zu ſtiften. Und nachdem dieß alles vollbracht war, ſetzte er dem König in einer Verſammlung aller Reichsſtände die Krone wieder auf.

Noch nachſichtiger zeigte ſich Dunſtan bey nachſtehenden Liebeshändeln, die eben ſo abentheuerlich in ihrem Gewebe, als wichtig in ihren Folgen waren.

Edgar hatte von der auſſerordentlichen Schönheit Elfridens, der Tochter eines Grafen von Devonſhire, gehört. Seine Leidenſchaften waren dadurch in Flammen geſetzt, er verlangte nach dem Beſitz der ſchönen Gräfin, ja er wollte ſie ſogar auf den Thron heben, wenn ihre Schönheit dem Rufe derſelben wirklich gleich käme. Um deſſen gewiß zu werden, ſendete er ſeinen Vertrauten, den Grafen Athelwold, nach Devonſhire. Athelwold kam dort an, ſah die ſeltene Schönheit, und ward von ihr ſo bezaubert, daß er, uneingedenk ſeiner Pflichten, Elfriden für ſich zu gewinnen trachtete. Er ſtattete daher einen falſchen Bericht ab, und tilgte durch die Schilderung, die er von der Gräfin machte, den tiefen Eindruck, den der Ruf ihrer Schönheit auf den König gemacht hatte. Einige

Zeit

Zeit nachher bat er um Erlaubniß, Elfriden zu heyrathen, deren Rang und Reichthum zur Beförderung seines Glückes dienen könne. Edgar willigte in die Wünsche seines Lieblings, und Elfride ward Athelwolds Gemahlin. Jetzt lag diesem alles daran, diese reizende Schönheit den Augen des Königs zu entziehen. Er hielt sie daher auf seinen Gütern verborgen, fern von dem Hof, wo er seines Amtes wegen oft erscheinen mußte. Aber bald drang die Spähsucht seiner Neider in sein Geheimniß; seine Verrätherey ward dem König hinterbracht, und dieser beschloß, sich selbst von der Wahrheit und Größe des Verbrechens zu überzeugen. Er kündigte daher dem Grafen an, daß er ihn auf seinem Landsitz besuchen wolle. Vergebens suchte der bestürzte Athelwold diese Ehre abzulehnen; er konnte nur so viel erlangen, daß er dem König vorauseilen durfte, um, wie er vorgab, Anstalten zu dessen Empfang zu treffen. Jetzt erst entdeckte er seiner Gemahlin den begangenen Verrath und beschwor sie bey ihrer Liebe, die er zu besitzen wähnte, ihre Reize vor den Augen des Königs zu verbergen. Allein Elfridens Stolz erwachte; sie konnte es ihrem Gemahl nicht verzeihen, daß er ihr eine Krone geraubt hatte, und schöner als je erschien sie vor dem König. Edgar entbrannte bey ihrem Anblick von Liebe und Rache. Zwar schwieg er für den Augenblick; gleich darauf

aber

aber lockte er den Grafen unter dem Vorwand einer Jagdlustbarkeit aufs Feld, und stach ihn hier mit eigner Hand nieder. Ein unehelicher Sohn des Getödteten kam herzu. Edgar zeigte auf die Leiche und fragte "wie diese Jagd ihm gefalle?" und der Jüngling erwiederte, "was dir gefällt, Herr König, darf mir nicht mißfallen!"

Auch der heilige Dunstan bezeigte kein Mißfallen an diesem Verfahren des Königs und an dessen gleich darauf folgender Vermählung mit Elfriden. Erst als Elfridens Herrschsucht seiner eignen Herrschsucht begegnete, erschien er als ihr furchtbarer Gegner.

Nachdem nämlich Edgar (975) gestorben war, wollte Elfride, daß ihr siebenjähriger Sohn, Ethelred, zur Regierung kommen sollte; Dunstan aber begierig einen König seiner Wahl auf den Thron zu setzen, um durch denselben seinen vorigen Einfluß und die Sache der Mönche aufrecht zu erhalten, ergriff das Kreuz, das er immer vor sich hertragen ließ, ging in die Kirche, und krönte den ältern Sohn Edgars, den zwölfjährigen Eduard (975 — 979). Bald darauf erneuerten sich die vorigen Streitigkeiten zwischen den Mönchen und Kleriker. Die verheyratheten Priester, die unter Edgar so sehr bedrückt worden

waren,

waren, erhoben sich wieder; viele der weltlichen Großen standen ihnen bey, theils aus Verwandtschaftsliebe, theils aus Furcht erbliche Pfründen zu verlieren; da und dort wurden die Mönche aus den Klöstern vertrieben. Zur Beylegung dieser Streitigkeiten wurden Synoden veranstaltet; aber auch hier erklärten sich viele Stimmen für die verheyratheten Geistlichen. Doch Dunstan war vom Nachgeben weit entfernt. Er berief sich, um die Sache der Mönche zu schützen, auf Offenbarungen, und schreckte die Versammlungen durch vorgebliche Wunder. Letzteres war vornehmlich der Fall in der Synode zu Kalne im Jahr 978. Die meisten Stimmen erhoben sich gegen ihn, Vorwürfe strömten ihm von allen Seiten entgegen, er aber saß ruhig. Plötzlich stürzte der Boden des Saales mit gewaltigem Krachen ein, und eine große Menge der Versammelten wurde theils beschädigt, theils getödtet. Nur der Balken worauf Dunstans Stuhl stand, wich nicht! Auch hatte der Heilige die Vorsicht gebraucht, den König Eduard an diesem Tage nicht in die Versammlung kommen zu lassen.

Aber dieses gräßliche Wunder verschaffte nur einen augenblicklichen Sieg. Gleich darauf gelangte, da König Eduard auf Veranstaltung seiner boshaften Stiefmutter Elfride meuchelmörderisch getödtet worden war, ihr Sohn Ethelred zur Regierung

(979 — 1016), und nun brachen aufs neue die Dänen ein, die England mit unwiderſtehlicher Macht verwüſteten. Unter dieſem allgemeinen Elend hörten die Händel der Mönche mit den Klerikern auf, Dunſtan verlor allen Einfluß, und ob er ſchon noch zehn Jahre lebte (bis 988), ſo hört man doch nicht, daß noch irgend etwas Denkwürdiges von ihm vollbracht worden wäre. Aber die Verehrung, die er in früheru Jahren genoſſen hatte, überlebte ihn. Bald nach ſeinem Tode wurde er unter die Heiligen der katholiſchen Kirche verſetzt.

XX.

Edmund Ironſide und Knut der Große.

In dem Kampfe mit Knut dem Großen bewährte Edmund den gewaltigen und ausdauernden Muth, der ihm den Namen "Ironſide" oder "Eiſenſeite" erwarb. Schon bey Lebzeiten ſeines Vaters, des feigen und ruhmloſen Ethelred, übernahm er die Vertheidigung und Erhaltung der angel-

angelsächsischen Herrschaft, und eifrig fuhr er in diesem Streben fort, als er nach Ethelreds Tode den angestammten Thron bestieg (1016).

Höchst bedenklich war seine Lage. Seine ganze Herrschaft war eigentlich nur auf das damals feste London beschränkt, alles übrige lag in Knuts Händen; die Hülfsquellen zur Vertheidigung waren verstopft, der Muth der Engländer gebrochen. Nur er zagte nicht. Gleich seinem großen Ahnen, Alfred, dessen Beyspiel ihn begeisterte, brauchte er List und Gewalt, um den Dänen Abbruch zu thun. Unermüdet schweifte er umher, unerschrocken griff er, wo er sie fand, die Feinde an; und vielleicht wäre er eben so glücklich als Alfred gewesen, hätten nicht die wiederholten Verräthereyen des schändlichen Grafen Edrik fast alle seine Unternehmungen vereitelt.

Aber auch Knut konnte nicht gleich zum Ziel seiner Wünsche kommen. Fünfmal belagerte er im Jahre 1016 London, aber vergebens; und fünf Feldschlachten wurden in demselben Jahre geliefert, ohne daß dadurch der Kampf um die Krone Englands entschieden wurde.

Diesem langen und vergeblichen Blutvergießen wollte der menschliche Edmund mit einem Male ein

ein Ende machen. Als die beyderseitigen Heere abermals einander gegenüber standen, forderte er den Dänenkönig zum Zweykampf auf. Knut aber schlug den Zweykampf aus. "Es fehle ihm", ließ er zurücksagen, "keineswegs an Muth; allein er fühle sich nicht groß und stark genug, um gegen Edmunds Riesengestalt mit Erfolg zu kämpfen. Da sie aber beyde auf England, als das Erbe ihrer Väter, gerechte Ansprüche hätten *), so schlage er vor, dieses Reich zu theilen". Dieser Vorschlag ward von beyden Heeren mit vielem Beyfall aufgenommen, und Edmund dadurch genöthigt, in eine Theilung Englands zu willigen.

Der Fluß Severn theilte die beyderseitigen Heere. Am westlichen Ufer stand Edmund mit seinem Heere, Knut aber am östlichen, und zwischen beyden, mitten im Fluß, befand sich die kleine Insel Olanege. Dorthin kamen beyde Helden zusammen, nachdem sie sich gegenseitig Geißeln zugeschickt hatten. Beyde schwuren einander Friede und Freundschaft, umarmten und küßten sich, und theilten das Reich so, daß die nördlichen Gegenden, namentlich Mercien und Northumberland, dem Dänenkönig, die südlichen Gegenden, samt der Stadt London, dem Edmund verbleiben, beyde aber

*) Auch Knuts Vater, Swen, hatte eine Zeitlang über England geherrscht. Siehe oben S. 95.

Schubert del.

Rosmäsler sc.

Edmund Ironside und Kanut der Grosse.

aber unabhängig von einander regieren sollten. Hierauf vertauschten sie, gleich den homerischen Helden, ihre Waffen und Gewänder, und trennten sich *).

Allein bey diesem Vergleich blieb es nicht. Kurze Zeit darauf (noch im Jahr 1016) ward Edmund auf Anstiften des schändlichen Edrik meuchelmörderisch ermordet. Nun nahm Knut dessen Gebietstheil in Besitz, und ließ sich zum König von ganz England krönen. Demnach vereinigte er auf seinem Haupte die Kronen von Dänemark und England, und späterhin brachte er auch Norwegen und einen Theil von Schweden an sich, so daß er der mächtigste Monarch des Nordens wurde und den Beynamen "des Großen" erhielt.

Er verdiente sein Glück durch die Umsicht und Mäßigung, womit er besonders über England regierte. Um die Engländer für sich zu gewinnen, ließ

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. XXXV. — Der Künstler hat den Moment gewählt, wo Edmund und Knut nach abgeschlossenem Frieden (den ihre Schreiber auf einem hierzu errichteten Felsenstück völlig zu Stande bringen) ihre Schwerter miteinander vertauschen. Ihre im Vorder- und Hintergrunde stehenden Schildknappen halten indessen die noch zu vertauschenden Mäntel und Waffen.

ließ er den verrätherischen Edrik, den das Volk haßte, hinrichten, und die alte Verfassung des englischen Reichs bestehen. Engländer und Dänen behandelte er nach gleichen Gesetzen, und den Unterschied und Nationalhaß unter ihnen suchte er zu entfernen. Eben deshalb heyrathete er selbst die Wittwe Ethelreds, Emma, aus der Normandie gebürtig. Auch bezeigte er, was gewiß zur Festigkeit und Erhebung seiner Regierung vieles beygetragen hat, der Geistlichkeit sehr große Ergebenheit. Er bestand darauf, daß ihr die Zehnten entrichtet würden, erneuerte und beschenkte die Kirchen und Klöster, die in den vorigen Kriegen vieles gelitten hatten, und gründete zu Assendon, wo zwischen ihm und Edmund die letzte Schlacht vorgefallen war, ein Kloster, in welchem für die Seelen der erschlagenen Dänen und Engländer Messen gelesen werden sollten. Hiermit nicht zufrieden, unternahm er im funfzehnten Jahre seiner Regierung über England (1031) eine Pilgerreise nach Rom. Er zog durch Flandern, Frankreich und Italien, und bezeichnete seinen Weg durch Büßungen und Wohlthaten. In Rom selbst betete er auf dem Grabe Petri um Vergebung seiner Sünden, und errichtete ein Gasthaus für dänische und englische Pilgrimme. Auch schloß er daselbst Freundschaft mit Rudolf, König von Burgund, und dem deutschen Kaiser Konrad II. Letzterer trat ihm das Land jenseit der Eider ab,

und

und versprach, so wie Rudolf, daß Dänen und Engländer auf ihren Wallfahrten nach Rom zollfrey seyn sollten.

Andachtsübungen dieser Art mochten Gefühle in ihm wecken, die früher seinem hochfahrenden Geiste fremd waren: das Eitle irdischer Herrlichkeiten, und das Beschränkte menschlicher Größe mochte ihm immer einleuchtender werden. Folgende Erzählung scheint darauf hinzudeuten.

Als einst einige seiner Schmeichler seine Größe gerühmt und versichert hatten, daß ihm alles unterworfen sey, setzte er sich auf einen Stuhl an der Seeküste. Eben ging die Zeit der Ebbe zu Ende, und er sprach zu dem anschwellenden Meere: "Du "bist mir unterworfen, und die Erde, worauf ich "sitze, ist mein: niemand darf meinen Befehlen "ungestraft entgegen handeln. Darum befehle ich "dir, daß du nicht auf meine Erde steigst, und "den Leib und das Kleid deines Gebieters nicht "benetzest". Aber das Meer kehrte sich nicht an diesen Befehl; es kam immer näher, und die Wellen benetzten seine Füße. Da sprang er auf, und sagte: "So mögen denn alle Bewohner der "Erde wissen, daß die Macht der Könige eitel "und nichtswürdig ist, und daß der allein den "königlichen Namen verdient, dessen Winke Him-

"mel, Erde und Meer gehorchen". — Der Annaliſt, der dieſes erzählt *), fügt hinzu: "Von nun an hing Knut ſeine Königskrone zur Ehre Gottes an einem Crucifixe auf, und nie ſetzte er ſie wieder auf ſein Haupt." Er ſtarb im Jahre 1036.

XXI.

Wilhelm der Eroberer.

Wilhelm der Eroberer, Herzog der Normandie und König von England, verdankt ſeine Größe mehr ſich ſelbſt als dem Glanze der Geburt. Er war ein Baſtard. Sein Vater Robert, vierter Herzog der Normandie, hatte ihn mit einer Tänzerin erzeugt (1025). Doch ſchon frühzeitig ward ihm der Zugang zu der Erhebung gebahnt, von welcher ſeine Geburt ihn auszuſchließen ſchien.

Er war ungefähr ſieben Jahre alt, als ſein Vater, im Begriff eine Pilgerreiſe nach Jeruſalem zu

*) Henricus Archidiaconus Huntindoniensis, historiar. lib. VI in Rerum Anglicar. Scriptt. (Francofurti 1601) p. 364.

zu unternehmen, die Großen des Herzogthums um sich versammelte, und sie beredete, seinem natürlichen Sohne zu huldigen, und ihn, falls er im Auslande sterben sollte, als Herzog anzuerkennen. Wirklich starb Robert auf der Wallfahrt nach Jerusalem, und nun ward, wie er es gewünscht hatte, sein geliebter Wilhelm Herzog der Normandie. Aber die Minderjährigkeit desselben gab zu vielen Unruhen Veranlassung. Die großen Vasallen wollten sich Wilhelms Herrschaft nicht unterwerfen, und der damalige König von Frankreich, Heinrich I, suchte die furchtbare Macht der Normannen zu brechen. Doch wie sich unter Gefahren und Mühseligkeiten der Mann bildet, so reifte auch Wilhelm auf diesem Wege seiner künftigen Größe entgegen. Im Kampfe mit seinen Vasallen entwickelte sich sein Feldherrntalent, und eben dadurch erwarb er sich einen ausgebreiteten Ruhm und ein tapferes Heer für das große Unternehmen, das seinen Namen in der Geschichte unsterblich gemacht hat.

Die erste Veranlassung zu diesem Unternehmen war, wie es heißt, folgende. Verbunden durch Bande des Blutes und noch mehr durch Bande der Freundschaft mit Eduard dem Bekenner, dem jüngern Bruder Edmund's Ironside (seit 1042 König von England), reiste Wilhelm im Jahr

1051 nach England. Dort kam Eduard, sey es durch eigene Bewegung oder durch fremde Eingebung, auf den Gedanken, dem Herzog der Normandie, den er liebte, die Thronfolge insgeheim zusichern zu lassen. Freudig mochte Wilhelm diese Zusicherung, die seinem Ehrgeiz schmeichelte, vernehmen, aber sichern Hoffnungen konnte er sich nicht überlassen, so lange ihm Graf Harald entgegen war. Dieser, der angesehnste unter den englischen Großen, ein naher Verwandter des regierenden Hauses, besaß das Vertrauen der Nation und Reichthum, Macht und Ehrgeiz genug, um nach der Krone begierig zu seyn. Fast ganz England stand unter seinem und seiner Freunde Einfluß, und Eduard selbst, obschon er ihn fürchtete, konnte doch sich ihm nicht entziehen. Aber auch hier schien das Glück für Wilhelm geschäftig, indem es ihm diesen Gegner zuführte. Einst nämlich war Harald durch Stürme an Frankreichs Küste verschlagen und in Räuberhände gefallen. Wilhelm, hiervon benachrichtigt, befreyte den Gefangenen und empfing ihn mit Achtungsbezeigungen an seinem Hofe zu Rouen. Während er nun hier in Freundschaft mit ihm lebte, entdeckte er ihm das Geheimniß seiner Aussichten und beschwor ihn für selbige zu wirken. Um ihn recht fest an sich zu ketten, versprach er ihm seine Tochter zur Gemahlin, und zugleich ließ er ihn auf heilige Reli-

quien

quken ſchwören, daß er unverbrüchlich treu Wilhelms Thronbeſteigung befördern wolle.

Harald hatte den verlangten Eid geleiſtet, aber er war nicht gemeint, ihn zu halten. Sein Ehrgeiz ſträubte ſich dagegen, vielleicht auch ſeine Vaterlandsliebe, der es unerträglich ſeyn mochte, daß England einer fremden Gewalt unterworfen werden ſollte. Er vermehrte daher nach ſeiner Rückkehr die Zahl ſeiner Anhänger, ſuchte die Engländer für ſeine Wünſche zu gewinnen und verbreitete Widerwillen gegen die Normannen. König Eduard aber, obſchon wünſchend, daß der Herzog der Normandie ſein Nachfolger werden möchte, hatte weder Muth noch Kraft ſich nachdrücklich für ſelbigen zu erklären, und mitten unter dieſem Zögern ereilte ihn der Tod (den 5. Jan. 1066) *). Kaum war er verſchieden, ſo beſtieg Harald mit Genehmigung der Nation den engliſchen Thron.

Herzog Wilhelm empfing dieſe Nachricht mit aufloderndem Zorn. Eduards Verſprechen und Haralds Eid ſchienen ihm den Thron zu verbürgen. Er ließ daher dem Harald Eidbrüchigkeit vorwerfen

*) Mit ihm erloſch der angelſächſiſche Regentenſtamm. Uebrigens war er der Erſte, der den Glauben erweckte, ein König von England könne durch bloße Berührung Kröpfe heilen. Seine Nachfolger bis zur jetzigen königlichen Familie ſuchten dieſen Glauben zu nähren.

fen und ihn auffordern, dem Beſitz des Königs-reichs ſogleich zu entſagen. Als dieß, wie er ſelbſt vorausſehen mußte, vergeblich war, rüſtete er ſich, um, was ihm verſprochen worden war, mit Gewalt der Waffen an ſich zu bringen. Vieles erfüllte ihn mit frohen Hoffnungen. Seine Erbſtaaten waren beruhigt; ſein Schwiegervater, der Graf von Flandern, damaliger Reichsverweſer Frankreichs (denn Philipp I, ſeit 1060 König, war noch minderjährig) unterſtützte heimlich ſein Unternehmen; er hatte ein gut bewaffnetes und gut geübtes Heer; ſeine Normannen, empfänglich für kriegeriſchen Ruhm, waren auch empfänglich für kriegeriſche Abentheuer; ſeine Großen, gewann er durch Ausſichten auf Beute und Rittergüter, daß ſie Schiffe ausrüſteten und große Geldſummen zuſammen brachten. Er ſelbſt beſaß Geſchicklichkeit und Erfahrung im Kriegführen; vor ihm zog der Ruf ſeiner Tapferkeit und Feldherrngröße voran, und kaum war das Gericht ſeines Zuges erſchollen, ſo drängten ſich aus Frankreich, Deutſchland und den Niederlanden kühne Streiter in Menge zu ſeinen Fahnen. Auch verſäumte er nicht, mit Rückſicht auf den Geiſt ſeiner Zeit, den Beyſtand des Pabſtes anzuſprechen, und ihn zum Schiedsrichter aufzufordern. Der Pabſt aber (damals Alexander II) hierüber erfreut und überzeugt, daß die normanniſche Herrſchaft über England dem römiſchen

Stuhle

Stuhle große Vortheile bringen würde, erklärte sich für ihn, und übersendete ihm eine geweihete Fahne und einen Ring, worin sich eines von den Haaren des heiligen Petrus befand. Und so ward Wilhelms Ehrgeiz mit dem Segen der Kirche gestempelt, und sein Eroberungszug zu einem heiligen Zuge erhoben.

Aber auch Harald, dem Wilhelms Rüstungen nicht unbekannt blieben, rüstete sich, und der Sieg über ihn war keineswegs leicht. Ganz England hatte sich für ihn erklärt; aus allen Theilen dieses Reichs strömten ihm Truppen zu; die Küsten wurden durch eine Flotte, die der normannischen an Zahl überlegen war, bewacht. Er selbst war thätig und tapfer, kannte als ein Eingeborner besser den Schauplatz und konnte leichter als Wilhelm sich mit Lebensmitteln versehen. Mit dem König von Dänemark, Swen III, stand er im Bunde, und seine unruhigen Nachbarn, die Schotten, hatte er durch Verträge gefesselt. Nur ein häuslicher Feind war nicht beruhigt. Sein Bruder Tosti, wegen Ungerechtigkeiten gegen die Northumbrier, deren Statthalter er gewesen war, vertrieben und jetzt aufgeregt von Wilhelm, trat gegen ihn auf, und nöthigte ihn seine Kräfte vom Süden nach dem Norden hinzuwenden. Unterstützt vom norwegischen König Harald III fiel Tosti (im

August

August 1066) in Northumberland ein, richtete daselbst große Verheerung an, schlug die Grafen Morcar und Edwin, die gegen ihn anrückten, und eroberte York. Harald durfte nicht länger säumen. Er raffte seine Macht zusammen, zog gegen ihn und traf ihn bey Stanefordsbridge. Das Treffen war blutig, aber der Sieg entscheidend (25. Sept. 1066). Die Norweger wurden völlig geschlagen, Tosti getödtet, und dessen Sohn, Olav, samt der norwegischen Flotte gefangen. Aber während sich Harald dieses Siegs erfreute kam die Schreckenspost, daß der Herzog der Normandie mit einer Armee von 60000 Mann und einer Flotte von 3000 Schiffen auf der Küste von Sussex gelandet sey.

Lange Zeit hatte Wilhelms Flotte im Hafen von Dives segelfertig gelegen: widrige Winde und drohende Anzeigen hatten ihr Auslaufen verzögert. Indessen hatte er durch Klugheit und Entschlossenheit sein großes Heer in guter Ordnung erhalten. Als am 28. Sept. 1066 die Witterung sich änderte, hatte er es schnell einschiffen lassen, und schon am folgenden Tag, den 29. Sept., war er, ohne ein bedeutendes Hinderniß zu finden, zu Pevensey in Sussex gelandet. Als er ans Ufer sprang, stolperte er und fiel zu Boden. Aber mit jener schnellen Fassung, die ihm immer zu Gebote stand, wußte

er

Wilhelm der Eroberer.
„Das Land ist mein!“

er dieß scheinbar üble Zeichen zu seinem Vortheil umzudeuten. "Das Land", rief er aus, "das Land ist mein!" Einer seiner Krieger, der ihm zunächst stand, erwiederte: "Ja, Herzog und bald König, du wirst England in Besitz nehmen!" — und ein andrer lief zu einer nahen Hütte, zog einen Strohreiß vom Dache, und überreichte ihn dem Feldherrn als ein Zeichen der Besitznahme *). Keiner aber der Krieger durfte plündern; denn Wilhelm sagte, "man müsse schonen, was sein wäre". Alle hielten sich ruhig, und sahen frohes Muthes das Heranrücken der Gefahr.

Harald nämlich eilte, sobald ihm die Nachricht von Wilhelms Landung zugekommen war, von Northumbrien gegen Hastings, wo die Normänner ihr Lager aufgeschlagen hatten. Stolz und Rachgier verblendeten ihn gegen die Regeln der Klugheit. Sein Heer war durch die Schlacht bey Stanefordsbridge geschwächt, und doch wollte er nicht einmal neue Verstärkungen abwarten. Seine Freunde riethen ihm, sich selbst zu schonen, und das aus vielerley Völkern zusammengesetzte Heer der Feinde, dem es bald an Lebensmitteln fehlen müsse, in kleinen Gefechten zu ermüden und aufzureiben; er aber, entschlossen zu siegen oder zu sterben, setzte alles Glück auf den Ausschlag eines einzigen Tages.

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. XXXVI.

Tages. Zu Sinlac, drittehalb Meilen von Haſtings, ſchlug er ſein Lager auf, und nachdem beyde Theile durch vergebliche Geſandtſchaften ihr Recht auf die engliſche Krone erörtert hatten, kam es am 14. Oct. 1066 zu der entſcheidenden Schlacht bey Haſtings.

Verſchieden waren die Vorbereitungen zu dieſer Schlacht. Die Engländer verachteten den Feind, der ihnen als ein Haufe unkriegeriſcher Leute geſchildert worden war. Das eben erhaltene Kriegsglück hatte ſie übermüthig gemacht; ſie glaubten den Herzog Wilhelm eben ſo leicht ſchlagen zu können, wie den Toſti und deſſen Bundsgenoſſen, und brachten daher den Vorabend der Schlacht unter Schmauſereyen und lauten Luſtbarkeiten hin. Die Normannen hingegen, von Religioſität, wie von Tapferkeit beſeelt, ſtärkten ſich durch Gebete und fromme Geſänge, und ſtellten ſich, um vor Ueberfall geſichert zu ſeyn, unter die Waffen. Wilhelm ſelbſt, der vorher die Stellung der Feinde beſichtigt hatte, berathſchlagte ſich mit den Häuptern ſeines Heeres, und entflammte den Muth aller durch begeiſternde Anreden.

Mit Anbruch des Tages gab er das Zeichen zum Angriff. Die geweihete Fahne des Pabſtes wehte voran, er ſelbſt trug um den Hals die Reliquien, auf welche ihm Harald einſt geſchworen hatte;

hatte: sein ganzes Heer sang das Lied vom tapfern Roland, und rückte voll Muth und in Ordnung gegen den Feind. Dieser behauptete eine glücklich gewählte Stellung, die aller Angriffe der Normannen zu spotten schien, und das Glück des Tages neigte sich zuerst auf die Seite der Engländer. Die Normannen wichen, und ein Gerücht, Wilhelm sey gefallen, vermehrte die Unordnung ihres Weichens. In diesem gefahrvollen Augenblick bewährte Wilhelm den Muth, der den Helden bezeichnet. Er stellte sich den Flüchtigen entgegen, riß den Helm ab und rief: "Ich lebe und werde siegen!" Sie standen und folgten ihm aufs neue gegen den Feind, der unter großen Verlusten in seine vorige Stellung zurückgetrieben wurde. Aber der Angriff auf diese war abermals vergeblich. Da lockte Wilhelm durch verstellte Flucht den Feind hervor, und umzingelte den unvorsichtig vordringenden. Ein großes Blutbad entstand. Plötzlich ward Harald durch einen Pfeilschuß getödtet. Dieser Unfall erschütterte sein ganzes Heer: es verlor den Muth sich länger zu vertheidigen. Eine schreckliche Unordnung verbreitete sich durch alle Haufen; sie wichen, und die Normannen richteten blutige Niederlagen unter ihnen an. Haralds beyde Brüder und viele der angesehnsten Engländer wurden getödtet, und am Ende des Tages hatte Wilhelm den großen und entscheidenden Sieg gewonnen.

Wie

Wie die Schlacht von Xeres ganz Spanien den Händen der Araber überlieferte, eben so unterwarf die einzige Schlacht von Haſtings ganz England den Normannen. Die Engländer waren betäubt, dem Widerſtand der Einzelnen fehlte es an Einheit und Nachdruck, und durch ihre lange Unterthänigkeit unter den Dänen war ihre Anhänglichkeit an das angeſtammte Regentenhaus geſchwächt. Aber auch Wilhelm ſäumte nicht, alle Früchte des gewonnenen Siegs zu ſammeln. So bald als möglich brach er vom Schlachtfeld von Haſtings auf, unterwarf ſich Dover und einige benachbarte Orte; ganz Kent erkannte ihn als König. Von da rückte er gegen London, wohin ſich die Ueberbleibſel der Schlacht gerettet hatten. Seine Annäherung zerſtörte alle daſelbſt angeknüpften Verhandlungen. Hohe und Niedrige kamen ihm mit Verſicherung der Ergebenheit entgegen, und baten ihn den erledigten Thron zu beſteigen. Nach einigem Zögern willigte er in ihre Bitten. In der Weſtminſterabtey erfolgte die Krönung, vollzogen von dem Erzbiſchof von York, Aldred. Alle Anweſende wurden befragt, ob ſie dem Herzog Wilhelm als ihrem neuen König treu ſeyn wollten. Sie bejaheten dieß mit lauter Stimme. Darauf ſchwur er ſelbſt, Gerechtigkeit zu handhaben, die Kirche zu ſchützen und Engländer und Normannen wie Ein Volk zu regieren. Das Volk jubelte ihm Beyfall zu.

Da

Da ereignete sich ein Umstand, der als ein Anzeichen des obwaltenden Mißtrauens nnd als ein Vorspiel künftiger Unruhen angesehen werden konnte. Die normännischen Soldaten, die vor den Kirchthüren die Wache hatten, hörten das Geschrey, das aus der Kirche herausschallte, und bildeten sich ein, das Volk habe sich an ihrem Herzoge vergriffen. Augenblicklich fielen sie über dasselbe her, und steckten zugleich die benachbarten Häuser in Brand. Schrecken ergriff die Versammelten, überall war Flucht und Verwirrung, und Wilhelm selbst konnte nur mit Mühe den Aufruhr stillen.

Der Anfang der neuen Regierung entsprach den Wünschen der Engländer und dem geleisteten Krönungseide. Wilhelm hielt sein Heer in strenger Zucht, sorgte für Handhabung der Gerechtigkeit, zeigte sich seinen neuen Unterthanen voll Huld und Gnade. Er gewann die Geistlichkeit durch große Geschenke, und suchte Engländer und Normänner durch Ehen und Freundschaftsbündnisse zu vereinigen. Zugleich aber sorgte er auch für die Befestigung seiner Regierung. Er entwaffnete London und mehrere andre Plätze, erbaute da und dort Festungen, und legte alle wirkliche Gewalt in die Hände der Normannen: sie vertheilte er in alle Gegenden Englands, ihnen übergab er die höchsten Reichswürden und obersten Befehlshaberstellen,

ſtellen, und ihnen räumte er die Güter der Engländer ein, die gegen ihn bey Haſtings gekämpft hatten.

Plötzlich kam ihm der Gedanke ein, ſein angeſtammtes Herzogthum zu beſuchen. Er übergab daher die Regierung über England ſeinen Vertrauteſten, nahm die Angeſehnſten des engliſchen Adels als Geißeln und zur Verherrlichung ſeines Glanzes mit ſich, und zog, drey Monate nach der Schlacht von Haſtings (Ende Jan. 1067) wie im Triumph in die Normandie. — Warum er eigentlich jetzt England verließ, wo ſeine Herrſchaft noch nicht hinlänglich befeſtiget war, und in ſeine Heimath zurückkehrte, wo Ruhe herrſchte, iſt ſchwer zu beſtimmen. Sollte er die Abſicht gehabt haben, ſich in der Pracht ſeiner neuen Würde ſeinen alten Unterthanen zu zeigen? Dem geſunden Verſtande, den er in andern Umſtänden äuſſerte, ſcheint dieſe Eitelkeit zu widerſprechen. Glaubhafter iſt daher, daß er dieſen Schritt aus Staatsklugheit that. Vielleicht machte die beſondere Lage der Normandie, die vorher ſo vielfältig befehdet und von unruhigen Nachbarn umgeben war, eine einſtweilige Rückkehr nöthig (auch ſpäterhin pflegte Wilhelm bald in der Normandie, bald in England ſich aufzuhalten); vielleicht wollte er auch durch dieſe Abreiſe ſeine neuen Unterthanen prüfen, und,

wenn

wenn sie Meutereyen anfingen, einen Vorwand auffinden, um die Verletzung seines Krönungseides zu beschönigen.

Wirklich geschah auch, was sich leicht vermuthen ließ. Die Engländer fühlten immer drückender die Umänderung ihrer Lage, und verschworen sich während Wilhelms Abwesenheit, alle Normannen an einem bestimmten Tage nieder zu machen. Allein Wilhelm hörte von diesem Beginnen, und seine plötzliche Rückkehr (6. Dec. 1067) vereitelte die Entwürfe der Verschwornen. Schnell ward die Ruhe in den südöstlichen Gegenden Englands wieder hergestellt, aber nicht so leicht in den westlichen und nördlichen, und bald brachen in allen Theilen des Königreichs die allergefährlichsten Stürme aus. Viele der mißvergnügten Engländer waren ausgewandert, und fanden Schutz und Hülfe bey den Königen Swen von Dänemark und Malkolm von Schottland. Die Dänen kamen mit einer Flotte von 240 Segeln und eroberten York (1069); Malkolm aber brach verheerend und plündernd in die nördlichen Gegenden ein. Doch Wilhelm blieb unerschrocken! Rastlos thätig zog er überall seinen Feinden entgegen, und mit List und Gewalt trennte er Engländer, Schotten und Dänen. Letztere segelten, nachdem sie (nicht ohne Wilhelms Zulassen) die Küsten geplündert hatten, wiederum

nach Hauſe (1070); York aber mußte ſich an Wilhelm ergeben, und Malkolm in ſein Königreich zurückeilen. Nun ward es ruhiger, und Wilhelm hatte Zeit, Anſtalten zu treffen, um ſeine Herrſchaft über England zu befeſtigen. Wäre er nur hierbey den Anforderungen der Milde und Schonung gefolgt! Aber ſeine natürliche Härte riß ihn über die Schranken der Mäßigung: ſein Herz war gegen Mitleid verhärtet. Nur ſelten verzieh er; die Aufrührer ſtrafte er an Gütern und Leben. Er ließ neue Feſtungen anlegen; in Northumbrien, das am meiſten zum Aufſtande geneigt war, ließ er einen Strich Landes zwiſchen der Humber und Tay, ſechzig bis ſiebzig engliſche Meilen weit, gänzlich verwüſten, und mehr als hunderttauſend Menſchen verloren dabey ihr Leben.

Sein ganzes Verfahren zweckte von nun an auf Unterdrückung der Engländer ab. Er veränderte darum die alte Verfaſſung, und entfernte die Eingebornen von der geſetzgebenden und geſetzausübenden Gewalt. Alle Macht vereinigte ſich in dem hohen Reichsrath, der aus ſieben Kronbeamten, normänniſcher Abkunft, beſtand.

Dem Adel entzog er die großen Güter, und ſich als den oberſten Beſitzer alles Grundeigenthums betrachtend, führte er das Lehnsweſen ein. Er

theilte

theilte daher das ganze Reich in 60215 Ritterlehen, von welchen 28215 den Geistlichen angehörten und 1422 königliche Kammergüter waren. Jedem Lehnsträger war die Zahl und Bewaffnungsart der Mannschaft, die er zum Kriegsdienst zu stellen hatte, genau vorgeschrieben.

Auch die reiche und mächtige Geistlichkeit, obschon sie ihm zur Eroberung Englands behülflich gewesen war, suchte er eben so von sich abhängig zu machen, als den englischen Adel. Er griff zuerst ihre Reichthümer an, indem er sich der Schätze bemächtigte, die ihr während der Kriegsunruhen anvertraut worden waren. Dann ließ er, unter dem Vorwand, daß ihre Ernennung den Kirchengesetzen entgegen sey, mit Hülfe des Pabstes die vornehmsten englischen Bischöfe, Aebte und andre Geistlichen ihrer Stellen entsetzen und erhob zu denselben Normannen. So machte er z. B. den berühmten Lanfranc, Abt zu Caen, zum Primas von England. Begünstigt von dieser neu angestellten Geistlichkeit, unterwarf er die Kirchengüter dem Lehnswesen. Bischöfe und Aebte mußten, so oft er es verlangte, eine der Größe ihrer Kirchengüter angemessene Zahl von Kriegern stellen. Ferner durfte kein Geistlicher ohne seine Erlaubniß das Königreich verlassen, oder päbstliche Verordnungen bekannt machen, oder Kirchenversammlungen aus-

ſchreiben, oder den Kirchenbann über irgend einen ſeiner Unterthanen ausſprechen.

Mit dieſen Umänderungen der alten Verfaſſung hing auch das Beſtreben zuſammen, die engliſche oder angelſächſiſche Sprache abzuſchaffen. Schon unter Eduard dem Bekenner hatte, durch die Verbindung mit der Normandie, die franzöſiſche Sprache in England Eingang gefunden. Jetzt redete der Hof, die vornehmſten Güterbeſitzer und die Häupter der Geiſtlichkeit, als geborne Normannen, franzöſiſch, und Wilhelm befahl, daß die Jugend in allen Schulen ſeines Reichs im Franzöſiſchen unterrichtet würde. Auch wurden in eben dieſer Sprache Verordnungen ertheilt, Gerichte gehalten, Urkunden abgefaßt. Aber wie immer der Kampf gegen die innigſte Eigenthümlichkeit eines Volks ſehr mißlich und größtentheils vergeblich iſt, ſo auch hier. Die Landesſprache erhielt ſich bey allen Bedrückungen, die ihr widerfuhren.

Indeſſen verlor Wilhelm mitten unter dieſen Anſtalten, die er zur Unterjochung Englands traf, und bey allen Unruhen, die ſich daſelbſt von Zeit zu Zeit erneuerten, die Angelegenheiten ſeiner Erbſtaaten nicht aus den Augen. Die Grafſchaft Maine in Frankreich, die ihm durch Erbverträge zugefallen war, wollte ſich ſeiner Herrſchaft entziehen. Er

zog daher im Jahr 1073 nach Frankreich mit einem größtentheils aus Engländern bestehenden Heer. Hier, wie anderwärts, war er glücklich. Er vertrieb den Grafen von Anjou, der sich Maine's bemächtigt hatte, und verhieß die Verwaltung dieser Grafschaft seinem ältesten Sohn Robert.

Aber während seiner Abwesenheit ereignete sich abermals ein Aufstand in England, und zwar von einer Seite, von welcher er am wenigsten es besorgen mochte. Einige normännische Heerführer waren unzufrieden, daß Wilhelm auch über sie, denen er doch seine Krone zu verdanken habe, seine Gewalt ausdehne; sie stifteten daher in Gemeinschaft mit einigen englischen Großen eine Verschwörung (1074), die sehr gefährlich werden konnte. Aber das Glück war auch hier für ihn geschäftig. Einer der Mitverschwornen, ergriffen von Reue und dem Streben nach Verzeihung, entdeckte die Verschwörung, die nun von den ihm treu Gebliebenen schleunigst gedämpft wurde, so daß ihm nach seiner Rückkehr (1075) nichts als die Bestrafung der Schuldigen übrig blieb, die er mit vieler Härte vollzog.

Nicht lange darauf hatte er einen harten und vielleicht den widrigsten Kampf mit seinem ältesten Sohn zu bestehen. Robert, offen und kühn, for-

forderte von seinem Vater, was dieser früher schon ihm zu geben versprochen hatte, die Abtretung der Grafschaft Maine und der ganzen Normandie; Wilhelm aber zögerte, und wies ihn endlich mit den Worten ab: "er werde seine Kleider nicht eher ausziehen, bis er zu Bette gehe". Diese Antwort, so wie die partheyische Vorliebe, die Wilhelm für seine jüngern Söhne zeigte, erbitterte den leicht aufbrausenden Robert. Unterstützt von Frankreich und vielen Großen der Normandie, ergriff er gegen seinen Vater die Waffen. Die unnatürliche Fehde dauerte zum größten Schaden des Landes drey Jahre (1077 — 1080), und Wilhelm mußte, um seinen Sohn zu bezwingen, eine starke Armee aus England herbeyrufen. Dadurch kam der Prinz ins Gedränge; er ward aus der Normandie vertrieben, und mußte auf einem französischen Schlosse (Gerbirai in Beauvoisis) Sicherheit suchen. Sein Vater folgte ihm, belagerte das Schloß, und täglich fielen daselbst Streifereyen vor. Da geschah es einst, daß Vater und Sohn auf einander stießen, ohne einander zu erkennen. Ein hitziger Kampf erfolgte, in welchem der junge Prinz seinen Vater verwundete und vom Pferde warf. Die Heftigkeit des Falls erpreßte dem Vater einen Schrey, und nun erst wurde er, den das herunter gezogene Visir unkenntlich gemacht hatte, an der Stimme erkannt. Schrecken und Reue ergriff den

Sohn.

Sohn. Er ſprang vom Pferde, richtete ſeinen Vater auf, warf ſich ihm zu Füßen, bat ihn mit Thränen um Verzeihung, und gelobte augenblicklich die Waffen niederzulegen; Wilhelm aber ward nicht ſo ſchnell erweicht. Selten Meiſter ſeines Zorns, und jetzt vielleicht ärgerlich über ſeinen Fall, vergalt er Zärtlichkeit mit Härte. Sobald er wieder zu Pferde war (der Prinz hatte ihn auf ſein eigenes Pferd gehoben) eilte er in ſein Lager, und machte neue Anſtalten zur Fortſetzung des Krieges. Doch bald wählte er das Beſſere. Aufgemuntert von ſeiner Gemahlin, Mathilde, ſöhnte er ſich mit Robert aus. Zu Rouen kamen beyde zuſammen. Wilhelm verzieh dem Sohn, nahm ihn dann mit ſich nach England, und übertrug ihm einen Streifzug gegen Malkolm, König von Schottland, den der Prinz mit glücklichem Erfolge ausführte.

Um eben dieſe Zeit vertheidigte Wilhelm ſeine königlichen Rechte mit Nachdruck gegen Gregor VII. Dieſer herrſchſüchtige Pabſt verlangte von ihm, er möchte ſeinem Verſprechen gemäß wegen Englands dem päbſtlichen Stuhle huldigen, und den gewöhnlichen Tribut oder Peterpfennig überſenden. Dieſe Abgabe war anfangs von den angelſächſiſchen Königen als ein Liebesgeſchenk an den päbſtlichen Stuhl entrichtet, dann aber von dieſem zu einem

Zei-

Zeichen der Unterwürfigkeit umgedeutet worden. Wilhelm antwortete, das Geld solle wie gewöhnlich eingesendet werden; aber er habe nie versprochen dem päbstlichen Stuhle zu huldigen, oder seine Staaten von demselben abhängig zu machen. Ja er ging noch weiter: er verbot allen Bischöfen seines Reichs, den Kirchenversammlungen in Rom beyzuwohnen; und Gregor, sonst so hartnäckig gegen die Widerspenstigkeit andrer Fürsten, behandelte Wilhelm, der ihm zu weit entfernt war und zu muthvoll widerstrebte, mit Schonung. Erst als er sahe, daß durch Schmeicheleyen nichts zu gewinnen sey, schritt er zu Drohungen und untersagte zugleich der englischen Geistlichkeit, ihre Stellen von Weltlichen anzunehmen. Doch Wilhelm verlachte beydes. Er setzte, ohne sich an den päbstlichen Widerspruch zu kehren, Bischöfe und Aebte ein, die ihm huldigen und Lehnspflichten leisten mußten. Indessen war er den Cölibatsgesetzen nicht entgegen; auch gestattete er eine Trennung der geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit, wodurch ein neuer Grund zur Erhebung der englischen Geistlichkeit gelegt wurde.

Die letzten Jahre seiner Regierung machte Wilhelm dadurch merkwürdig, daß er zur Befestigung des Lehnswesens, nach dem Beyspiele Alfreds, ein Verzeichniß aller Landgüter, Aecker, Hol-

Holzungen, Fiſchteiche u. ſ. w. aufnehmen ließ. Dieſes Verzeichniß, Domesdaybuch genannt, wurde in Zeit von ſechs Jahren (1080 — 1086) vollendet und hat ſich bis jetzt erhalten. Dagegen ließ er auch, ein Liebhaber der Jagd, ſehr harte Forſtgeſetze ergehen. Bey Strafe der Entmannung verbot er, was vorher erlaubt war, in den königlichen Forſten zu jagen, Holz zu fällen oder zu weiden. Ja er ließ ſogar bey Wincheſter, ſeinem gewöhnlichen Aufenthalt, einen großen Strich Landes zum großen Wehklagen ſeiner Unterthanen verwüſten und in Waldung umwandeln, um einen Forſt in der Nähe zu haben.

Die Mißhelligkeiten, die zwiſchen ihm und Philipp, König von Frankreich, ſchon längſt obwaltet hatten, verwandelten ſich endlich in offenbaren Krieg. Eine Witzeley gab dazu die Veranlaſſung. Philipp äuſſerte nämlich, da Wilhelm einſt lange krank war, anſpielend auf deſſen dicken Leib: "Mein Bruder von England muß lange in ſeinem Wochenbette verweilen". Wilhelm, der dieß hörte, ward dadurch beleidigt, und erwiederte, "er wolle bey ſeinem erſten Kirchgang ſeinem Bruder Philipp viele tauſend Lichter anzünden". Er hielt ſchrecklich Wort! Kaum war er geſund, ſo fiel er in das franzöſiſche Gebiet und wüthete, wohin er ſtreifte, mit Feuer und Schwert. Aber

mit-

mitten unter dieſen Feindſeligkeiten zog er ſich durch einen Sprung ſeines Pferdes eine gefährliche Quetſchung zu, die das Ende ſeiner Tage beſchleunigte.

In der Nähe des Todes ſtellten ſich ſeinem Geiſte alle Thaten und Begebenheiten ſeines Lebens dar. Er fühlte die Eitelkeit aller menſchlichen Hoheit und tiefe Reue über alle Gewaltthaten, die er verübt hatte. Hingeriſſen von dieſen Gefühlen, ertheilte er an Kirchen und Klöſter reiche Geſchenke, gab mehreren Staatsgefangenen die Freyheit, und befahl, allen längs der franzöſiſchen Gränze verwüſteten Oertern den zugefügten Schaden zu erſetzen. Auch traf er Anordnungen über ſeine Hinterlaſſenſchaft. Die Normandie ſamt der Grafſchaft Maine ließ er ſeinem älteſten Sohn Robert; ſeinen zweyten Sohn Wilhelm ernannte er zum König von England, mit der dringenden Bitte, England mild zu behandeln; dem dritten Sohn, ſeinem geliebten Heinrich, vermachte er nichts als eine Geldſumme und das Erbgut ſeiner Mutter, wobey er doch die Hoffnung hegte, derſelbe würde einſt ſeine beyden Brüder an Macht und Hoheit überſtrahlen. — Und ſo ſtarb er in einem Kloſter nahe bey Rouen den 9. Sept. 1087, im drey und ſechzigſten Jahre ſeines Alters

und

und im ein und zwanzigſten ſeiner Regierung über England.

Er beſaß große und ſeltne Eigenſchaften! So wie er ſich durch Körpergröße und Körperkraft auszeichnete — gleich dem Ulyſſes, konnte nur er und niemand anders ſeinen Bogen ſpannen — eben ſo zeichnete er ſich auch durch hellen Verſtand, raſtloſe Thätigkeit, unerſchrocknen Muth und ſeltne Gewandtheit des Geiſtes aus. Widerſtand feuerte ihn an, Gemächlichkeiten verſchmähte er, allen Ausſchweifungen war er Feind, vor niemand in der Welt beugte er ſich, immer ging er gerade auf ſein Ziel los.

Aber bey aller Bewunderung ſeiner Größe kann man doch das Gefühl nicht unterdrücken, daß er mehr furchtbar als liebenswürdig war. Ihm fehlte der hehre Sinn und die zarte Gemüthlichkeit, durch welche Alfred ſich auszeichnete. Herrſchſucht mit Strenge gepaart machte den Grundzug ſeines Charakters; ſeine Gerechtigkeitsliebe war oft ſeiner Staatsklugheit untergeordnet, und ſeine natürliche Heftigkeit, nicht von Humanität geleitet, äuſſerte ſich oft als wilde, ſchonungsloſe Härte. Indeſſen darf man zu ſeiner Entſchuldigung nicht vergeſſen, daß er unter dem Geräuſch der Waffen aufgewachſen war, daß er faſt immer von offenbaren und heim-

heimlichen Feinden umgeben war, und daß harte Maßregeln nothwendig waren, um seine Herrschaft über England zu befestigen.

XXII.

Pabst Sergius II und Kaiser Ludwig II.

Im Jahre 824 hatten Ludwig der Fromme und sein Sohn und Mitregent Lothar I die Verordnung gegeben, daß jeder neue Pabst zu Rom nicht anders als mit kaiserlicher Beystimmung gewählt und geweihet werden sollte; aber schon im Jahre 844 wurde diese Verordnung übertreten. Denn als Gregor IV gestorben war, ließ sich Sergius II, ohne die Genehmigung des Kaisers abzuwarten, von den Römern auf den päbstlichen Stuhl erheben. Um diese Geringschätzung seines kaiserlichen Ansehns zu rächen, sendete Lothar I seinen ältesten Prinzen Ludwig II, den er zum Mitregenten angenommen hatte, mit einem starken Heere und einem ansehnlichen Gefolge von Bischöfen und Grafen nach Italien (844).

Lud-

Ludwig II nahm seinen Weg durch Bononien, das er wegen Untreue züchtigte. Jetzt suchte ihn der Pabst durch Ehrenbezeigungen zu gewinnen. Er schickte ihm neun Meilen weit alle obrigkeitlichen Personen, dann die gesammte Besatzung entgegen, und in der Nähe von Rom einen Theil der Geistlichen, die Lobgesänge anstimmten und Kreuz und Fahnen vor ihm her trugen, wie es bey den Einzügen der Kaiser gewöhnlich war. In Rom angelangt (am 8. Jun. 844), verfügte sich Ludwig II sogleich nach der Peterskirche. Vor dem Eingang derselben stand der Pabst an der Spitze der Geistlichkeit. Beyde umarmten und küßten sich. Als aber Ludwig unverweilt in die Kirche gehen wollte, bedeutete ihn der Pabst, er könne nicht eingelassen werden, bevor er nicht feyerlichst versprochen hätte, daß er keine feindlichen Absichten hege, und die römische Kirche und Stadt bey ihren Rechten und Freyheiten schützen wolle. Ueberrascht oder bestürzt leistete Ludwig das verlangte Versprechen, und nun erst ward die silberne Thüre, durch welche die Kaiser in die Peterskirche einzugehen pflegten, vor ihm aufgethan. Er zog hinein, begrüßt von dem Zuruf: "Gelobt sey der da kommt im Namen des Herrn!" und verrichtete seine Andacht.

Bald nach dieſem erſten Sieg ſeiner Kühnheit fand Pabſt Sergius Gelegenheit, einen zweyten zu erringen. Ludwig verlangte, daß ſein Heer, das ſich vor der Stadt gelagert hatte, in dieſelbe verlegt werden ſollte; Sergius aber, der die rohen Ausſchweifungen der fränkiſchen Soldaten fürchtete, widerſetzte ſich dieſem Verlangen, und ließ die Stadtthore verſchließen. Dieſes Verfahren reizte die Begleiter des Königs mehr, als den König ſelbſt. Sie verlangten, daß eine Unterſuchung über die Art und Weiſe, wie Sergius Pabſt geworden, und über die Vergehungen, die ihm vorgeworfen wurden, veranſtaltet werden ſollte. Allein Sergius wußte durch Muth und Schlauheit ſeine Gegner niederzuſchlagen, und es dahin zu bringen, daß er vom König und der ganzen Verſammlung als Pabſt anerkannt wurde. Jedoch wurde dabey die frühere Verordnung erneuert, daß jeder neue Pabſt nur mit kaiſerlicher Genehmigung gewählt, und nur im Beyſeyn kaiſerlicher Bevollmächtigten geweihet werden ſollte.

Hierauf ließ ſich der Pabſt willig finden, Ludwig'n zum König von Italien zu krönen. Am 15. Jun. 844 wurde dieſe Feyerlichkeit zu St. Peter mit ungemeiner Pracht und in Gegenwart des ganzen königlichen Gefolges und des ſämtlichen Adels vollzogen. Sergius ſelbſt ſalbte den

König

König und überreichte ihm das Schwert; aber zugleich weigerte er sich auch, ihm den verlangten Eid der Treue zu leisten, "weil Lothar Kaiser sey und nur diesem gehuldigt werden müsse." Ludwig gab abermals nach und war zufrieden, daß der Pabst und das Volk seinem Vater, dem Kaiser Lothar, von neuem huldigte.

Auch späterhin, da er als Kaiser in Italien herrschte (850 — 875), bewies Ludwig die größte Nachgiebigkeit oder tiefste Ehrerbietung gegen den Pabst. Denn er ist der erste Kaiser, von dem wir lesen, daß er dem Pabste zu Pferde half, und, den Zaum seines Pferdes führend, zu Fuße neben ihm herging. Und so bewährt sich auch hier, was man in der Geschichte der Päbste so oft bestätigt findet, daß die Pabstmacht nicht bloß durch die Kühnheit einzelner Päbste, sondern auch durch die Schwäche oder Selbstentwürdigung der weltlichen Fürsten erhoben wurde.

XXIII.

Die Päbstin Johanna.

Es gibt in der römischen Kirche eine merkwürdige Sage, die folgendermaßen lautet. — Um die Mitte des neunten Jahrhunderts wanderte ein Mädchen, aus Mainz gebürtig, in Mannskleidern mit ihrem Liebhaber nach Athen, erwarb sich daselbst einen Reichthum an wissenschaftlichen Kenntnissen, und reiste dann, abermals in Mannskleidern und mit ihrem Liebhaber, nach Rom. Hier trat sie unter dem Namen "Johannes von England" als Lehrer der Philosophie auf, und gelangte zu dem doppelten Ruf der Gelehrsamkeit und Gottesfurcht. Sie wurde daher im Jahre 855 einmüthig zum Pabste gewählt. Niemand ahnete ihr Geschlecht; doch bald offenbarte sich dasselbe auf eine höchstanstößige Weise. Sie war von ihrem Liebhaber schwanger, und auf einem feyerlichen Zuge vom vaticanischen Pallaste zum Lateran wurde sie von Geburtsschmerzen überfallen. Sie mußte sich niederlassen; ein Kind entwand sich ihrem Schooße; aber gleich darauf starb sie mit demselben, und wurde an dem Orte ihrer Niederkunft begraben.

Vielfach

Vielfach iſt dieſe Sage bald als Erdichtung beſtritten, bald als Wahrheit vertheidigt worden. Wahr iſt es, ſie iſt eine alte und weitverbreitete Sage, in vielen Schriften wiederholt und ſelbſt durch Bildſäulen im Andenken erhalten. Auch wird zu ihrer Vertheidigung angeführt, man habe, ſeit ein Weib Pabſt geworden, lange Zeit bey den Pabſtwahlen eine Geſchlechtsprobe veranſtaltet; und immer hätten die Päbſte, aus Abſcheu vor jener Begebenheit, bey ihren Zügen vom Vatican zum Lateran die Gegend des Coliſeums vermieden. Gleichwohl ergibt ſich aus allen Unterſuchungen, die über obige Sage angeſtellt worden ſind, daß dieſelbe keineswegs gehörig begründet, noch für ausgemachte Wahrheit zu halten iſt.

Aber wie ſie entſtanden, bleibt ungewiß. Vielleicht liegt ihr eine Begebenheit zu Grunde, die wir nicht kennen; vielleicht iſt ſie eine Anſpielung auf die Geburt der falſchen Decretalen, deren Sammlung dem Iſidor zugeſchrieben wird; vielleicht auch (und dieß iſt das Wahrſcheinlichſte) iſt ſie ein Spott über das weibliche Regiment, durch welches der päbſtliche Stuhl im neunten und zehnten Jahrhundert herabgewürdigt wurde, und womit es ſich folgender Art verhielt.

Als nach der Abſetzung Karls des Dicken, Guido von Spoleto und Berengar von Friaul um die Beherrſchung Italiens und um den Beſitz der

Kaiſerkrone ſtritten (888 — 898), hatte ſich unter den römiſchen Großen eine Verbindung gebildet, die nach der Herrſchaft über Rom ſtrebte. An ihrer Spitze ſtand der Markgraf Adelbert von Toskana und eine Römerin, die eben ſo ſchön als ſchlau, eben ſo wollüſtig als rachſüchtig, eben ſo habſüchtig als herrſchſüchtig war. Sie hieß Theodora und war die Wittwe eines römiſchen Senators. Durch ihre Verbindung mit den angeſehenſten Familien und insbeſondere mit Markgraf Adelbert gelang es ihr, alle Herrſchaft über Rom an ſich zu reißen. Ihre Töchter Marozia und Theodora kamen ihr gleich an Gaben, Sitten und Einfluß, und über funfzig Jahre (896 — 950) war der päbſtliche Stuhl in den Händen dieſer drey Frauen. Ihre Freunde, Liebhaber, Söhne und Enkel wurden Päbſte, andre, die ihnen mißfielen, wurden abgeſetzt, eingekerkert oder ermordet; die abſcheulichſten Ausſchweifungen wurden durch ſie verübt, das Heiligſte gemißhandelt.

Dieſe weibliche Oberherrſchaft zu Rom konnte gar leicht den Spott veranlaßt haben: "ein Weib ſey Pabſt geworden"; hieraus aber konnte ſich weiterhin die Sage von der Päbſtin Johanna bilden, obſchon dieſe faſt um hundert Jahre zurückgeſchoben wurde. Und ſo erſcheint uns dieſe als ein Wiederſchein der Aergerniſſe, welche ſo manche

manche Päbste durch ihr Betragen gaben, und des Verfalls, in welchen das päbstliche Ansehn im zehnten Jahrhunderte gerieth.

XXIV.

Gregor der Siebente.

Der hervorstrahlendste Pabst und einer der kräftigsten und einflußreichsten Männer des gegenwärtigen Zeitraums war Gregor VII. Billig scheint es daher, daß, nachdem schon hin und wieder in diesem Buche von ihm geredet worden ist, das Merkwürdigste seines Lebens und Wirkens zusammen gestellt werde, um sein Bild anschaulicher zu machen und das Urtheil über ihn zu erleichtern.

Von dem frühern Leben Gregors oder Hildebrands — denn so hieß er, ehe er Pabst wurde — kennen wir nur wenige Bruchstücke. Er war von Geburt ein Italiener, aber unbekannt ist, wenn er geboren wurde; ungewiß, ob zu Soane im Toscanischen oder zu Rom; und unbestimmt, ob er der Sohn eines Handwerkers oder der Sprößling einer vornehmen Familie war.

Seinen ersten Unterricht erhielt er zu Rom, und in dem damals berühmten Kloster zu Clugny in Burgundien wurde er ins Mönchsleben eingeweiht. Hier folgte er den Forderungen desselben mit strenger Pünktlichkeit; doch verlor er Rom nicht aus dem Auge und stand daselbst in wichtigen Verbindungen. Der Pabst Gregor VI war sein Lehrer und Freund; ihn begleitete er nach dessen Absetzung nach Deutschland (1046). Jetzt lebte er eine Zeitlang am Hofe Heinrichs III, dann scheint er ins Kloster zu Clugny zurück gegangen und zu dessen Prior erwählt worden zu seyn.

Dort traf ihn Leo IX, der, auf der Synode zu Worms vom Kaiser Heinrich III zum Pabste erwählt, auf der Reise nach Rom begriffen war. Leo, wahrscheinlich schon früher mit ihm und seinen großen Geistesfähigkeiten bekannt, nahm ihn mit sich nach Rom, folgte seinen Rathschlägen und ernannte ihn zum Abt des Klosters St. Paulus und zum Subdiaconus der römischen Kirche. Von dieser Zeit an, also vier und zwanzig Jahre früher als er Pabst wurde, leitete Hildebrand alle Angelegenheiten des päbstlichen Stuhles.

Eben damals hatte Kaiser Heinrich III angefangen den in der Kirche eingerissenen Aergerlichkeiten und Verwirrungen entgegen zu arbeiten. Er hatte die drey Päbste, die im Jahre 1045 fast zugleich den päbstlichen Stuhl durch Kauf bestiegen

und

und durch Zwietracht geschändet hatten, abgesetzt; hatte an deren Stelle einen deutschen Bischof, der unter dem Namen Clemens II regierte, zum Pabst ernannt, und dabey befohlen, daß künftig kein Pabst ohne Geheiß oder Genehmigung des Kaisers erwählt werden sollte. Ueberdieß suchte er dem eingerissenen Handel mit geistlichen Aemtern und den ärgerlichen Ausschweifungen der Geistlichkeit zu steuern. Aber eine Verbesserung der Kirche, die vom Kaiser (also einem Laien) und nicht von der Kirche oder deren Oberhaupt ausging, schien dem an strenge Ordnung gewöhnten und mit dem Ideal der Hierarchie erfüllten Hildebrand eine Entwürdigung der Kirche und ihres Oberhauptes. Der Pabst selbst (das war sein Plan) sollte die Kirche von eingerissenen Fehlern reinigen, sollte sie aller Abhängigkeit vom Staate entziehen, ja über denselben erheben, und sich in ihr zum uneingeschränkten Oberhaupte machen.

Von diesen Ideen getrieben und nach diesem Ziele hinstrebend handelte er, jetzt als Rathgeber der Päbste, späterhin als Pabst. Deswegen beredete er den Pabst Leo IX (1049), sich mit der Wahl von Seiten des Kaisers nicht zu begnügen, sondern sich von dem Volke und der Geistlichkeit zu Rom aufs neue wählen zu lassen. Als darauf Leo im Jahr 1054 gestorben war, ging er im Auftrag des römischen Klerus und Volkes nach Deutschland, und

erbat

erbat sich vom Kaiser Heinrich III den angesehenen Bischof von Eichstädt Gebhard, zum Pabst, der auch, als Victor II, den päbstlichen Stuhl bestieg (1054) und kräftig gegen Simonie und Veräußerung der Kirchengüter eiferte. Im Namen dieses Pabstes oder als dessen Legat zog er im Jahr 1055 nach Frankreich, um die Sitten des dortigen Klerus zu verbessern, und die Vergehungen gegen die Kirchengesetze zu bestrafen. Er hielt deshalb eine Synode zu Lion, wo er sechs Bischöfe, die verschiedener Verbrechen überwiesen waren, absetzte, und niemand fand dieses Verfahren auffallend oder ordnungswidrig. Auch der folgende Pabst, Stephan IX (1057 — 1058), ehrte Hildebrands Geistesüberlegenheit und Wirksamkeit. Ihn hatte er als seinen Legaten nach Deutschland geschickt, und sterbend befahl er, die neue Pabstwahl so lange zu verschieben, bis derselbe aus Deutschland zurückgekehrt seyn würde. Freylich fand dieser Befehl nicht allgemeines Gehör: eine Parthey wählte stürmischer Weise Benedict X zum Pabst; allein Hildebrand, schon auf der Rückreise begriffen als Stephan IX starb, wußte es so einzuleiten, daß der Bischof Gerhard von Florenz mit Genehmigung der Kaiserin Agnes, der Vormünderin ihres Sohnes Heinrichs IV (Heinrich III war 1056 gestorben), den päbstlichen Stuhl bestieg. Die Gegenparthey mußte sich unter-

terwerfen, und er selbst führte den Pabst seiner Wahl, der sich Nicolaus II nannte, nach Rom (1059). Von ihm wurde er zum Archidiaconus der römischen Kirche, d. h. zum Hauptgehülfen der päbstlichen Regierung, ernannt, und unter ihm traf er wichtige Vorbereitungen zur Ausführung seines großen Planes. Zuerst ward, wahrscheinlich auf seinen Rath, eine Lehnsverbindung mit den Normannen in Unteritalien angeknüpft. Nicolaus II belehnte nämlich (1059) ihren tapfern Anführer, Robert Guiscard, gegen das Versprechen der Vasallentreue und einer jährlichen Abgabe, mit Apulien und Calabrien, wodurch der päbstliche Stuhl nicht nur die Oberherrschaft über ein ansehnliches Fürstenthum, bekam, sondern auch ein Heer tapfrer Vasallen, zum Schutz gegen die Angriffe weltlicher Großen. Ferner ward unter Nicolaus II die mayländische Kirche, deren Bischöfe nebst denen von Ravenna am längsten unter den italienischen Bischöfen ihre Kirchenfreyheit behauptet hatten, der römischen unterworfen. Aber am wichtigsten war die neue Anordnung, die im Betreff der Pabstwahl unter Nicolaus II zu Stande gebracht wurde.

In den ältesten Zeiten hatte der römische Klerus nebst andern Mitgliedern der Gemeinde den römischen Bischof erwählt; dann hatten die christlichen Beherrscher Roms, vornehmlich wenn Zwistigkeiten

keiten entstanden, die Wahl des römischen Bischofs unter ihre Aufsicht und Entscheidung gezogen. Von Justinians Zeiten an war diese Wahl von den griechischen Kaisern abhängig. Als sich Rom gegen Ende des achten Jahrhunderts den fränkischen Königen unterwarf, übernahmen diese die Bestätigung der Päbste, doch überließen sie die Wahl selbst dem Klerus und dem Volke. Und so blieb es auch unter den Ottonen. Nicht nur der ganze Klerus der römischen Kirche, sondern auch die Großen und das Volk hatten immer ihren Antheil an den Wahlen behauptet; die Kaiser aber hatten das Bestätigungsrecht in Anspruch genommen, und verlangten, daß die Wahlen in Gegenwart ihrer Abgeordneten vollzogen werden sollten, ja oft hatten sie selbst, wie vornehmlich Heinrich III, den neuen Pabst ernanut. Diese Einrichtung schien der Freyheit und dem Glanze des päbstlichen Stuhles entgegen, und oft waren durch sie Unruhen und Spaltungen in Rom entstanden. Nicolaus II verordnete daher (1059), daß künftig weder Adel noch Volk einigen Antheil an den Pabstwahlen haben, sondern daß diese von dem Klerus allein, und zwar von einem Ausschuß desselben, den Cardinälen, vollzogen werden sollten; jedoch mit Vorbehalt der dem Kaiser schuldigen Ehre, wenn sie ihm vom apostolischen Stuhle zugestanden worden wäre: — ein leerer Zusatz, der nichts weiter sagte,

als

als daß der Kaiser das Recht, den Pabst zu bestätigen, jedes Mal erst vom Pabst erhalten sollte. — Auf diese Weise erhielten die Cardinäle das Recht, den Pabst zu wählen, das sie bis auf unsre Zeiten behauptet haben.

Wie vielen Antheil Hildebrand an diesen wichtigen und folgereichen Verfügungen hatte, läßt sich nicht genau bestimmen; daß er aber Antheil daran hatte, darf um so weniger bezweifelt werden, je mehr sie seinen Planen entsprachen, je eifriger er selbst an ihrer Befestigung arbeitete, und je größer der Einfluß war, den er durch seine Geistesüberlegenheit schon damals behauptete.

Um die neue Verordnung im Betreff der Pabstwahl aufrecht zu erhalten, hatte Hildebrand, oder durch ihn Nicolaus II, seinen neuen Vasallen, den Normannen, einen Eid abgenommen, daß sie hinfort nur den als Pabst erkennen und beschützen sollten, den die Cardinäle gewählt haben würden. Aber Adel und Volk zu Rom war dagegen. Als Nicolaus II (1061) gestorben war, so ließen sie den Kaiser Heinrich IV bitten, daß er selbst einen Pabst ernennen möchte. Doch Hildebrand, an der Spitze der Cardinäle und des ganzen römischen Klerus, bestand auf der neuen Verordnung, und Heinrichs IV Minderjährigkeit, die Verwirrung, die damals in Deutschland herrschte, und der Schutz der Normannen, die an

den

den päbſtlichen Stuhl geknüpft waren, konnte ihm Muth und Nachdruck dazu verleihen. Wirklich brachte er es auch dahin, daß Honorius II, den der kaiſerliche Hof auf einer Synode zu Baſel erwählt hatte, zurückſtehen mußte, und daß dagegen Anſelmus, Biſchof von Lucca, den er am 1. Oct. 1061 von den Cardinälen wählen ließ, unter dem Namen Alexander II den päbſtlichen Stuhl beſtieg.

Dieſer neue Pabſt behauptete ſich trotz aller Anſtrengungen des Gegenpabſtes Honorius, und folgte, wie ſeine Vorgänger, der Leitung Hildebrands. Durch ihn ward das Unternehmen Wilhelms des Eroberers gegen England, das dem päbſtlichen Stuhl vortheilhaft ſchien, unterſtützt, und dagegen die Widerſetzlichkeit der mayländiſchen Kirche und der fortdauernde Kampf geiſtlicher Würden und Pfründen beſtritten. Insbeſondere aber mußte Heinrich IV ſchon damals erfahren, wie der Pabſt ſich ſeinen Wünſchen im Betreff einer Eheſcheidung widerſetzte. Doch war dieß nur ein geringes Vorſpiel der großen Demüthigungen, die er wenige Jahre darauf leiden mußte, als Hildebrand ſelbſt Pabſt geworden war.

Letzteres geſchah im Jahr 1073. Nachdem nämlich Alexander II am 21. April 1073 geſtorben war, verlangte das römiſche Volk ſtürmiſch, daß Hildebrand Pabſt werden ſollte; auch die Cardinäle ſtimmten dafür. Er ſelbſt war, wie er

schreibt, entgegen, doch mußte er dem Ungestüm, der auf ihn eindrang, nachgeben. Aber woher es kam, daß er Bedenken trug eine Würde anzunehmen, deren Gewalt er schon seit vielen Jahren ausgeübt hatte, läßt sich schwerlich entscheiden. Empfand er etwa die Bestürzung, die den Menschen ergreift, der endlich an dem Ziele seiner Wünsche steht? Oder war er darüber bekümmert, daß es bey seiner Wahl stürmisch zugegangen? Oder gab er nur Bedenklichkeit vor, um den kaiserlichen Hof für die Anerkennung seiner Würde zu gewinnen? Vielleicht wirkten alle diese Gründe zusammen, und der letzte am meisten.

Die Nachricht nämlich von seiner Wahl erregte in Deutschland und Italien große Bestürzung. Sein Name war das Schrecken der dasigen Bischöfe. Sie kannten seine Festigkeit und fürchteten seine Strenge. Sie baten daher Heinrich IV diese Wahl, die ohne sein Vorwissen geschehen sey, für ungültig zu erklären. Allein Hildebrand, oder, wie er nunmehr sich nannte, Gregor VII, kam seinen Gegnern zuvor. Er erklärte, entweder schriftlich in einem Briefe, den er gleich nach seiner Wahl an den Kaiser erließ, oder mündlich einem kaiserlichen Abgeordneten, der nach Rom kam: "er habe die Pabstwürde nur angenommen, um den Ungestüm des Volkes zu beschwichtigen; aber er habe durchaus sich nicht einweihen lassen, weil er

Hoff-

Hoffnung hege, durch Hülfe des Kaisers von der ihm zu schweren Last wieder befreyt zu werden." Der Kaiser war mit dieser Erklärung zufrieden; er bestätigte Gregors Wahl und befahl, ihn einzuweihen. Dieß geschah den 29. Jun. 1073.

Immer suchte man in Rom (was gewiß viel zur Erhebung der Pabstmacht beytrug) einen Mann zum Pabst zu wählen, der in den Geschäften der Kirche geübt war, und das Feld kannte, auf dem er wirken sollte; aber so gut vorbereitet, als Gregor VII, hatte wohl noch keiner den päbstlichen Stuhl bestiegen. Mit einem hohen, vielumfassenden Geiste verband er eine ungemeine Thätigkeit, und mit dem Ehrgeiz des großen Mannes, der große Plane auffaßt, eine Klugheit und Festigkeit, die meistentheils ihr Ziel erreicht. Auch war er schon seit vielen Jahren mit allen Bedürfnissen und Angelegenheiten der Kirche und des römischen Stuhles vertraut. Er kannte die innern Verhältnisse Italiens, Deutschlands und Frankreichs, wo er öfters als päbstlicher Legat sich aufgehalten hatte; er kannte die verschiedenen Partheyen, kannte den persönlichen Character der Regenten und ihrer Großen, und fühlte seine Ueberlegenheit. In Rom selbst war er schon längst so angesehen und gefürchtet, daß noch vor seiner Stuhlbesteigung sein Freund, der Cardinal Damiani, ihn spöttisch "den heiligen Satan" nannte, und "den Herrn des

Pabstes,

Pabſtes, dem man, wolle man zu Rom leben, mehr gehorchen müſſe, als dem Pabſte ſelbſt."

Gregor VII beſtieg den apoſtoliſchen Stuhl mit dem ſchon erwähnten und klüglich vorbereiteten Plane, die Kirche von allem Einfluß der weltlichen Macht loszureißen, dieſe jener zu unterordnen, und den Pabſt über alles zu erheben. Sollte aber dieſer Plan gelingen, ſo mußten zuerſt zwey große Umänderungen erfolgen. Die Geiſtlichkeit mußte von Familienbanden losgeriſſen, und die Ertheilung geiſtlicher Stellen und Pfründen den Händen der Weltlichen völlig entzogen werden; denn ſo lange die Geiſtlichen noch Weib und Kind hatten, hingen ſie zu ſehr mit dem Staate zuſammen, als daß ſie der Kirche gänzlich angehörten; und ſo lange Könige und Fürſten Bißthümer, Abteyen und andere geiſtliche Stellen, wie ſeither, ertheilen konnten, war die Kirche nicht frey, ſondern abhängig vom Staate und deſſen Einfluß. Die Ausführung dieſer Umänderungen war ſchwierig, doch nicht unmöglich, und erleichtert wurde ſie durch die Aergerlichkeiten, die damals die Kirche entehrten, durch die Sittenloſigkeit der Geiſtlichen und durch den ſchnöden Verkauf geiſtlicher Stellen. Je tiefer nämlich dieſe Aergerlichkeiten von Vielen empfunden wurden, und je öfter ſchon frühere Päbſte dagegen gekämpft hatten, deſto nöthiger mußte ihre Abſtellung erſcheinen, und deſto nachdrücklicher konnte

Gregor

Gregor sie bekämpfen. Und er säumte nicht, mit jener lebendigen und heroischen Kraft, die ihm eigen war, diesen Kampf zu beginnen.

Bald nach seiner Wahl untersagte er dem Kaiser Heinrich IV und dem König von Frankreich, Philipp I den ärgerlichen Handel mit geistlichen Stellen, und erklärte ihnen unverholen, er werde, wenn sie dabey beharrten, mit allem Nachdruck seiner Macht gegen sie verfahren.

Hierauf hielt er im zweyten Jahr seiner Regierung (1074) eine Synode zu Rom, um die ehelichen Verbindungen der Geistlichen und die herrschende Simonie mit der Wurzel auszurotten. Die Priester, verordnete er, sollten bey Strafe des Bannes durchaus ehelos leben, und die verheyratheten ihre Weiber entlassen oder abgesetzt werden; kein Laie aber sollte, gleichfalls bey Strafe des Bannes, bey einem verheyratheten Priester beichten oder Messe hören, oder einer andern von ihm verrichteten gottesdienstlichen Handlung beywohnen. — Im Betreff der Simonie wurde nicht nur der Kauf und Verkauf geistlicher Stellen bey Strafe des Bannes verboten, sondern auch jede Belehnung der Geistlichen von Seiten der weltlichen Fürsten, oder die Investitur. "Wer künftig", lautete der Beschluß, "ein Bißthum, oder "eine Abtey oder eine andere Kirchenstelle aus der "Hand eines Laien annimmt, der soll gar nicht

"unter

"unter die Bischöfe, Aebte oder Kirchendiener ge-
"rechnet werden; die Gnade Petri und der Ein-
"gang in die Kirche sollen ihm verschlossen seyn,
"bis er die Stelle, die er durch ein Verbrechen
"erlangt, wieder aufgegeben haben wird; und
"eben so soll der Kaiser, König, Herzog, Graf
"und jeder Laie, der solche Belehnung ertheilt,
"bestraft werden". Diese Beschlüsse sendete Gre-
gor in alle, unter seiner Leitung stehende Reiche, besonders nach Frankreich, Spanien, England und Deutschland, mit dem gemessenen Befehl an die Bischöfe, die Beobachtung derselben zu erwirken.

Große Stürme erfolgten! Die Fürsten wollten ihren Antheil an der Besetzung geistlicher Stellen, und namentlich ihr Belehnungsrecht nicht aufgeben; die Geistlichen aber wollten ihre Weiber nicht von sich lassen. Sie tobten laut gegen den Pabst, "der die Menschen zwingen wolle, wie Engel zu leben", und ihre Wuth stieg an einigen Orten (namentlich Deutschlands) bis zur Empörung gegen die Bischöfe, die auf die Ehelosigkeit bestanden. Gregor sah ruhig in diese Stürme, ohne doch zu versäumen, was seinen Beschlüssen Nachdruck verschaffen konnte. Denn während er die Wuth der Geistlichen austoben ließ, sorgte er dafür, daß durch seine Legaten und Mönche die Idee von der Verdienstlichkeit des ehelosen Lebens der Geistlichkeit immer weiter verbreitet, und den

ver-

verheyratheten Geiſtlichen immer mehr Achtung und Wirkſamkeit entzogen wurde. Auch hielt er ſtreng auf ſeine Verordnung im Betreff der Simonie und Inveſtituren, und ſtellte zur Vertheidigung derſelben folgende Gründe auf. "Was einmal der Kirche geſchenkt iſt, gehört ihr einzig und in Ewigkeit"; ferner, "das Weltliche, was die Kirche beſitzt, kann von dem Geiſtlichen nicht getrennt werden, weil eine ſolche Trennung eine Zerſtörung der Einheit der Kirche ſeyn würde, und die Kirche in dieſer Welt eben ſo wenig ohne körperliche Dinge beſtehen kann, als der Menſch in dieſem Leben ohne Leib. Da nun der weltliche Fürſt unfähig ſey, einem Biſchof das Geiſtliche zu ertheilen, ſo ſey er auch unfähig, ihm das Weltliche zuzuſprechen".

Doch nicht genug, daß er den weltlichen Fürſten allen Einfluß auf die Kirche zu entziehen ſuchte, ſo ſuchte er ſie auch dem apoſtoliſchen Stuhle zu unterwerfen, und ihre Reiche demſelben lehn- und zinspflichtig zu machen. "Denn", ſprach er, "wenn die Apoſtel (deren Gewalt dem Pabſt übertragen iſt) im Himmel binden und löſen können: ſo müſſen ſie auch auf der Erde Kaiſerthümer, Königreiche, Fürſtenthümer und eines jeden Güter nach Verdienſt geben und nehmen können. Wenn ſie ferner über das Geiſtliche als Richter beſtellt ſind, ſo müſſen ſie es auch über das Weltliche ſeyn.

Wenn

Wenn sie endlich über die Engel richten werden, so müssen sie noch weit mehr über die Knechte dieser Engel, über weltliche Fürsten, richten können".

In Kraft solcher Behauptungen machte Gregor an die meisten der damaligen Staaten Europas Anforderungen, die er noch auf besondere Gründe baute. Die Kaiserwürde erklärte er für ein päbstliches Lehen. Spanien, schrieb er (1073), sey von alten Zeiten her ein Eigenthum des heiligen Petrus gewesen, und gehöre noch immer, obgleich es lange unter den Händen der Heiden (d. i. der Araber) gestanden, niemand als dem apostolischen Stuhle: und König Sancho mußte ihm einen Zins von 500 Goldstücken zahlen. Von Frankreich verlangte er (1080), daß jedes Haus jährlich wenigstens einen Denar dem heiligen Peter bezahlen sollte. Deutschland überhaupt betrachtete er als abhängig von päbstlicher Leitung, und in Rücksicht Sachsens behauptete er (1078), dieß Land sey von Karl dem Großen mit Hülfe des heiligen Petrus überwunden, und dafür demselben geschenkt worden. Böhmen mußte ihm 100 Mark Silber entrichten. Dem Herzog von Polen, Boleslav II, ertheilte er die Erlaubniß die Königskrone zu tragen (1077), und entriß sie ihm wieder, als derselbe den Bischof von Krakau getödtet hatte. Selbst den Großfürsten Rußlands,

lands, Demetrius, suchte er (1075) von dem päbstlichen Stuhle abhängig zu machen. Ungern, behauptete er (1074), sey dem heiligen Peter vom König Stephan I geschenkt worden, und er gab daher dem damaligen König Salomo einen scharfen Verweis, daß dieser sein Reich vom Kaiser Heinrich IV zu Lehn genommen habe. Dem Herzog von Croatien und Dalmatien gab er (1077) den erbetenen Königstitel, unter der Bedingung, daß derselbe jährlich 200 Goldstücke erlegen sollte. Sardinien und Korsika nahm er (1073) als eigenthümliches Zubehör des römischen Stuhles in Anspruch. In Italien brachte er es dahin, daß die reiche und mächtige Markgräfin Mathilde von Toscana, seine Freundin, der römischen Kirche alle ihre Besitzungen vermachte. Der Herzog Richard von Capua mußte ihm (1073) den Eid der Treue leisten, und einen andern normännischen Fürsten, den Herzog von Apulien und Calabrien, Robert Guiscard, that er in den Bann (1074), als sich derselbe den übernommenen Lehnspflichten entziehen wollte. Den König von Dänemark, Swen III, ermahnte er (1075), sein Reich dem heiligen Peter mit gebührender Andacht zu übergeben und von dessen Ansehn Hülfe und Unterstützung zu erwarten. Nach England schrieb er an König Wilhelm den Eroberer, Gott habe

zwey Lichter erschaffen, eines, das den Tag, und ein anderes, das die Nacht regiere; und eben so werde auch die Welt im Großen durch die apostolische und im Kleinen durch die weltliche Macht regiert. Da aber der kraftvolle Wilhelm sich ihm nicht unterwerfen wollte, so gebrauchte er gegen ihn Schmeicheleyen, und erwirkte wenigstens die Auszahlung des seit einiger Zeit ausgebliebenen Peterpfennigs.

Wie weit er überhaupt in seinen Anmaßungen ging, wird aus den sieben und zwanzig Dictaten deutlich, die, wenn auch nicht von ihm selbst verfaßt, doch in seinem Geiste niedergeschrieben sind. Daselbst heißt es unter andern: "Die römische Kirche ist allein von dem Herrn gegründet; — der Pabst allein kann Bischöfe absetzen und wieder einsetzen, ohne deshalb eine Synode zu halten; — sein Legat hat überall den Vorsitz; — mit Leuten, die er in den Bann gethan, darf niemand unter einem Dache leben; — er allein darf neue Kirchengesetze und neue Kircheneinrichtungen aufstellen; — er allein kann sich des kaiserlichen Schmuckes bedienen, und ihm allein müssen alle Fürsten die Füße küssen; — ihm steht es zu, die Kaiser abzusetzen; — ohne seine Verordnung darf keine Synode eine allgemeine genannt werden; — sein Urtheil kann von niemand aufgehoben werden, er

allein kann es aufheben; — er darf von niemand gerichtet werden; — niemand darf einen, der an den apostolischen Stuhl appellirt hat, verdammen; — alle größeren Angelegenheiten jeder Kirche müssen vor diesen Stuhl gebracht werden; — die römische Kirche hat nie geirrt und wird niemals irren; — wenn der Pabst erwählt ist, so wird er durch die Verdienste Petri heilig; — wer mit der römischen Kirche nicht übereinstimmt, wird für keinen Rechtgläubigen gehalten; — der Pabst kann die Unterthanen eines bösen Fürsten vom Eid der Treue lossprechen".

Solche Anmaßungen hätten vielleicht durch kräftiges Gegenwirken der Fürsten und durch freyen Gebrauch der Bibel niedergeschlagen werden können; aber weder das Eine, noch das Andere fand Statt. Gregor selbst wußte beyden zu begegnen. Das Bibellesen wurde von ihm nicht befördert, sondern unterdrückt. So schrieb er unter andern dem Herzog Wratislav von Böhmen *): "wiederholtes Nachdenken habe ihn überzeugt, daß es mit Recht der Wille des allmächtigen Gottes sey, die heilige Schrift gewissen Gegenden verborgen zu halten, damit sie nicht zu gemein oder gar verächtlich

*) Dieser Brief ist der eilfte im siebenten Buche der Briefe Gregor's (Regiſtrum Gregorii).

lich würde, und, schlecht verstanden, beschränkte Menschen zum Irrthum verleitete". Um aber auch das kräftige Gegenwirken der Fürsten zu unterdrücken, begann er, kaum frey von einer großen Lebensgefahr *), den berühmten Kampf mit Heinrich IV, wohl überzeugt, daß wenn er den deutschen König, der als Kaiser für den ersten Fürsten der Christenheit, und für den Oberherrn des Pabstes galt, und der zugleich der Simonie am meisten bezüchtigt war, unterdrücken könnte, auch die andern christlichen Fürsten seine Obergewalt anerkennen würden.

Der Gang dieses Kampfes braucht hier nicht erörtert zu werden. Schon oben im Leben Heinrichs IV ist erzählt worden, wie Gregor mit Anfang des Jahres 1076 Heinrich'n zur Verantwortung nach Rom beschied; dann, von ihm für abgesetzt erklärt (Worms, im Jan. 1076), zu Ostern 1076 Bannfluch und Thronentsetzung über ihn aussprach, ihn dadurch in eine drangvolle Lage stürzte und

*) Cenci, ein reicher und angesehner Römer, war wegen vieler Gewaltthätigkeiten von Gregor mit dem Bann belegt worden. Um sich zu rächen, drang er am Christabend (1075) in die Kirche, wo Gregor Messe las, ergriff ihn bey den Haaren, und schleppte ihn unter vielen Mißhandlungen in einen seiner Thürme. Aber die Römer nahmen sich ihres Pabstes an, und befreyeten ihn aus den Händen des Wüthrichs.

und zu Canossa demüthigte (Jan. 1077); wie ferner Heinrich sich wieder erhob (1077 — 1079), den Gegenkönig Rudolf, den Gregor nach langem Zögern anerkannte (März 1080), glücklich bekämpfte (Oct. 1080), hierauf mit dem neuen Pabst, Clemens III, den er zu Brixen (Jun. 1080) erwählt hatte, nach Italien zog (1081), und Rom nach dreyjähriger Einschließung in seine Hände bekam (Ostern 1084). Aber zugleich ist auch gezeigt worden, wie anmaßend und leidenschaftlich Gregor in diesem Kampfe gegen Heinrich'n verfuhr, und wie doppelzüngig sein Betragen gegen die Sachsen war, die im Vertraun auf ihn den Herzog Rudolf zum König erwählt hatten. Zwar hat man in neuern Zeiten dieß alles mit großem Aufwand von Scharfsinn zu vertheidigen gesucht; aber das innere Gefühl sträubt sich gegen diese Vertheidigungen, und es drängt sich die Bemerkung auf, daß Gregor VII nicht handelte als erster Lehrer einer Religion, die Liebe, Sanftmuth und Versöhnlichkeit predigt, sondern als ein stolzer Herrscher, der seine Anmaßungen gebieterisch durchzusetzen sucht, und jedes Aufstreben dagegen als eine Verletzung des Heiligsten und Ehrwürdigsten behandelt.

Doch wie sehr wir Gregors Betragen in dieser Hinsicht mißbilligen, eben so sehr fühlen wir

uns

uns auch gedrungen, achtungsvoll die männliche Standhaftigkeit anzuerkennen, die er im Unglück bewies; wie er mitten im größten Gedränge nie seiner Würde etwas vergab, nie von seinen Planen wich, nie die Festigkeit seines Characters verleugnete.

Als er der Gefahr ausgesetzt war, von Heinrich'n überfallen zu werden (am Ende des Jahres 1080), und sich, um Schutz zu finden, mit dem normännischen Herzog Robert, seinem Lehnsmann, den er 1074 in Bann gethan hatte, wieder aussöhnte, weigerte er sich dennoch, den Besitz der päbstlichen Güter, die derselbe an sich gebracht hatte, aufzugeben. Als dann (im März 1081) Heinrich in Italien einfiel, erneuerte er gegen ihn den Bannfluch, und verbot zugleich Kirchengut zum Krieg gegen ihn, als zu einem weltlichen Gebrauch, anzuwenden. Schon eingeschlossen in Rom (1081), erklärte er, daß er den Gegner Heinrichs, den die Deutschen zum König erwählt hatten, Heinrich von Luxemburg, nur dann anerkennen würde, wenn derselbe der Kirche den schuldigen Gehorsam versprochen hätte. Im Jahr 1083 setzten ihm die belagerten Römer ungestüm zu, daß er mit Heinrich'n Friede machen sollte, und Heinrich selbst war dazu bereit, wenn ihn Gregor zum Kaiser krönen wollte. Doch dieser

erklärte

erklärte ſtandhaft, " nicht eher würde er mit Heinrich'n unterhandeln, als bis derſelbe ſich wieder mit der Kirche ausgeſöhnt hätte ". Als er endlich, nach Heinrichs Abzug (Apr. 1084) von den Normännern aus der Engelsburg befreyt worden war, ſo wiederholte er ſogleich gegen ihn und deſſen Anhang den vorigen Bannfluch.

Aber ſeine Retter ſelbſt brachten ihm Verderben. Bey der Einnahme Roms und der Engelsburg hatte die wilde Schaar der Normänner Raub, Mord, Brand und andere rohe Ausſchweifungen verübt. Dadurch ward das römiſche Volk zur Verzweiflung getrieben, und die Normannen ſahen ſich genöthigt, ſchon nach drey Tagen wieder abzuziehen. Ihnen folgte Gregor, der ſeines Lebens zu Rom nicht mehr ſicher war, weil er als Urheber des Vorgefallenen angeſehen wurde. Er ging erſt nach Monte-Caſſino, dann in das feſte Salerno, wo eine Erſchöpfung ſeiner Kräfte ſeinem Leben ein Ende machte. Er ſtarb den 25. Mai 1085.

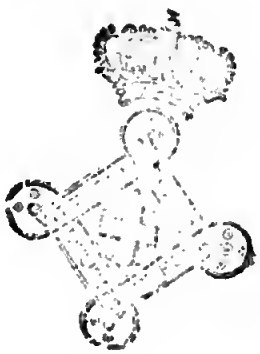
Sein Abſcheiden von dieſer Welt wird verſchieden erzählt, je nachdem die Erzähler Liebe oder Abneigung bewegte. Nach einigen ſoll er auf ſeinem Sterbebette ſeine Sünden bereut, und den über den Kaiſer Heinrich und deſſen Anhang ausgeſprochenen Bann zurückgenommen haben. Allein

nach

nach andern ſtarb er mit einem unverſöhnlichen Gemüth, indem er dieſen Bannfluch erneuerte, aber auch im feſten Vertrauen auf die Redlichkeit ſeiner Abſichten und Handlungen und mit dem Ausruf: "Ich habe Gerechtigkeit geliebt und "Gottloſigkeit gehaßt, und darum ſterbe ich in "der Verbannung"!

Es iſt ſchwer, über ihn zu urtheilen. Schon ſeine Zeitgenoſſen haben ſehr viel Gutes und ſehr viel Böſes über ihn geſagt, und noch jetzt findet man in ihm eben ſo viel Tadelns- als Lobenswürdiges. Denn leugnen läßt ſich nicht, daß ſein Wirken, auf irrige Vorausſetzungen gebaut, der Ruhe der Staaten, der Freyheit des Geiſtes und den natürlichen Gefühlen des Menſchen entgegen trat; daß er eitle Anmaßungen ſich erlaubte, und einzelne Behauptungen aufſtellte, deren Ungrund er bey ſeinem ſcharfſichtigen Geiſte ſelbſt einſehen mußte; daß er unbekümmert um die Moralität der Mittel ſein Ziel verfolgte, und das Heiligſte und Ehrwürdigſte, die Religion, zur Dienerin ſeiner Herrſchſucht brauchte. Aber wahr iſt es auch, daß er durch Geiſtesgaben, Characterkraft und ſtrenge Sitten weit über gewöhnliche Menſchen hervorragte, und nimmer mögen wir in Abrede ſeyn, daß er ſein Hauptſtreben für recht und gut erkannte, da er ſo lebendig davon ergriffen war, ſo

ſtandhaft dabey beharrte, und daran alles Glück ſeines Lebens ſetzte. Demnach läßt ſich wohl behaupten, daß er, ein großer, gewaltiger Mann, groß und gewaltig im Geiſt des Pabſtthums handelte; daß er aber auch den eigentlichen Beruf des oberſten Geiſtlichen verkannte, und ſtatt den Ruhm des Kirchenlehrers zu erringen, nur nach der Macht des Kirchenfürſten trachtete.



Inhalts-

Inhaltsverzeichniß.

Erster Abschnitt.

Darstellung der Hauptbegebenheiten von dem Vergleich zu Verdun bis zum Anfang der Kreuzzüge 843 — 1096.

Einleitung: Allgemeine Bemerkungen über den Umfang, Schauplatz und Charakter der Hauptbegebenheiten dieser Periode. Kurze Uebersicht, und Plan zur Darstellung derselben. S. 3 — 10

Erstes Kap. Von dem Verfall des fränkischen Reiches.

I. Von der Herrschaft der spätern Karolinger.

1) Lothar und dessen Nachkommen, oder die Karolinger in Italien. — Lothar I. st. 856; Ludwig II. st. 875; Lothar II. st. 869; Karl st. 863 — S. 12

2) Ludwig der Deutsche und dessen Nachkommen, oder die Karolinger in Deutschland. — Ludwig der Deutsche, st. 876; Karlmann, st. 880; Ludwig der Jüngere, st. 882; Karl der Dicke, abgesetzt 887; Arnulf, st. 900; Ludwig das Kind, st. 911. — S. 14

3) Karl der Kahle und deſſen Nachkommen, oder die Karolinger in Frankreich. — Karl der Kahle, ſt. 877.; Ludwig II. ſt. 879; Ludwig III. und Karlmann, ſt. 882. 884. (niederburgundiſches Reich); Karl der Dicke, abgeſetzt 887. — Odo, Graf v. Paris (oberburgundiſches Reich); Karl der Einfältige, ſt 929. Robert — Rudolf, 936; Ludwig der IV. ſt. 954; Lothar, ſt. 986; Ludwig V. ſt. 987. Hugo Capet. — S. 20

II. Von den Zerrüttungen im Innern der fränkiſchen Staaten.

1) Im Allgemeinen: Erhebung der weltlichen Großen, und der Geiſtlichkeit; — Urſachen und nachtheilige Folgen von beyden. S. 27

2) Im Beſondern: A. Zerrüttungen in Frankreich unter Karl dem Kahlen, Ludwig III. und Ludwig IV. S. 30. — B. Zerrüttungen in Deutſchland: Ludwig der Deutſche widerſtrebt ihnen; erſt unter Karl dem Dicken brechen ſie aus. Arnulf vermag wenig gegen ſie, und furchtbarer erneuern ſie ſich unter Ludwig dem Kinde. S. 33. — C. Zerrüttungen in Italien: Berengar von Friaul und Guido von Spoleto; Kronſtreitigkeiten bis Otto I.; Italien zerfällt in eine Menge Herrſchaften. S. 34

III. Von den Raubzügen der Normänner und Ungern.

1) Von den Normännern: Abſtammung, Wohnſitze und Ausbreitung derſelben, S. 38. — Angriffe derſelben auf Frankreich (wo ſie ſich die Normandie erkämpfen), auf Deutſchland (wo ſie abgewieſen werden) und auf Italien (wo ſie ſich in Unteritalien und Sicilien anſiedeln: Königreich beyder Sicilien). Ihre Anſiedelung in Rußland (Nowgorod und Kiew), Litthauen, Island, Grönland, Nordamerika, England. — Beendigung ihres Umherſtreifens. S. 37.

2) Von

2) Von den Ungern: Abstammung, frühere Wohnsitze, und Sitten derselben. Sie werden Italien und Deutschland furchtbar, bis auf Heinrich I. und Otto I. S. 46

Zweytes Kap. Deutschlands Erhebung.

I. Kurze Uebersicht der Geschichte Deutschlands von den ältesten Zeiten bis zum Aussterben der Karolinger. S. 51 — 55

II. Deutschland unter dem sächsischen Regentenstamme, 911 — 1024. Otto der Erlauchte schlägt die Krone aus und empfiehlt Konrad I. Dieser regiert thätig und weise, kann aber die innere Ruhe nicht herstellen, st. 918. — Heinrich I. beruhigt Deutschland, besiegt die Normänner, Slaven und Ungern, und begründet Deutschlands innern Wohlstand, st. 936. — Otto der I. hat mit vielen innern Unruhen zu schaffen, bekämpft die Slaven, Normänner und Ungern, bringt Italien und die Kaiserwürde an Deutschland, verbreitet das Christenthum und erhebt die Geistlichkeit, st. 973. — Otto II. behauptet sein Ansehn in Deutschland und Italien, wird von den Griechen und Saracenen in Unteritalien geschlagen, entkommt ihnen, und stirbt, indem er sich zur Erneuerung des Kampfes rüstet 983. — Otto III. blühet zu schönen Hoffnungen auf, unterliegt aber bald innerm Gram und den Anfeindungen der Römer, st. 1002. — Heinrich II. behauptet seine Herrschaft in Deutschland und Italien, ist weniger glücklich gegen Lothringen und Herzog Boleslav; stiftet das Bißthum Bamberg; macht die Kaiserwahl vom Pabst abhängig, st. 1024. — Verfassung Deutschlands unter dem sächsischen Regentenstamme. S. 55 — 74

III. Deutschland unter dem fränkischen Regentenstamme, 1024 — 1125. Konrad II. regiert kräftig, bringt Burgund an Deutschland, stiftet den Gottesfrieden, st. 1039. — Heinrich III. sucht, wie sein Vater,

die

die deutsche Königswürde unumschränkt zu machen, hält den Pabst in Abhängigkeit, st. 1056. — Heinrich IV. hat viele Händel mit den Sachsen, dem Pabste und mehreren Gegenkönigen; er unterliegt seinem Sohne, st. 1106. — Heinrich V. beruhigt Deutschland und unterliegt in dem Investiturstreite, 1125. — Verfassung Deutschlands unter dem fränkischen Regentenstamme. S. 74 — 84

Drittes Kap. Von den übrigen Staaten Europens, namentlich von England.

I. Spanien und Portugal: Beschränkung der Macht der Araber; neue christliche Reiche; Fernando der Große, st. 1065 und dessen Söhne; Alfonso VII. vereinigt alle christliche Staaten in Spanien. Portugal wird ein eigenes Reich. S. 85

II. Frankreich: Die ersten Capetinger suchen ihre Macht zu behaupten und zu befestigen. S. 86

III. Das oström. Reich fristet sein Daseyn. Kaiser aus dem Hause der Macedonier und der Komnenen. S. 87

IV. Ungern bildet sich zu einem Staate, erhält die Königswürde, geräth in Abhängigkeit von Deutschland; wird erhoben von Ladislav I. S. 88

V. Polen fängt an, sich zu einem Staate zu bilden. S. 89

VI. Rußland, Staat zu Nowgorod und Kiew; Ruriks Nachfolger, Wladimir der Große, st. 1015. S. 90

VII. In Scandinavien macht sich Dänemark am merkwürdigsten: Swen st. 1014; Knut der Große st. 1036. S. 91

VIII. England. Vereinigung der angelsächsischen Reiche durch Egbert. — Einfälle der Dänen. — Alfred der Große (871 — 901) schafft Ruhe, und giebt weise Gesetze. — Seine Nachfolger. Erhebung der Geistlichkeit durch den heil. Dunstan. — Erneuerte Einfälle der Dänen. — Ethelred II. läßt die in England ansässigen Dänen ermor-

ermorden 1002. — England kommt unter die Herrschaft der Dänen (Swen 1013 und Knut der Große, 1016) wird wieder frey, 1042. — Eduard der Bekenner — Harald — Wilhelm der Eroberer, 1066. S. 92 — 97

Viertes Kap. Von dem Ursprung und Fortgang der Pabstmacht.

Die Pabstmacht ist durch zufällige Veranlassungen gebildet, S. 98. — Der Pabst war ursprünglich Bischof von Rom, und erlangte schon als solcher großes Ansehn, S. 99. — Er wurde dann Erzbischof, bald darauf der erste unter allen Bischöfen und erhielt den Titel Papa 607, S. 100. — Er unterwarf sich die Kirchen in Frankreich, Spanien, England und Deutschland — bekommt weltliche Macht durch Pipin den Kl. und Karl den Großen, S. 101. — Zunehmendes Wachsthum der päbstlichen Macht durch die Schwäche der Fürsten, durch das Betriebe der Geistlichkeit — Decretalen des falschen Isidor, S. 104. — Ehrgeiz der Päbste Nicolaus I., Johann VIII. und Stephan V. S. 104. — Vom Ausgang des 9. bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts gerieth das Emporstreben der Päbste ins Stocken. — Ursachen hiervon, S. 109. — Erneuertes Aufstreben der Pabstmacht und Erhebung derselben durch Gregor VII. S. 113. — Verschiedene Wirkungen der Pabstmacht, nachtheilige und vortheilhafte. S. 114 — 118

Zweyter Abschnitt.

Schilderung einzelner Begebenheiten und Characterе aus der Periode von dem Vergleiche zu Verdun bis zum Anfang der Kreuzzüge.

I. Lothar und Waldrade, oder Ehestreitigkeiten Lothars des Zweyten . . . . . S. 119
II. Karl der Dicke 138
III. Arnulfs

III. Arnulfs Kaiserwürde 147
IV. Adelbert und Hatto, oder Gesetzlosigkeit und Pfaffentücke 154
V. Islands Blüthe und Verfall:
1) Entdeckung und Anbau Islands . 160
2) Islands Blüthenzeit:
A. Seezüge und Entdeckungen der Isländer. 163
B. Einführung des Christenthums in Island und Folgen hiervon . . 165
C. Literärischer Ruhm der Isländer, vorzüglich im Fache der Geschichte und Poesie — von der Edda . . . 169
3. Islands Verfall. — Ursachen hiervon — und gegenwärtiger Zustand . . 176
VI. Rollo, erster Herzog der Normandie . 182
VII. Edelsinn des deutschen Königs Konrad I. 193
VIII. Character-Schilderung Heinrichs I. . 199
IX. Mathilde, Gemahlin Königs Heinrich I. 204
X. Wahl und Krönung Otto's . . 222
XI. Deutschlands Befreyung von den Ungern. 226
XII. Gefahr und Rettung Otto's II. . 242
XIII. Otto III. am Grabe Adelberts und Karls des Großen 248
XIV. Das Jahr 1000 oder das befürchtete Ende der Welt. 250
XV. Wahl und Krönung Konrads II. . 252
XVI. Leben und Leiden Kaisers Heinrich IV. 257
XVII. Der Cid 291
XVIII. Alfred der Große 304
XIX. Der heilige Dunstan und seine Umgebungen. 321
XX. Edmund Ironside und Knut der Große. 334
XXI. Wilhelm der Eroberer 340
XXII. Pabst Sergius II. und Kaiser Ludwig II. 364
XXIII. Die Päbstin Johanna 368
XXIV. Gregor VII. 371

Zwölf Kupfer
zum
historischen Bildersaal.

Dritter Band. Wohlfeilere Ausgabe.

Tafel XXV. Adelbert und Hatto.

Der Erzbischof Hatto von Mannz hatte den Grafen Adelbert, der in seiner Feste Babenburg vom König Ludwig dem Kinde belagert wurde, unter dem eidlichen Versprechen, ihn wohlbehalten zurückzuführen, bewogen, mit ihm ins königliche Lager zu gehen. Unterwegs aber hatte Hatto über Hunger geklagt, und dadurch den Graf bewogen, mit ihm umzukehren und zu frühstücken. Darauf waren beyde zum zweyten Male aufgebrochen. Kaum aber hatten sie das königliche Lager erreicht, so sprangen Knechte herbey, und ergriffen den Grafen, um ihn zu binden. Vergebens vertheidigte sich Adelbert; vergebens warf er dem Erzbischof schändliche Bübereyen vor. Höhnisch erwiederte dieser: er habe sein Versprechen, den Grafen wohlbehalten in die Feste zurückzuführen, gehalten; daß derselbe zum zweyten Male herausgegangen, sey dessen, nicht seine Schuld.

Tafel XXVI. Rollo, erster Herzog der Normandie.

Nach langjährigen Befehdungen hatte es endlich Rollo dahin gebracht, daß ihm König Karl der Einfältige ein großes Stück Landes abtreten mußte. Jetzt sollte er als künftiger Vasall bey einer feyerlichen Versammlung in der Gegend von St Cloir dem König huldigen und ihm, wie es Sitte war, den Fuß küssen. Er aber sprach: "Nie werde ich meine Knie vor den Knieen eines andern beugen, nach jemands Fuß küssen!" und nur mit Mühe konnte er dahin gebracht werden, daß er einem seiner Soldaten dazu Erlaubniß gab. Dieser aber stellte sich so ungeschickt, daß er des Königs Fuß hoch empor riß, und ihn rückwärts niederwarf. Darüber entstand auf der einen Seite ein lautes Gelächter, und auf der andern ein unmuthiges Murren.

Tafel XXVII. Edelsinn des Königs Konrad I.

Der deutsche König Konrad I ließ, dem Tode nahe, seinen Bruder Eberhard samt den Vornehmsten der Franken zu seinem Sterbelager kommen, und beredete ihn, nicht nach der Krone zu streben, sondern die Ehrenzeichen der Königswürde zu ihrem seitherigen Feinde, Heinrich Herzog von Sachsen, zu tragen, der König vor allen zu seyn verdiene. Eberhard gelobte dieß mit einem deutschen Handschlag, und hielt dann, was er gelobt hatte.

Tafel XXVIII. Sanftmuth der Königin Mathilde.

Die fromme Königin Mathilde war mit ihrer Freundin Richburg, um sich mit ihrem Sohne, Otto dem Großen, der sie beleidigt hatte, auszusöhnen, in die Gegend von Grona gekommen. Da ritt ihr Otto mit seiner Gemahlin Edith und einem großen Gefolge entgegen, stieg, als er ihr nahe kam, vom Pferde, warf sich mitten auf dem Wege nieder und bat um Verzeihung. Und sie gewährte seine Bitte, richtete ihn auf, und bot ihm den Kuß des Friedens.

Tafel XXIX. Otto der Große wird König der Deutſchen.

Nachdem die Fürſten Deutſchlands Otto den Großen in dem Pallaſte zu Aachen zum König erwählt hatten, führten ſie ihn über eine Gallerie in die Kirche, wo Salbung und Krönung vollzogen werden ſollte. Am Eingang zur Kirche empfing ihn der Erzbiſchof von Maynz im prieſterlichen Schmucke, faßte ihn bey der Linken und führte ihn ſo (indem er rechts ging) in die Mitte der Kirche.

Tafel XXX. Heinrich I ſiegt über die Ungern.

Als Heinrich I, im Begriff mit den Ungern bey Keuſchberg zu kämpfen, die Reihen ſeines in Schlachtordnung geſtellten Heeres durchritt, um dasſelbe zur Tapferkeit zu ermahnen: da trat, wie erzählt wird, ſein Pferd in einen Steinblock ſo, daß die Spur des Hufes kenntlich blieb. Er ſelbſt, vom Pferde abgeſtiegen, drückte in eben dieſem Steinblock ſeine flache Hand ab. Hierauf trat er vor das Heer hin, bethenernd, daß dieſes Zeichen der Allmacht, ein Zeichen ihres bevorſtehenden Sieges ſey.

Tafel XXXI. Gefahr und Rettung Ottos II.

Otto II, von den Griechen und Saracenen in Unteritalien geſchlagen und nach dem Meere hin verfolgt, ſetzte, wie ſeine am Ufer ſtehenden Begleiter ihm gerathen hatten, zu Pferde ins Meer, um ein vorüber ſegelndes Schiff zu erreichen. Dieß gelang ihm; aber das Schiff war ein griechiſches und er gerieth in Gefahr, als Gefangener nach Conſtantinopel gebracht zu werden. In dieſer Noth beredete er den Schiffsherrn, bey Roſana zu landen, um auch ſeine dortigen Schätze aufzunehmen. Der Schiffsherr folgt ihm; vor dem Hafen von Roſano wird gelandet, und die verheißenen Schätze kommen an Bord. Aber während die Griechen mit Durchſuchung derſelben beſchäftigt ſind, ſpringt Otto vom Schiffe ins Meer und gelangt, ſchwimmend, glücklich wieder zu den Seinigen.

Tafel XXXII. Heinrich IV und Gregor VII.

Drey Tage lange hatte Heinrich IV mitten im Winter, barfuß und im wollenen Büßhemde im Schloſſe Canaſſa geſtanden, haſſend und flehend, daß ihn Pabſt Gregor VII vom Banne befreyen möchte. Erſt am vierten Tage wurde er vorgelaſſen. Gregor ſaß in einem Saale des Schloſſes, umgeben von Cardinälen und andern Geiſtlichen; vor ihm aber mußte als Büßender, mit entblößtem Haupte und entblößten Füßen Kaiſer Heinrich ſtehen, und demüthig den ſtrengen Ausſpruch des ſtolzen Richters vernehmen.

Tafel XXXIII. Der Cid.

Als der edle Cid Valencia erobert hatte, ließ er durch ſeinen treuen Freund, den Ritter Alvara Fanez, ſeine Gemahlin, Donna Ximena, und ſeine beyden Töchter, Sol und Elvire, herbeyführen, damit die Geliebten ſeines Herzens Theil an ſeiner Freude nähmen. Er ſelbſt ritt ihnen auf ſeinem Streitroß Babieca entgegen. Als er zu ihnen gekommen war, ſank ſeine Gemahlin zu ſeinen Füßen. Er weinte; der Biſchof Hieronymus aber, ſein Freund, ſegnete ſie.

Tafel XXXIV. Alfred der Große im Stande der Erniedrigung.

Von den Dänen geſchlagen und von ſeinen Unterthanen verlaſſen, flah König Alfred in die Hütte eines ſeiner Hirten und diente als Knecht. Eines Tages befahl ihm die Hirtin auf die Brode, die am Feuer geröſtet wurden, zu achten. Er aber nur an die Wiederherſtellung ſeines Thrones denkend, ſchnitzte ſich Bogen und Pfeile, und vergaß darüber des Auftrags. Als nun die Hirtin zurückkam und die Brode ver-

beannt fand, ſchalt ſie ihn einen faulen Knecht, der wohl Brode eſſen, aber nicht backen möchte.

Tafel XXXV. Edmund Ironſide und Knut der Große.

Auf einee Inſel des Fluſſes Seoern kamen Edmund Ironſide, König von England, und der Dänenkönig, Knut der Geoße, zuſammen, um einen Vergleich wegen der Theilung Englands zu ſchließen. Wäheend ihre Schreibee denſelben vollends zu Stande brachten, veetauſchten die Könige ihre Schweetee und andern Waffenſchmuck, den ihre Dienee in Händen hielten.

Tafel XXXVI. Wilhelm der Eroberer.

Wilhelm, Heezog der Noemandie, war zur Eroberung Engſands abgeſeaelt, und hatte glücklich die engliſche Küſte erreicht. Hier aber, ans Ufee ſpringend, fiel er hin. Doch ſchnell deutete er dieß ſcheinbar üble Zeichen zu ſeinem Voetheil. Feſt den Boden eegreifend, eief er: "Das Land iſt mein!" Einer ſeiner Kriegee, der bey ihm ſtand, erwiederte: "Ja, Heezog und bald König, du wirſt England in Beſitz nehmen!" Ein andeee aber lief zu einee nehen Hütte, riß einen Strohbeis vom Dache und überbeachte ihn dem Feldheeen, als Zeichen der Beſitznahme.

Nachricht.

Die vermehrte Bogenzahl dieſes Bandes, ſo wie die gewiß durchgehends lobenswerthe Ausführung der zwölf dazu gehörigen Kupferblätter, werden dem Verfaſſer und Verleger beym Publicum das Zeugniß geben, daß die auf die Herausgabe dieſes Baudes etwas mehr wie gewöhnlich verwendete Zeit gewiſſenhaft zum Beſten des Werkes und der Käufer angewendet worden iſt.

Der folgende vierte Band wird hoffentlich bis zu Ende des nächſten Jahres erſcheinen können. Auf dieſen wird von den bisherigen reſp. Theilnehmern die Vorauszahlung bis zur Oſtermeſſe 1818 angenommen, nämlich:

3 Thlr 12 Gr. ſächſ. oder 6 Fl. 18 Kr. rhein. für die gute, und 2 Thlr 12 Gr. oder 4 Fl. 30 Kr. für die wohlfeilere Ausgabe.

Neu hinzutretenden Käufern können die Vortheile der Pränumeration nicht mehr geſtattet werden, und iſt demnach der Ladenpreis

für jeden Band der guten Ausgabe auf 4 Thlr ſächſ. oder 7 Fl. 12 Kr. rhein.
und = = = der wohlfeilern Ausg. auf 3 Thlr ſächſ. od. 5 Fl. 24 Kr. rhein.

beſtimmt, für welchen Preis die erſchienenen 3 Bände dieſes Werks durch jede Buchhandlung ohne Preiserhöhung zu haben ſind.

Um häufigen Anfragen zu begegnen mache ich bekannt, daß von

Loſſius's moraliſcher Bilderbibel. 5 Bde. gr. 8. Mit 74 Kupfern nach Schubertiſchen Zeichnungen

die gewöhnliche Ausgabe auf Druckpapier vergriffen iſt. Um aber dem Publicum ferner den Ankauf dieſes ſowohl in Hinſicht des Textes als der ſchönen Kupfer ſo trefflichen Werkes ſo viel r-e möglich zu erleichtern, habe ich beſchloſſen, die noch vorräthigen Exemplare der guten Ausgabe auf Schreibpapier mit den beſten Kupfer-Abdrücken von dem ſeither noch beybehaltenen Pränumerations-Preis von 17 Thlr 12 Gr. auf den Ladenpreis von 15 Thlr ſächſ. oder 27 Fl. rhein. herabzuſetzen, wofür dieß Buch durch alle Buchhandlungen ohne Preiserhöhung zu beziehen iſt.

Gotha, am 1. Oct. 1817. Juſtus Perthes.

Erinnerung an die Buchbinder.

Das Kupfer, Tafel XXVII, wird dem Titel gegenüber gebunden.

Beym Binden der Exemplare iſt der friſchen Schrift wegen die größte Vorſicht beym Schlagen nöthig; auch iſt zwiſchen jedes Kupfer und den Text ein Blatt Papier einzulegen.

Bey dem Verleger dieſes Bilderſaales ſind neu erſchienen:

Göring, J. H. E., Eduard Farbers Reiſen nach allen Theilen der Erde. Ein Leſebuch für die Jugend beyderley Geſchlechts, zur Beförderung ihrer Kenntniſſe in Geſchichte, Geographie und Naturgeſchichte. 3 Thle. 8. geheftet 2 Thlr 4 Gr.

Loſſius, K. F., Anfang und Fortgang der Reformation, oder Helius Eobanus Heſſe und ſeine Zeitgenoſſen. gr. 8. 1 Thlr.

Ukert's, G. H. A., Dr Martin Luther's Leben mit einer kurzen Reformationsgeſchichte Deutſchlands und der Literatur. Herausgegeben von F. A. Ukert. 2 Thle. gr. 8. 2 Thlr 20 Gr.

Stieler's, Ad., Hand-Atlas über alle Theile der Erde nach dem neueſten Zuſtande und über das Weltgebäude, nebſt einem geographiſchen Texte, gemeinſchaftlich mit C. G. Reichard bearbeitet. Fol. Ite und IIte Lieferung. Ladenpreis 5 Thlr ſächſ. od. 9 Fl. rhein.

(Die IIte Lieferung erſcheint im nächſten Monat.)

Kalender, Gothaiſcher genealogiſcher, auf das Jahr 1818. 55r Jahrgang. Mit 12 Kupfern. 12. Schön gebunden mit goldenem Schnitt. 1 Thlr.

Google